the
university of
connecticut

hbl, stx
v. 1 DD 201.R2 1911
Radowitz' ausgewahlte Schriften /
3 9153 00486748 9

DD/201/R2/1911/v.1

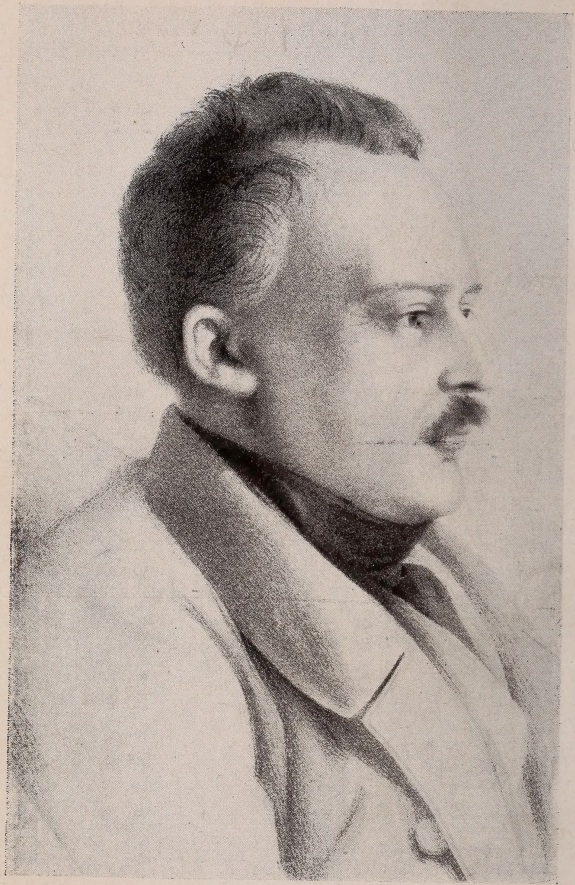
Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/radowitzausgewah01rado

302

Radowitz' ausgewählte Schriften.

1. Band.



Radowitz.

Joseph Maria Ernst Christian Wilhelm von Ra

Radowitz'
Ausgewählte Schriften
ausgewählte Schriften.

Herausgegeben von Wilhelm Corvinus.

1. Band:

Gespräche
aus der
Gegenwart
über
Staat und Kirche.

❖

Frankfurt am Main.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

DD
201
R2
1911
v.1

Joseph Maria von Radowitz.

Einleitung.

Unter den großen Männern, an denen das 19. Jahrhundert reich ist wie kein früheres, harrt einer noch der Auferstehung. In der Entwicklungsreihe von Görres bis Bismarck, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, da das alte heilige römische Reich deutscher Nation vernichtet, das neue Reich aber noch nicht begründet war, lebte, kämpfte und schrieb er als der deutscheste der Deutschen: Joseph Maria von Radowitz.

Die folgende Auswahl will dem heutigen Geschlecht diesen Mann vorführen, wie er sich selbst in seinen Schriften gezeichnet hat, als weitschauenden Diplomaten und nationalen Politiker, als treuen Sohn seiner Kirche, als glänzenden Redner, als feinsinnigen Ästhetiker und nicht zuletzt als echten, wahrhaften, herrlichen Menschen.

Die Wiege seiner Ahnen stand in Ungarn. Ein Demetrius von Radowitz geriet in der Schlacht von Hohenfriedberg 1745 in preußische Gefangenschaft. Er ließ sich später zu Helmstedt im Braunschweigischen nieder und starb 1772. Sein Sohn Joseph Maria studierte an der Universität Göttingen, wurde herzoglicher Rat, war

jedoch eigentlich Privatmann und lebte zu Blankenburg am Harz. Dessen zweite Frau Friederike Therese, Tochter des Kommandanten von Salfeld Freiherrn von Cönitz, schenkte ihm am 6. Februar 1797 einen Sohn, der in der Taufe gleichfalls den Namen Joseph Maria erhielt. Er war das älteste Kind seiner Eltern und das einzige, das lebend zur Welt kam.

Bald nach der Geburt dieses Sprößlings übersiedelte Rat Radowitz nach Altenburg. Hier verbrachte der nachmals berühmte General und Staatsmann seine erste Jugend. Das Lesen, Denken, Lernen wurde, wie er in seinen Memoiren (Zur Geschichte meines Lebens, veröffentlicht in dem Werk Joseph Maria v. Radowitz von Paul Hassel 1. Bd. 1905) selbst sagt, für ihn zu einer wahren Leidenschaft. Dagegen traten alle sonstigen Interessen des kindlichen Lebens zurück. Er verfügte über eine ungezügelte Phantasie, große Unruhe und Heftigkeit. Eine Mischung von Hochmut und Blödigkeit machte sich geltend, die aus seinem, bei einzigen Söhnen fast stets wahrnehmbaren, abgesonderten Treiben immer mehr Nahrung zog. Entdeckte der Junge in irgend einem Winkel des elterlichen Hauses eine alte Truhe mit einem vergessenen Bücherschatz, so ruhte er nicht eher, als bis er alles, was in seine Hände gefallen, durchgelesen hatte.

Die Eltern lebten in Mischehe, die aber durch nichts in ihrer glücklichen Harmonie getrübt wurde. Bis zu seinem 13. Lebensjahr erhielt Radowitz eine protestantische Erziehung, dann dem Willen seines katholischen Vaters ent-

sprechend eine solche im Sinne der französischen Staatsreligion.

Man glaubte damals allgemein an die Zukunft des napoleonischen Weltreichs, und Radowitz sollte für das Heer des großen Kaisers ausgebildet werden. Zu diesem Zweck wurde er in Mainz, Charleroi und Paris militärtechnisch unterrichtet. In der polytechnischen Schule der französischen Hauptstadt waren Ampère, Cuvier u. a. seine Lehrer.

1812 trat Radowitz als Kgl. westfälischer Eleve-Unterleutnant in die Artillerie- und Ingenieurschule zu Kassel ein. 1813 stand er im Felde.

In großen Zeiten ist Jugend kein Hindernis, rasch vorwärts und aufwärts zu gelangen. Radowitz erhielt sechszehnjährig die Führung einer Batterie. In einem Gefecht bald nach der Schlacht an der Katzbach hielt er sich so wacker, daß Napoleon, der Augenzeuge des Kampfes war, seine Geschicklichkeit rühmte und ihm das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. In der Schlacht bei Leipzig wurde er durch ein Granatstück verwundet und Gefangener der Verbündeten.

Während Radowitz in sorglicher Pflege des Tages harrte, der ihn wieder ins Feld stellen möchte, erlosch Napoleons Ruhmesstern. Kurfürst Wilhelm I. von Hessen übernahm die Regierung seines Landes, und der genesene westfälische Offizier wurde Premierleutnant der neuerrichteten hessischen Artillerie.

1816 erfolgte die Ernennung zum Lehrer an der Kadetten- und Pagenanstalt zu Kassel und bald hernach zum Stabskapitän.

Wir besitzen die Schilderung eines Zeitgenossen, der Radowitz von jener Anstalt her sehr wohl kannte. Darnach war dessen äußere Erscheinung schon in jüngeren Jahren auffallend und ganz eigentümlich. Seine große, breite und volle Gestalt hatte nichts Jugendliches; er hatte dunkles Haar, schwarze Augen, dunklen, bleichen Teint; sein Gesichtsausdruck war ernst und stolz. Selten mag es einen Menschen gegeben haben, der so wenig Bedürfnisse besaß wie Radowitz. Er rauchte weder, noch trank er etwas anderes als Wasser. Sein Frühstück bestand das ganze Jahr über aus Obst. Nur ein Bedürfnis kannte er lebenslang, und das waren Bücher. Auf diese verwandte er alle Zeit, die der Unterricht ihm freiließ. In einem Zeitraum von nur wenigen Jahren hatte er eine ihm zu Gebote stehende Bibliothek von mehreren tausend Bänden, meist Klassiker und auserlesene ältere Werke durchgelesen, daneben aber auch alle neueren bedeutenderen Schriften nicht unbeachtet gelassen.

Als Lehrer war Radowitz unübertrefflich; er wirkte in einem so hohen Grad anregend auf seine Schüler, daß, was sonst selten vorkam, der mathematische Unterricht selbst für die Minderbegabten fesselnd wurde. Dies bewirkte er besonders dadurch, daß er oft Zwischenfragen aufwarf, Einwendungen erhob und tausenderlei Dinge in den Unterricht mit hineinzog, die bei den Schülern immer von neuem das Erstaunen über seine außerordentlichen Kenntnisse in allen Fächern hervorriefen.

Mit Vorliebe beschäftigte sich Radowitz bereits damals mit den Staatswissenschaften. Karl

Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaft", Montlosiers „De la monarchie Française" u. a. aktuelle Werke verschlang er mit dem ganzen Heißhunger des werdenden Politikers. Die französische Sprache war ihm geläufig wie die deutsche. Die französische Literatur beeinflußte ihn mächtig. Die häufige Anwendung von Fremdwörtern, die uns in seinen Schriften auffällt, dürfte darauf zurückzuführen sein. Von deutschen Dichtern verehrte er Novalis und die übrigen Romantiker. Mit ihnen begeisterte er sich für das deutsche Mittelalter, die gotische Baukunst, das christliche germanische Kulturideal. Goethe bezwang ihn erst im reifsten Mannesalter. Aber im Grund seines Wesens blieb er immer gleich, immer Romantiker, und seit er endlich in einer Zeit der Ruhe Gelegenheit gefunden, den letzten und schwersten Dingen nachzugehen, immer ein innerlich überzeugter katholischer Christ.

Die rein verstandesmäßige Auffassung der Welt lehnte er ab. Dem Gefühle wollte er alle seine Rechte gewahrt wissen. Und so verwarf er bei aller sonstigen Bewunderung Hallers dessen Theorie von dem Recht des Stärkern als dem staatenbildenden Prinzip. Für Radowitz ist der Staat eine historische Erscheinung, ein unter Gottes Führung im Laufe der Jahrhunderte aus zahllosen Motiven sich entwickelndes Institut, worin jedes einzelne Glied nicht eine von dem menschlichen Verstande ihm a priori angewiesene Stellung, sondern diejenige rechtmäßige Beziehung zum Ganzen hat, die ihm aus dem Gang der geschichtlichen Bildung erwächst. Nicht

aus einem losen Verband einzelner Individuen kann daher der Staat bestehen, denn alles bloß Individuelle weist die Geschichte von sich, sondern aus jenen Aggregaten, die aus dem Zusammenwirken vieler von jeher in einer gemeinschaftlichen Richtung vereinigten Personen entstanden. Und so stellen diese Korporationen gleichsam die moralischen Personen des Staates dar. So sind die Rechte der verschiedenen Stände, des Adels, der Geistlichkeit und der Städte entstanden, so auch das höchste der Rechte im Staate, das Recht zur Regierung, das der ewige Herr, gleich jedem anderen Gute der Erde, dem Geschlechte verliehen, das Seine Weisheit dazu auserkoren.

Die altständische Monarchie galt ihm wie seinem spätern Freund und König Friedrich Wilhelm IV. stets als das wahre Staatsideal.

Bereits in Kassel lernte Radowitz das Hofleben kennen, von dem er sich übrigens nie sonderlich angezogen fühlte. Lieber weilte er in familiären Kreisen, wohin ihn innere Neigung zog. Und eine Reihe vortrefflicher Freundschaften schloß er in jener schicksalentscheidenden Zeit, da der Jüngling vollends zum Manne wird. Daß alle diese Personen, die ihm damals durch ihre Liebe ebenso nahe traten, wie durch ihre Eigenschaften Vorbild und Hilfe auf dem Weg zu Christus wurden, insgesamt dem protestantischen Bekenntnis angehörten, hat er später als einen der einflußreichsten Umstände für die Führung seiner Seele bezeichnet.

1819 starb Rat Radowitz. Er hatte durch mehrere unglückliche Unternehmungen sein ganzes Vermögen eingebüßt. Allein der Sohn stand

fest auf eigenen Füßen, nahm die Mutter zu sich und sorgte für sie bis an ihr Ende.

1821 kam Wilhelm II. auf den hessischen Thron. Sein Familienleben war zerrüttet. Das ganze Land litt darunter. Der Kurprinz, zu dem Radowitz damals in nahen Beziehungen stand, ergriff gegen den Vater Partei. Dieser, auf das heftigste erzürnt, entfernte ihn vom Hofe und verwies Radowitz aus Hessen.

Schwer trug der Verbannte sein bitteres Los. Doch ein treuer Freund, Alexis von Boyneburg, bot ihm auf der Burg Städtfeld ein gastfreundliches Asyl.

Inzwischen hatte das aufstrebende Preußen die Aufmerksamkeit des tatendurstigen Offiziers seit langem an sich gezogen, und auch er selbst war in Berlin kein Unbekannter mehr. Friedrich Wilhelm III. war dankbar für die Anhänglichkeit und Stütze, die seine Schwester, die unglückliche Kurfürstin, bei Radowitz stets gefunden hatte. Und bereits 1821 hatte dieser wiederum den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen kennen gelernt, als er in Berlin den hessischen Familienzwist zu ordnen bemüht war.

Am 4. Oktober 1823 wurde Radowitz zum Kgl. preußischen Kapitän ernannt und dem Chef des Generalstabs zur Dienstleistung zugewiesen. Damit begann eine neue Zeit und die eigentliche Wirksamkeit des Lebens für den lange genug umhergeworfenen Mann. Dankbar mochte er schon einige Jahre später bekennen: Ich habe in Preußen gefunden, was meine kühnsten Hoffnungen nicht erwarten durften, Ehre, Wirksamkeit, reichliches Auskommen und mehr als dieses,

Frau und Kind! Zehnfach ist mir ersetzt worden, was ich in Hessen verloren ... Preußen ist das Land geworden, in welchem der neue Stamm, der von mir ausgeht, wurzelt; so fremd es meiner Geburt und meinem früheren Leben gewesen, so gehöre ich ihm jetzt mit voller und ungeteilter Anhänglichkeit an und würde mich ganz außerstande fühlen, anderswo zu dienen. Die Zeit, wo ich glauben konnte, nach eigenem Ermessen über mich verfügen zu dürfen, ist vorüber! Mit diesem Lande will ich stehen und fallen!

Rasch lebte sich Radowitz in seiner neuen Heimat ein. Verbindungen mit hervorragenden, ähnlich gesinnten Altersgenossen, so mit den Brüdern Wilhelm und Leopold Gerlach, den Mitbegründern der Kreuzzeitungspartei, unablässige Tätigkeit im Generalstab, in der allgemeinen Kriegsschule, in der Studienkommission der Artillerie, in der Ingenieurschule, als Prinzenerzieher, Korrespondent, Bücherleser, Reisen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands und darüber hinaus, nach England, Belgien, Holland, Italien verschafften Radowitz in den folgenden Jahren mehr Abwechslung, als der mönchisch ernste und genügsame Mann sich selber wünschte.

Als Militär erregte er das Aufsehen der beteiligten Kreise. Die schwierigsten theoretischen Aufgaben der Militärreform wurden ihm anvertraut. Er löste sie alle.

1827 veröffentlichte Radowitz seine Erstlingsschrift, eine mathematische Arbeit: die Formeln der Geometrie und Trigonometrie. Daneben be-

schäftigte er sich damals mit einer Zusammenstellung aller Nachrichten über die bildliche Darstellung der Heiligen. Zwei Jahre später schloß er die Sammlung ab, 1834 gab er seine Ikonographie der Heiligen als einen Beitrag zur Kunstgeschichte heraus.

Noch einmal trat die hessische Frage an ihn heran. Der Kurprinz floh vor seinem leichtlebigen und exaltierten Vater nach Berlin. Sein Oheim, der König, stützte ihn, Radowitz beriet ihn, solange dies möglich war. Als Radowitz voll Sittenstrenge ihn jedoch später vor dem Lebenswandel des Kurfürsten bewahren wollte, trennten sich die Wege beider endgültig, und die schwärmerische Freundschaft des hessischen Prinzen verwandelte sich in tödlichen Haß.

Um so mehr Entgegenkommen und innerste Teilnahme fand Radowitz beim preußischen Thronerben Friedrich Wilhelm.

Und vollends als er nach dem Tod der geliebten Mutter mit der jungen, anmutigen und frommen Gräfin Marie von Voß ein eigenes Heim begründet hatte (1828), fühlte er sich so wohl wie nie vorher in seinem ganzen Leben. Trotzdem seine Frau eifrige Protestantin im Sinne Schleiermachers war, erhob sich zwischen ihr und dem strenggläubigen katholischen Gatten niemals die Scheidewand eines inneren Zerwürfnisses. Diese Tatsache mag uns die große Friedensliebe des Irenikers Radowitz begreiflicher machen.

Die französische Julirevolution von 1830 ließ alle konservativ gerichteten Köpfe vor den unfaßbaren Folgen erschaudern. Die Freunde um

Radowitz, die gleich ihm Anhänger des Gottesgnadentums waren und zugleich die absolute Staatsgewalt in welcher Form auch immer verwarfen, dachten an eine publizistische Vertretung ihrer Ansichten. Das Politische Wochenblatt wurde gegründet und der inzwischen sogar katholisch gewordene, durchaus legitimistisch gesinnte Berliner Strafrechtsprofessor Karl Ernst Jarcke auf Radowitzens Betreiben zum Redakteur bestellt.

Der König wünschte damals über die Stimmung und das Militärwesen Süddeutschlands genauer unterrichtet zu sein. So begab sich Radowitz als Begleiter des Prinzen August 1832 nach Hessen-Darmstadt, Baden, Württemberg und der Schweiz, immer bedacht, sich auch künstlerisch und literarisch weiter zu bilden.

Mit Goethe war Radowitz ein Jahr vor dessen Tod in flüchtige Korrespondenz getreten. Ein Freund beider, der Maler Gerhard von Reutern, bot den äußeren Anlaß dazu. Am Genfersee lernte er nun den russischen Dichter Wasily Andrejewitsch Youkowski kennen, den Verfasser der russischen Volkshymne, den Genossen Turgenjews und Puschkins, den Mitbegründer der modernen slawischen Kultur. Ein immer innigerer Freundschaftsbund vereinigte Radowitz und Youkowski fürs Leben.

Über den Simplon reiste der Prinz mit seinem Cicerone im Spätherbst nach Italien weiter. Groß, bezaubernd, überwältigend wirkte alles, Natur und Kunst in schönster und reinster Harmonie.

An einem Sonntagsmorgen traf man in Rom ein. Der Peterskirche galt der erste Besuch. Der Eindruck davon wird nicht leicht in mir erlöschen, schreibt Radowitz seiner Gemahlin nach Hause, zu speziellen Kunstbetrachtungen war ich in keiner Weise disponiert, aber das Ganze ist eine einzige Erscheinung. Byron sagt, er hasse diese Kirche, weil sie den Menschen so gering erscheinen ließe. Gerade das ist, worin ihre tiefe Bedeutung liegt, und dies ist auch der eigentlich christliche Sinn dieser unermeßlichen Größe und Pracht. Man wird unmittelbar in das Gefühl versetzt, in dem Mittelpunkt der christlichen Welt zu stehen, und es würde jedermann schwer werden, sich dieser Empfindung zu erwehren.

Täglich kam Radowitz mit dem preußischen Gesandten von Bunsen zusammen, täglich war er gleich dem Prinzen das Opfer zahlreicher Besuche. Muße fand er nicht. Doch können wir in seinen Briefen und Tagebuchnotizen seine helle, durch nichts getrübte Begeisterung für die ewige Stadt sich widerspiegeln sehen, die heilige Überzeugung, es sei Roms Aufgabe, den einzelnen hinzuweisen auf das Allgemeine, das einzelne Leben auf die Weltgeschichte, die einzelne Seele auf die Kirche, überall das Individuelle auf die Gemeinschaft. Sein katholisches Bewußtsein schöpfte aus der Stadt der sieben Hügel neue Anregungen, neue Glaubensfreuden, neue Beruhigung.

In Neapel und Pompeji fand er nicht die Fülle geistig und künstlerisch interessanter Menschen, wie sie die deutsche Künstlerkolonie zu Rom ihm bot, die leichtlebigen Neapolitanerinnen stie-

ßen den Asketen in ihm ab, aber Natur und Kunst offenbarten auch hier ihre großen Wunder. Der Prinz ließ den nach Frieden und Einsamkeit sich sehnenden Radowitz stundenlang ganz allein sich selbst überlassen. Und so wandelte der genußfrohe und doch wieder weltabgewandte Offizier und Staatsmann, in dem der Schriftsteller, der Träumer, der Dichter erwachte, oft und immer wieder das Meer entlang in dem Garten der Villa Reale oder am Kap Misan. Und das bunte Volksleben von Santa Lucia zauberte ihm den ganzen Reichtum des kaleidoskopartigen Südens vor.

Über Venedig und den Brenner, über München und Nürnberg ging die Reise heimwärts. In seinen Aufsätzen über Italien (Berliner Politische Wochenschrift 1833) konnte er wenigstens einen Teil der dort gemachten Beobachtungen verwerten.

Über den Verfall und drohenden Zusammenbruch des Kirchenstaates gab er sich keiner Täuschung hin. Viele Klagen seien nur allzusehr begründet. Die Finanzen verschlechterten sich von Jahr zu Jahr. Die Rechtspflege ermangele in diesem halbgeistlichen Staatswesen jeder Unparteilichkeit und Sicherheit. Es gebe nur ein Mittel der Besserung: die Rückkehr zu den von der französischen Herrschaft beseitigten Munizipalverfassungen der verschiedenen Landesteile. Es sei ein großer Fehler gewesen, daß der allmächtige Ratgeber des Papstes Pius VII., Kardinal Consalvi, bei der Restauration des Kirchenstaates die provinziale und kommunale Selbstverwaltung nicht wiederhergestellt habe.

Radowitz teilte hierin die Ansicht Bunsens und Rankes. Deutlich erkannte er aber auch, tiefer als alle zeitgenössischen Protestanten, die sich mit der katholischen Kirche beschäftigten, die damaligen und kommenden inneren Zerwürfnisse. In einem Reisebrief sprach er die Überzeugung aus: Wer die Entwicklung der Zeit aufmerksam verfolgt, kann nicht verkennen, daß der Zwiespalt nicht allein in den Konfessionen liegt, sondern daß der Verfall des geistlichen Gehorsams, der der eigentliche Charakter dieses Jahrhunderts ist, sich auf andere Weise gleichfalls in katholischen Ländern kundgibt. Die Kirche, die auf den Fels gegründet ist, wird ewig dauern, aber ohne eine allen gemeinsame geschichtliche Erfahrung, die nur ein Wunder, eine sichtbare Offenbarung Gottes bewirken kann, ist eine allgemeine Rückkehr der europäischen Menschheit unter das sanfte Joch Christi nicht denkbar.

Alle diese Ausflüge ins Reich der Religions-, Kunst- und Weltgeschichte führten Radowitz immer wieder zu seinem wenigstens äußerlich ersten Beruf, dem soldatischen, zurück. Nicht ohne Neid und Mißgunst hatte man ihn, den Ausländer, der unter Napoleon gedient, den Katholiken, der aus seiner dogmatischen Kirchlichkeit kein Hehl machte, den feurigen, als Redner übersprudelnden Mann, der fast noch ein Jüngling war, die Ehrenleiter eines preußischen Militärs im Sturm emporklimmen gesehen. Der König hatte ihn im 33. Lebensjahr zum Stabschef der Artillerie ernannt. Ältere Offiziere waren übergangen worden. Dies allein hätte böses Blut erregen müssen. Selbst so weit-

herzige Männer wie Gneisenau und Clausewitz schüttelten in der Tat bedenklich ihre Köpfe. Und so dachte Radowitz bereits seit geraumer Zeit daran, seine Stellung zu verändern. Als die Gegenströmung zu stark wurde, willigte auch der König ein, daß er Berlin verlasse.

1836 wurde Radowitz entfernt, um gleichzeitig befördert zu werden. Er bekam den Posten des preußischen Militärbevollmächtigten am Bundestage und ging mit dem stolzen Bewußtsein nach Frankfurt am Main ab, als treuer Diener seines Herrn gerechtfertigt dazustehen vor der ganzen Welt.

Bereits während seiner Kasseler Jugendzeit hatte sich Radowitz mit demjenigen Gebiet der Bundesverfassung beschäftigt, dessen Reform jetzt eine seiner Lebensaufgaben war, mit der Bundeskriegsverfassung.

Die Herstellung der Bundesfestungen Rastatt und Ulm setzte Radowitz trotz dem Widerstand Österreichs durch. Dagegen gelang es ihm nicht, 1840 die durch Frankreichs herausfordernde Haltung am Rhein geschaffene Lage mit einer Kriegserklärung Deutschlands zu beantworten. Wäre es damals nach seinem Willen gegangen, so hätte er in seiner Weise Bismarcks späteres Werk geschaffen, die Einigung des deutschen Volkes, Preußen an der Spitze, freilich im Bunde mit Österreich. Aber weder in Berlin noch in Wien besaß man den Mut, diesen kühnen Kriegsplan in die Tat umzusetzen.

Immer nachdrücklicher deutete alles darauf hin, daß Radowitzens Begabung vor allem im diplomatischen Verkehr am kräftigsten zur Gel-

tung kommen müsse. Er selbst besaß diese Erkenntnis, und so übernahm er um so bereitwilliger eine Reihe von Sondermissionen in Hannover und Kassel, Karlsruhe, Stuttgart, München und Wien. Seine glückliche Hand bewährte sich fast immer.

1842 wurde Radowitz zum preußischen Gesandten an den Höfen von Baden, Darmstadt und Nassau ernannt und nahm in Karlsruhe seinen Wohnsitz.

Indes hatte der Streit um die gemischten Ehen in Preußen, die Kölner Wirren von 1839 die gläubigen Katholiken auf das tiefste erregt. Schwer und bitter empfand Radowitz den gewaltsam ausgetragenen Konflikt zwischen Kirche und Staat. Der preußische Regierungsmann und strenge Katholik kämpfte mit sich, in sich selbst. Innerlich stand er in diesem Fall auf seiten der Kirche, äußerlich aber verhielt er sich unparteiisch, um nicht von dem Strudel der Ereignisse, die er zu schlichten nicht beauftragt war, fortgerissen zu werden.

In seinen Memoiren findet sich die bezeichnende Stelle: Die katholische Kirche hatte es mit dem modernen Staatsabsolutismus zu tun; dessen natürlicher Alliierter war der religiöse Unglaube und die Revolution. Daß die Stimmführer der letzteren sich freudig an die Regierung anschlossen, war eine sehr traurige Wirkung der falschen Position der Regierung, leider aber eine sehr natürliche. Die Gläubigen beider Konfessionen als solche waren hingegen bei dem Streite ursprünglich gar nicht beteiligt, oder vielmehr es durfte erwartet und verlangt werden, daß alles, was unter den Protestanten davon wußte, daß man

Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse, nicht auf diejenige Seite treten dürfe, welche eigentlich weiter nichts als die Alleingewalt des irdischen Staates behauptete. Leider sind die gläubigen Protestanten zum überwiegenden Teile in dieser Prüfung schlecht bestanden. Ich will gar nicht leugnen, wieviel hierzu die maßlosen und oft ganz unbegründeten Angriffe der katholischen Tagesschriftstellerei, insbesondere Görres, beigetragen haben, aber hier konnten und mußten sie sich auf die dogmatische Kontroverse beschränken. Falsch angewendetes Preußentum in dem einen, der alte Sektenhaß in dem andern hat diese natürliche Rücksicht nicht aufkommen lassen; man hat auf die verkehrteste, oft giftigste Weise Partei ergriffen. Nur außerhalb Preußens haben vereinzelte protestantische Stimmen billig und ehrlich geurteilt.

Auch auf mich selbst konnte die Rückwirkung nicht ausbleiben. Sobald ich zu übersehen imstande war, welche Bedeutung das Geschehene habe und weiter erlangen müsse, ging ich über meinen eigenen Standpunkt zur Sache ernstlich und gewissenhaft mit mir zu Rate. Ich bin ein gläubiges Glied der römisch-katholischen Kirche, erkenne in ihr die von Gott eingesetzte Heilsanstalt für die gesamte Menschheit. Ihre Gebote sind mir daher Gottesstimme; wo sie mit anderen Pflichten in Zwiespalt zu treten scheinen, habe ich nur ihnen zu folgen, da überall das Niedere, Abgeleitete dem Höheren, dem Ursprunge weichen muß. Hierüber bestand und besteht in mir kein Zweifel; kein Gesetz kann den Ungehorsam gegen die Kirche rechtfertigen, keines

die ewige Verantwortlichkeit dessen decken, der sich zum Werkzeuge feindseliger Handlungen gegen die Kirche direkt oder indirekt hergibt. Aber unmittelbar an dieser Grenze fangen die Pflichten des Untertanen an, die ihrem Ursprunge nach gleichfalls aus Gottes Geboten stammen. Er soll der rechtmäßigen Obrigkeit nicht allein in allen erlaubten Dingen unbedingt sich unterwerfen, sondern auch die Treue da bewahren, wo er sie im Irrtum sieht und weiß. Noch schärfer zeichnen sich die Pflichten des Dieners; solange mir mein Gewissen gestattet zu dienen, gebietet mir dasselbe Gewissen, „des Königs Nutzen und Bestes überall zu suchen, Schaden und Nachteil aber nach äußerster Möglichkeit zu verhüten" [aus der Eidesformel der preußischen Staatsbeamten], hiermit ist nicht zu transigieren, und die schwere Aufgabe bleibt mir, die scheidende Linie zu erkennen und überall einzuhalten.

Soweit als irgend meine Einsicht reicht, scheint es mir, daß diese Linie ganz natürlicherweise durch den Beruf selbst gezogen ist. Die Richtschnur, die ich mir in diesem herzzerreißenden Konflikte vorzeichnete, war daher folgende: Ich habe weder Beruf noch Mittel, um die Regierung von der Ungerechtigkeit und Schädlichkeit ihres Verfahrens gegen die katholische Kirche zu überzeugen, daher auch keine Pflicht, vorzutreten. —

In dieser für Radowitz ungemein peinlichen, ja traurigen Zeit suchte er Zerstreuung und Erholung in Freundeskreisen. Nicht nur in Frankfurt, sondern auch im nahen Stift Neuburg bei

dem frommen Rat Friedrich Schlosser fanden er und seine Gattin gesellige Aussprache und hilfsbereite Liebe.

Andere hervorragende Persönlichkeiten wurden mit ihm damals gleichfalls bekannt, so der kunstsinnige Ludwig I. von Bayern und der immer noch allgewaltige Fürst Metternich.

Trotz des schmeichelhaften Entgegenkommens, das Radowitz bei Metternich erfuhr, ließ er sich weder imponieren noch bestricken. Er fand ihn zwar den meisten sogenannten Staatsmännern an Lebendigkeit des Geistes sehr überlegen, er würdigte dessen politische Ideen und doktrinäre Einsicht. Daneben aber schien ihm in Metternichs Wesen offenbare Frivolität und innere Unwahrheit hindurch. Radowitz sagt von ihm: Er hat Prinzipien, aber die Prinzipien haben ihn nicht.

Aus der mit Absicht ausführlich wiedergegebenen Memoirenstelle über die Kölner Wirren mag man erkennen, wie sich in Radowitz der Verfasser der Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche vorzubereiten begann. Die 1839 anonym erschienene Schrift über die spanische Thronrevolution im Jahre 1830, die eine wissenschaftliche Kontroverse zwischen dem Heidelberger Rechtshistoriker Heinrich Zöpfel und dem bereits in Wien beschäftigten Nachfolger Gentzens Karl Ernst Jarcke zur Folge hatte, zeigte den historisch-politischen Schriftsteller bereits in seinem vollen Lichte.

Ein politischer Aufsatz aus jener Zeit (Preußische Politik, Gesammelte Schriften IV.) verdient allerdings noch mehr Beachtung. Rado-

witz beantwortet darin die Frage: Was ist im großen und ganzen die Linie, auf der sich die Politik Preußens halten soll? fast genau so, wie Bismarck später handelte, als er die Gründung des Deutschen Reichs ins Werk zu setzen begann. Preußen sei ein europäischer, aber vor allem seinem inneren Wesen nach ein deutscher Staat, Preußens Politik müsse durch und durch eine deutsche sein. Nichts Wesentliches dürfe sich in der inneren und äußeren Stellung der Kabinette, nichts in dem leiblichen und geistigen Zustand der deutschen Staaten ändern, ohne daß Preußens Stimme dabei gehört und beachtet würde.

1840 bestieg Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron. Radowitz hatte nun einen König, der nicht bloß sein politischer Gesinnungsgenosse, sondern noch viel mehr menschlich sein Freund war. Trotzdem die Blätter allgemein meinten, er würde nun über die Schicksale Preußens zu entscheiden haben, trotzdem der König ihn in der Tat in Berlin zu haben wünschte, sparte er seine Kräfte für eine spätere und, wie er wohl im stillen erhoffte, bessere Zukunft auf. Die allgemeinen Verhältnisse verzettelten sich eben in zahllosen Kleinlichkeiten, der Kirchenstreit war noch nicht beigelegt, wie hätte da der Katholik Radowitz glauben können, seine Zeit in Preußen sei gekommen? Er lehnte sogar ab, zwischen Berlin und Rom zu vermitteln. Doch gab er dem wohlmeinenden König seinen Ratschlag in allen Dingen, zu denen er hinzugezogen wurde. Auf seine Empfehlung hin wurde Diepenbrock Fürstbischof von Breslau. Aber wo es nur ging, hielt sich Radowitz nach Kräften gerade damals zurück.

Er begnügte sich mit dem bescheidenen Gesandtenposten in Karlsruhe, den ihm sein königlicher Freund von Herzen gern anvertraut hatte, und harrte im übrigen der Stunde, die eine große Zeit gebären sollte.

Mit feinem Spürsinn begabte Politiker wie Radowitz sahen die drohende Revolutionswolke am politischen Himmel Deutschlands immer näher rücken. Die Völker erneuerten lauter denn je ihren Ruf nach politischer Freiheit, nach Teilnahme an der Regierung. Friedrich Wilhelm IV. war Romantiker genug, um in der altständischen Monarchie, die er wiederherstellen wollte, das Allheilmittel für die neue Zeit zu erblicken. Seine Versuche in dieser Hinsicht scheiterten jedoch alle.

Radowitz war gegen die Halbheit seines Königs, vor allem seiner Umgebung, nicht blind. Man hörte ihn wohl, erbat sich stets seinen Rat, aber wenn es zur unbedingten Ausführung kam, lieh der König wieder entgegengesetzten Stimmen sein Ohr.

Auch an der Preßfrage nahm Radowitz bedeutenden Anteil, ohne jedoch seine Ansichten den Ministern gegenüber durchzusetzen. Darnach sollte die Zensur fast ganz aufgehoben, der Mißbrauch an die gewöhnlichen Gerichte verwiesen, die Zeitungen auf Konzessionen gegründet und die Redaktionen allein verantwortlich gemacht werden.

Der Drang der Geschäfte tötete die poetischen Interessen in Radowitz keineswegs. Hatte er auf einer seiner Reisen durch Sachsen Ludwig Tieck aufzusuchen nicht unterlassen können, so

erbat er 1842 für den bedrängten Ferdinand Freiligrath beim König ein Jahresgehalt und befürwortete in einer Denkschrift den Ankauf des Goethehauses, seiner Handschriften und Sammlungen durch den Deutschen Bund. Begeistert ging Friedrich Wilhelm IV. auf diesen Gedanken ein und beauftragte Radowitz, mit Metternich darüber zu unterhandeln. Die Sache scheiterte jedoch an der Uneinigkeit der Goetheschen Erben.

Unablässig beschäftigte sich Radowitz mit den Problemen der gemeindeutschen Zukunft. Sein Programm hatte im Lauf der Zeit an Umfang wesentlich gewonnen. Ausdehnung des Zollvereins über ganz Deutschland, Einheit des Münzsystems, der Maße und Gewichte, deutsche Schiffahrt und Kolonisierung, Regelung des Auswanderungswesens, allgemeine Durchführung eines Eisenbahnnetzes, gemeinsame Heimatrechte, ein allgemeines Gesetzbuch für Deutschland, namentlich auf dem Gebiete des Strafrechts, Begründung eines Bundeskreditsystems, das waren in der Hauptsache seine Ideen über Bundesreform (1843). Alle diese Ziele, so hieß es am Schlusse einer Denkschrift, die Radowitz dem König vorlegte, müssen in ein zusammenhängendes System gebracht werden. Ist dieses geschehen, so fordere man Österreich auf, die Ausführung in die Hand zu nehmen. Versage die Präsidialmacht ihre Zustimmung, so dürfe Preußen sich nicht scheuen, im Bunde selbständig vorzugehen.

Vergeblich bemühte sich Friedrich Wilhelm IV., seinen Freund in Berlin festzuhalten. Es waren immer nur Besuche, die Radowitz der

Hauptstadt machte. Einen dauernden Aufenthalt scheute er sich hier zu nehmen.

Ich komme mir mit Ihnen vor wie zwei Liebende, die sich nicht heiraten und auch nicht entschließen können, sich zu trennen, so bezeichnete Friedrich Wilhelm IV. selbst sehr richtig sein damaliges Verhältnis zu seinem vorsichtigen Berater.

Radowitz blieb nach wie vor in Karlsruhe als Gesandter tätig. Dem badischen Großherzog ließ er noch zeitig genug Warnungen vor der bevorstehenden Revolution zukommen. Dieser war auch geneigt, alles zu tun, wozu Radowitz riet. Aber die Minister waren blind und taub.

Der Schweizer Sonderbundskrieg mochte allen zu denken geben, die Zeichen der Zeit zu lesen verstehen. Die Wellen des Aufstandes fluteten den Rhein entlang und erfüllten zunächst Baden und bald ganz Deutschland.

Radowitz hatte sich all sein politisches und menschliches Leid (1846 war seine einzige Tochter gestorben) in seinen rasch berühmten Gesprächen aus der Gegenwart über Kirche und Staat von der Seele geschrieben. Alle Zeitereignisse spiegeln sich darin wieder. Auf jede Frage erfolgt die klare Antwort eines rechtschaffenen Mannes.

Andre kleinere Druckschriften über Die Devisen des Mittelalters, über Die Erbfolge in Schleswig, vor allem aber die Reden, die im Ständesaale zu Berlin einst gehalten worden sind, erregten nicht minder Aufsehen und Anerkennung.

Radowitz war der Ansicht, die drohende deutsche Revolution könne nur dadurch verhindert werden, daß man auf nationalem Gebiet dem Einheitsgedanken zum Siege verhelfe.

Vermochte der König von Preußen sich dieses Standpunktes zu bemeistern, vermochte er der deutschen Nation zu geben, wonach sie dürstete, so war nach Radowitz hierin der Boden gefunden, auf dem neue Schöpfungen entstehen und ihm selbst, dem Schöpfer, wieder die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untertanen zugeführt werden konnte.

Auf des Königs Geheiß ward eine neue Denkschrift (über die vom deutschen Bunde zu ergreifenden Maßregeln) im November 1847 abgefaßt. Deutschland stand am Vorabend seiner Revolution. Radowitzens Stimme verhallte jedoch in der Wüste.

In der Stunde, da Preußen und mit ihm Deutschland einen gähnenden Abgrund sich auftun sah, trat Radowitz entschlossen vor und stellte mit Aufgebot aller seiner Kräfte den Mann, den die Welt in ihm stets erwartet hatte.

Im Winter 1847 auf 1848 weilte Radowitz in Wien und Paris, um an den Beratungen der Großmächte teilzunehmen. Er wurde mit den größten Vollmachten ausgestattet und schon hoffte er in Wien das Werk der nationalen Einigung durchsetzen zu können. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Der blutige März 1848 erstickte sie im Keim. Metternich hatte am 13. März sein Entlassungsgesuch dem Kaiser übergeben; am 14. sagte er zu Radowitz, der von ihm Abschied nahm: Die Toten reiten schnell,

die Lebendigen können nicht mitkommen, weil sie fürchten müssen, den Hals zu brechen.

Nie hat sich Radowitzens innerste Hingabe an Preußen und seinen König schöner und glänzender bewährt, nie ist Friedrich Wilhelm IV. seinem treuesten Diener nähergestanden als um diese Zeit.

Die Schrift: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV., in der die Politik des Romantikers auf dem preußischen Throne die einsichtsvollste Verteidigung fand, war das patriotische Echo des preußischen Revolutionszeitalters.

Das Frankfurter Parlament trat zusammen. Ohne sich darum beworben zu haben, war Radowitz vom westfälischen Kreis Arnsberg zum Abgeordneten gewählt worden. Er trat der äußersten Rechten bei und galt als einer der hinreißendsten Redner dieser an berühmten Namen so reichen Versammlung. Alfred Meißner bezeichnete ihn als „den kriegerischen Mönch", und dieses Wort blieb haften.

Radowitzens beste Reden, seine sachkundigsten und geschlossensten waren diejenigen, in denen er als Autorität allgemein anerkannt wurde, über Marine- und Militärfragen, über die auswärtige Lage und über die Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt für ganz Deutschland. Die Ausführungen über die Posener und böhmischen Verhältnisse sind heute noch aktuell. Überall sah er in die Zukunft mit den Augen eines nationalbewußten deutschen Sehers.

Als in Österreich das Zentralisationssystem gesiegt hatte, konnte sich Radowitz für das Verbleiben des Donaustaates im Deutschen Bunde

nicht mehr erklären. Aber er wollte neben dem engeren Deutschen Bund einen weiteren Staatenbund mit Österreich festgesetzt wissen. Das war und blieb fortan sein Programm. Ein Glücklicherer sollte später diesen Gedanken aufnehmen, weiterspinnen und in die Tat umsetzen: Bismarck, hierin wieder ein Schüler von Radowitz.

Alle Bemühungen, eine Verständigung zwischen Preußen und Österreich zu erzielen, mißglückten ihm. Nach der Auflösung des Frankfurter Parlaments ergriff er in der Zweiten preußischen Kammer nochmals das Wort. Die volle Macht und Bedeutung des deutschnationalen Gedankens brachte er in seiner feurigen Rede vom 25. August 1849 zu begeistertem Ausdrucke. Diese Rede gilt als seine glänzendste oratorische Leistung. Als sie gesprochen wurde, verhallte sie wirkungslos, und Radowitz zog sich müde und erschöpft, ernüchtert und niedergeschlagen vom öffentlichen Schauplatz zurück. Menschliche Schicksalsschläge aller Art gesellten sich zu diesen politischen Enttäuschungen. Radowitz war der Zeit um ein volles Menschenalter vorausgeeilt. 1871 wäre er der Begründer des Reichs geworden, in der Zeit zwischen 1840 und 1850 mußte sein großer Plan mißlingen.

Noch einmal schien ihm der Erfolg zu winken, der erstrebte Siegespreis seines Lebens in die Hand gegeben, 1850, da er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Nur um so bitterer sollte Radowitz noch einmal, das letztemal, darum betrogen werden.

Österreich fühlte sich stark und sicher genug, um Preußen vom Vorsitz im Deutschen Bund

ausschalten zu können. Verschiedene andere Verwicklungen kamen hinzu. Radowitz vertrat im Ministerrat die schärfste Opposition und forderte augenblickliche Mobilmachung der gesamten preußischen Armee. Instinktiv ahnte er, was kommen müsse. Das Jahr 1866 in seiner ganzen Bedeutung stand klar vor seiner Seele. Aber um ernten zu können, war die Saat noch nicht reif. Der Kriegsminister erklärte sich gegen Radowitz. Nur zwei Minister stimmten mit ihm. Und so nahm er denn mit blutendem Herzen seinen Abschied. Die unmittelbar folgenden Verhandlungen zu Olmütz, an denen er nicht mehr teilnahm, mußten ihm als der vorläufige Grabstein aller seiner deutschen Hoffnungen und preußischen Wünsche erscheinen.

Radowitz zog sich nunmehr endgültig ins Privatleben zurück. Auch die verlockendsten Anerbietungen seines immer noch für ihn begeisterten königlichen Freundes konnten ihn nicht veranlassen, noch einmal hervorzutreten.

1851 gab er Neue Gespräche aus der Gegenwart heraus und 1852 in fünf Bänden seine Gesammelten Schriften. In ihnen vereinigte er frühere historischpolitische und kunstgeschichtliche Aufsätze, ferner zwei Teile Fragmente, Aphorismen aus dem Gebiet der Politik, Religion und Kunst, schließlich seine Reden und Berichte an die Wähler.

Militärisch hatte es Radowitz bis zum Generalleutnant gebracht. 1852 erfolgte seine Reaktivierung als Generalinspekteur der preußischen Militär-Bildungs- und Erziehungsanstalten. So kam er nochmals nach Berlin.

Aber von der Öffentlichkeit hielt er sich gänzlich fern. Am 25. Dezember 1853 erlöste ihn der Tod von einem schweren körperlichen Leiden. Er war auf sein Ende längst gefaßt gewesen. Und so starb er, wie er gelebt, als seelischer Held.

Der Trauerfeier in der Berliner Garnisonskirche wohnte der König mit allen ortsanwesenden Prinzen seines Hauses bei. Der Leichnam wurde in der Familiengruft zu Erfurt mit den höchsten militärischen Ehren bestattet. Dort ließ Friedrich Wilhelm IV. seinem unvergeßlichen Liebling ein einfach-würdiges Denkmal errichten, wie es dem Sinn des großen Toten entsprach.

Als die deutsche Revolution auch den preußischen Staat und das Haus Hohenzollern zu erfassen begann, schrieb Radowitz im Hinblick auf die Wiener Märzereignisse voll bangender Sorgen seiner Gattin nach Berlin: Mein schmerzvoller Blick lenkt sich jetzt auf Preußen. Es wäre Vermessenheit, zu glauben, daß wir allein von dieser verheerenden Strömung verschont bleiben werden. Im Augenblick, wo ich diese kummervollen Worte an Dich richte, tobt vielleicht schon derselbe Aufruhr unter den Fenstern des Berliner Schlosses. Ich selbst, meine Geliebte, will, wie ich Dir vor Jahren sagte, auf der Bresche stehen, bis ich falle. Es wird mir dann nicht so wohl werden wie denen, welche den leiblichen Tod auf dem Felde der Ehre finden; ein solches politisches Schlachtfeld flicht dem Gefallenen keinen Ehrenkranz, sondern weiht seinen Namen dem Hasse und der Verwünschung. Aber es soll mich nichts abhalten, bei dem Könige zu stehen mit meinen letzten Kräften.

Hatte Radowitz im Leben zahllose Gegner gehabt, so war sein Nachruhm aller Ehren voll. Alexander von Humboldt bezeichnete es als einen Stolz und Lichtpunkt des eigenen Lebens, ihm so nahegestanden zu sein, sich seines liebevollen Wohlwollens haben erfreuen zu können, ihn begriffen zu haben, zu bewundern, wie so viel Stärke und Hoheit des Willens mit so kindlicher Milde des Gemüts verschwistert gewesen sei. Und Herzog Ernst von Koburg erkannte in Radowitzens Tätigkeit ein gleichsam prophetisches Verdienst um die Entwicklung Deutschlands, er sei vom Geschick berufen gewesen, die Gedanken der heutigen Gestaltung von Deutschland schon zu einer Zeit (vor 1848) zu modellieren, wo noch keine entfernte Möglichkeit der Ausführung vorhanden gewesen sei. Eine seiner letzten Aufzeichnungen trägt die Inschrift: 1900. Ich sehe ein hergestelltes deutsches Kaisertum mit preußischer Spitze, Frankreich, nach verlornem Elsaß, auf seine wirklichen natürlichen Grenzen gebracht und ungefährlicher geworden. Dieses Mahnwort erinnert an Görres, dessen Blick auf dem Totenbett freilich nur die unmittelbarste Zukunft erreichte.

Radowitz kannte Frankreich, das politische und kulturelle, wie kaum ein zweiter Deutscher seiner Zeit. Kein Geringerer als Thiers beugte sich vor seinem Geiste, und Lamennais nannte ihn mit Recht einen katholischen Idealisten.

Als Gatte und Vater war er, wie es nach seinem Tod in der Allgemeinen Zeitung hieß, eine Erscheinung seltener Vollkommenheit, als Mensch überhaupt so achtungswert wie irgend

einer, als Christ und Katholik von abgeschlossenem Ausbau, als Staatsmann voll großer Ziele und edler Wünsche.

Radowitz war ein ganzer Mann, ein nackensteifer Deutscher, und als solcher wird er der Nachwelt stets erhalten bleiben.

Außer seinen wichtigsten Reden besitzen von seinen Schriften die Gespräche aus der Gegenwart, Frankfurt am Main, Deutschland und Friedrich Wilhelm IV., sowie die Fragmente das meiste Interesse auch für das XX. Jahrhundert. Seine große Belesenheit und Gewandtheit des Ausdrucks lassen ihn als einen der besten Literaten und Stilisten der vierziger Jahre erscheinen. Abgesehen von seiner Bedeutung für die politische Geschichte ist seine kulturelle groß genug, um ihm einen dauernden Platz in der Entwicklung unseres Geisteslebens gesichert zu wissen.

In den „Gesprächen aus der Gegenwart" knüpft Radowitz formell an das Reformationszeitalter an. In Dialogen wurden damals die wichtigsten religiösen und politischen Streitfragen erörtert. Die Tradition leitet aber auch inhaltlich zu den Gesprächen Hans Sachsens, Ulrich Huttens u. a. zurück. Auch diese nämlich handeln über Kirche und Staat. Noch näher liegt wohl aber die Beziehung zu des französischen Zeitgenossen J. de Maistre Soirées de St. Pétersbourg.

Das Buch erschien im April 1846 in erster, im Oktober 1846 in zweiter, im Februar 1847 mit einigen Vermehrungen in dritter, im März 1851 in vierter Auflage.

Radowitz hatte die Absicht, die Hauptrichtungen der Zeit in würdigen Vertretern einander gegenüberzustellen und jeden seine Sache mit den besten Gründen vertreten zu lassen, die dafür anzuführen möglich wären. Fünf Männer treten in diesem Pentameron auf. Den protestantischen Pietismus und theokratischen Royalismus verkörpert der ältere von Arneburg, das aufgeklärte Offiziantentum der Bureaukratie der Ministerialrat Oeder, den rationalistischen Konstitutionalismus der Großindustrielle Crusius, den atheistischen Demokratismus Detlev von Arneburg, der Bruder des Obigen, und diejenige politische Überzeugung endlich, die Radowitz als das Ergebnis *seines* Lebens betrachtete, der edle Waldheim. Von der Unvollkommenheit aller jener Systeme ausgehend, trachtet er darnach, das Ideal des denkbar besten modernen Staates aufzustellen. Alle Fragen des öffentlichen Lebens zieht er in seinen Gesichtskreis.

Als eine der wichtigsten wird die Arbeiterfrage behandelt. Der große Kaufmann, der Fabrikant, der spekulierende Gewerbetreibende verschlingt Hunderte von früher selbständigen sozialen Elementen. Daraus ist die in grauenhaftem Fortschreiten anwachsende Menschengattung entstanden, die charakteristisch genug bloß *Arbeiter* heißt. Das Proletariat steht in riesengroßer Gestalt da, und mit ihm öffnet sich die blutende Wunde der Gegenwart: die Verelendung.

Doch das niedere Volk ist gut und tüchtig. Die Fürsten mögen nur den Mut haben, sich an die Massen zu wenden. Dort sind noch ihre natür-

lichen Verbündeten, sind noch unverbrauchte Kräfte, sind noch Naturen, die der Dankbarkeit, der Ehrerbietung, der Belehrung fähig sind, die vor allem der Rückkehr zur Gottesfurcht zugänglicher sind als das in der schlechten Zeitbildung verkommene, um Treu und Glauben gebrachte Publikum der Zeitungen, Bürgerversammlungen und Deputiertenkammern.

Waldheim tritt warmherzig für Berufsorganisationen ein. Daß man in heilloser Verblendung die mangelhaft gewordene Organisation der städtischen und ländlichen Arbeit vernichtete und durch die sogenannte Freiheit der Bewerbung ersetzte, sei die größte Kalamität, die den Weltteil betroffen habe. Diese Erkenntnis, bis vor kurzem nur einsamen Denkern eigen, werde bald Gemeingut sein und dann erst die drohende Gefahr der nächsten Zukunft vor jedermanns Augen stehen.

Eine Assoziation der Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter der Aufsicht des Staates, gegründet auf eine gerechtere Verteilung des aus den industriellen Unternehmungen hervorgehenden Gewinnes, erscheint Waldheim sehr wohl durchführbar. Es ist ein gutes Stück Staatssozialismus, den noch deutlicher ein Fragment des Jahres 1846 zum Ausdruck bringt. Darin wird die Forderung erhoben, daß unter staatlicher Kontrolle eine bestimmte Rate an dem Reingewinn der Fabriken dem Arbeiter zugeteilt werde. Dafür soll der Arbeiter mit seinem aufgesparten Kapital dem Unternehmen verhaftet bleiben. Deshalb vor allem wird von Waldheim das konstitutionelle System bekämpft,

das nur den Mittelklassen zugute gekommen sei und dadurch die drückende Herrschaft des Kapitals großgezogen habe.

Für Waldheim gilt als oberstes Grundgesetz des Staates die gerechte Fürsorge für die Interessen aller Staatsbürger ohne Unterschied des Standes. Außer dieser materiellen Seite gebe es jedoch noch eine ideelle. Sie folge aus dem Wesen der menschlichen Kreatur, die über das Irdische hinaus nach dem Ewigen strebe. Diese ideelle Seite des menschlichen Lebens aufrecht zu erhalten, sei die Grundlage des christlichen Staates. Hier liegt die Grenze, an die innerhalb der staatlichen Gemeinschaft jede individuelle Freiheit gebunden bleibt. Es gilt dies namentlich von der freien Meinungsäußerung in der Presse.

Die Preßfreiheit war stets eine der ersten Forderungen des Liberalismus. Wir wissen bereits, wie weitherzig Radowitz über die Zensur dachte. Und so ist auch Waldheim in den Gesprächen der Ansicht, der polizeilichen Behandlung dürfe nur das entschieden Notwendige eingeräumt werden. Gleichheit vor der Polizei sei völliger Irrsinn. Eine Zeitung von dem würdigen Charakter, der europäischen Bedeutung und dem allgemeinen Schicklichkeitsgefühle der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit demselben Maße messen, wie jedes auftauchende Schmutz- und Winkelblatt, sei brutale Vexation. Der Staat befasse sich in keiner Weise mit den Personen, welche die politischen Zeitungen redigieren, und habe es ausschließlich mit der Verlagshandlung zu tun. Nur angesehenen wohlbegrün-

deten Buchhandlungen, wenn auch ganz abgesehen von der politischen Farbe, erteile man die Konzession für neue Zeitungsunternehmungen und fordere eine namhafte Kaution. Zunächst bestehe die bisherige Zensur fort; nach Verlauf eines Jahres, wenn Ton und Haltung des Blattes sich genügend herausgestellt haben, trete die Selbstzensur des Verlegers ein. Er hat diese nach Inhalt der auch ihn verpflichtenden Instruktion der Zensoren zu führen. Überschreitungen verfallen der Anklage vor dem kompetenten Preßgerichte. Dieses erkennt in aufsteigender Reihe: Verweise und Geldstrafen bis zum Belaufe der gesamten Kaution. Eine bestimmte Zahl und Art von Vergehen führe unausbleiblich das Urteil auf Unterdrückung der Zeitung herbei.

Brennend war und ist noch heute die nationale Frage. Staaten, die verschiedene Volksstämme umfassen, wurden durch die Äußerung dieser zentrifugalen Kraft in stete Gefahr gesetzt, auseinandergesprengt zu werden, so Österreich in seinen deutschen, madjarischen und slawischen Elementen, so das britische Reich dem irischen Bestandteile gegenüber, so Dänemark und Holstein. In dem Nationalgefühl sei eben in unserer nächsten Gegenwart eine neue unermeßliche Kraft herangewachsen. Daraus ergebe sich für Deutschland die Forderung eines einigen Reiches, auf dem Gebiete der Rechtspflege die Forderung eines obersten Bundesgerichts.

Waldheim ist ein Gegner der rein konfessionellen Parteibildung. Die Lage der europäischen Welt sei ungefähr die entgegengesetzte des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in dem der Wille des

Landesherrn über den Glauben seiner Untertanen entschied. Es gebe jetzt kaum etwas Gefährlicheres für den Regenten und für die christliche Sache als die Verschmelzung beider Interessen. Nächst den Regierungen, welche die Kirche verfolgen, fügen ihr diejenigen den meisten Schaden zu, welche sie mit weltlicher Macht zu fördern unternehmen.

Ebenso gesund und richtig sind Waldheims Ansichten über den Adel. Eine gewisse Anzahl von adlig Geborenen gehört nicht mehr zur Aristokratie, und eine gewisse Zahl von bürgerlich Gebornen gehört zur Aristokratie. Hierin liegt alles, liegt die ganze Aufgabe der Zukunft auf diesem Gebiete, eine Aufgabe, von der aber nur ein Teil, und nicht der beträchtlichste, den Regierungen anheimfällt.

Den früher noch mehr als heute aktuellen Streit um die gemischten Ehen, wornach die protestantische Regierung nicht zugeben wollte, daß die katholische Kirche vor der Eheschließung von dem betreffenden Paar die Zusage katholischer Kindererziehung fordere, wird von Waldheim geschickt erledigt. Soll nämlich irgendwie eine materielle Parität erzwungen werden, so gibt es hierzu kein Mittel, als der in diesem Punkte minderbegünstigten Disziplin das Fehlende zuzulegen. Die protestantische Kirchenhoheit weise auch ihre Pfarrer an, den kirchlichen Segen nur solchen Brautpaaren zu erteilen, die gleichen Bedingungen entsprechen, demnach die protestantische Kindererziehung zusagen. Scharfsinnig wird dieser Gedanke in allen möglichen Folgerungen erörtert.

Das reiche Buch kann in der Fülle seines Inhalts nicht mit einem Male erschöpft werden. Wer es gelesen hat, wird es wieder lesen. Es bietet nicht bloß Antworten, sondern auch Anregungen zu neuen Fragen.

Hatten die „Gespräche aus der Gegenwart“ von allen Radowitzischen Schriften den größten äußern Erfolg, so wirkte eine andere „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.“ wenigstens auf die Geschichtschreiber noch nachhaltiger ein. Sie war eine politische Rechtfertigungsschrift ersten Ranges.

Darnach schwebte dem König eine bis auf den Grund reichende Umbildung der ganzen bisherigen Bundesverhältnisse vor, aber die Aufrechterhaltung der vertragsmäßigen Einrichtungen galt ihm dabei als die unerläßliche Bedingung. Die österreichische Vormacht wurde durch das Übergewicht ihrer nichtdeutschen Völkerschaften den eigentlichen nationalen Aufgaben des Deutschen Bundes immer mehr entrückt. Die übrigen deutschen Staaten waren jedoch eifersüchtig darauf bedacht, ihre Sonderrechte zu bewahren und fürchteten durch eine Stärkung der Zentralgewalt ihre Unabhängigkeit zu vermindern. Aus der Zusammenwirkung aller dieser Ursachen ist es erwachsen, daß eine unersetzliche Reihe von Jahren vorübergegangen ist, ohne daß an die Wiedergeburt des Bundes nachdrücklich Hand gelegt worden wäre. Geruht haben diese Gedanken und Vorsätze des Königs Friedrich Wilhelm IV. nie, aber es war ihnen nicht beschieden, die einengenden Hindernisse zu durchbrechen.

Gleich nach Erscheinen der Schrift wandten ihr die Kritiker die regste Beachtung zu. Der spätere Präsident des Frankfurter Parlaments, Heinrich von Gagern, erblickte in ihr einen Versuch, den Dualismus zwischen den deutschen Großmächten zu beseitigen. Daß dies auf Kosten Österreichs erfolgen mußte, war auch ihm klar.

Ob die Absicht Radowitzens, Österreich wenigstens in einem weitern, einem Staatenbunde Deutschland zu erhalten, auch die Absicht Friedrich Wilhelms IV. war, ist heute noch eine Streitfrage. Doch kann man meines Erachtens ruhig annehmen, daß die in dieser Schrift ausgesprochene Ansicht den Auffassungen des Königs vollkommen entsprach. Jedenfalls bildet sie eine der wichtigsten Quellen für die Erfassung des deutschen Reichsgedankens im XIX. Jahrhundert.

In den zwei Teilen Fragmenten, die wir von Radowitz besitzen, kehrte dieser vom Schlachtfeld der Politik in die stille Gelehrtenstube, in den träumerischen Dichterwinkel zurück. Er knüpfte da formell an die Frühromantik an. Sein Liebling Novalis hatte die aphoristische Ausdrucksweise geliebt wie kein zweiter. Und es bleibt noch zu untersuchen, welchen Einfluß die Fragmente des Novalis auf jene Sammlung ausgeübt haben. Denn zahlreiche Ideengänge sind beiden gemeinsam, weniger vielleicht im ersten Teil: Zur Politik und Rechtslehre, als vielmehr im zweiten: Zur Religion und Philosophie; zur Literatur und Kunst.

Auch Friedrich Schlegel und Nietzsche haben die Kunst solcher aphoristischen Betrachtungsweise geschätzt und geübt. Radowitz steht mitten zwi-

schen ihnen, zwischen dem größten Frühromantiker und dem bahnbrechenden Führer der Neuromantik. Mit mystischem Tiefsinn erfaßt auch er die großen Erscheinungen dieses Lebens. Und trotz seines ausgesprochen konservativen Standpunkts überrascht oft eine Fülle modernster Gedanken. Der junge Friedrich Schlegel und Nietzsche sind typische Vertreter des radikalsten kulturellen Fortschritts, Radowitz auf dem sichern Boden seiner lückenlosen Weltanschauung erscheint uns als ebenso radikaler Vorkämpfer der konservativsten Kulturmacht, der katholischen Kirche. Die äußersten Gegensätze berühren sich. Wenn wir die drei betrachten, so haben wir Anfang, Mitte und Ende des XIX. Jahrhunderts vor uns: die Revolution, die Restauration, den Sozialismus in ihren verschiedensten Abarten. Ich fasse da mehr die geistige als die politische Seite dieser Bewegungen ins Auge. Die Hauptbedeutung von Radowitz aber wird stets politischer Art bleiben.

Radowitz war der Johannes des großen Kanzlers, der Führer nach Deutschlands Zukunft, der theoretische Begründer des neuen Deutschen Reichs.

Radowitz teilte das Los aller Romantiker, er kannte die Sehnsucht, aber ihm ward die Erfüllung versagt. Wie fast alle großen Erscheinungen aus der Zeit der romantischen Nachblüte, wie die Droste, Eichendorff und Stifter war auch Radowitz Katholik. Und so konnte er denn kurz vor seinem Ableben das Vorwort zu seinen Fragmenten mit den stolzen Worten aus den Episteln St. Pacians schließen: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen.

Anmerkung des Herausgebers: Das jetzt grundlegende Werk über Radowitz, auf das sich die vorangehende Einleitung stützt, ist Paul Hassels Joseph Maria von Radowitz 1. Bd. (1797—1848), Berlin 1905. (Ein weiterer Band ist noch nicht erschienen.) Die Bibliographie der Radowitzischen Schriften sowie der kleineren Abhandlungen usw. über ihn findet man in der Allg. Deutschen Biographie 27. Bd. Leipzig 1888. Der ausgezeichnete Artikel (S. 141—152) hat Rochus von Liliencron zum Verfasser.

Die Erläuterungen zum folgenden Text sind am zahlreichsten in die Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche, am sparsamsten in die Fragmente eingestreut. Das hat seinen Grund darin, weil der Herausgeber vermutet, daß jenes Werk volkstümlicher werden dürfte und daher auch der einfachsten Bildung zugänglich gemacht werden soll. Die Fragmente aber werden vornehmlich in den akademisch gebildeten Kreisen Anklang finden. Diesen sind wohl die meisten darin vorkommenden fremden Ausdrücke und Namen geläufig. Jedes Wort ist übrigens nur einmal erklärt, dort, wo es das erstemal vorkommt.

Die Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche folgen dem Text der vierten (und bisher letzten), verbesserten und vermehrten Auflage (Stuttgart 1851), Frankfurt am Main, die Reden, Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. sowie die Fragmente dem der Gesammelten Schriften (Berlin 1852 f.).

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche.

Vorwort.

Was im großen die Welt bewegt, spiegelt sich ebenso im kleinsten Kreise ab; aufgeregte Zeiten erzeugen aufgeregte Gespräche. Wir haben dieses in unserem eigenen Zusammenleben nur zu sehr erfahren; verschiedenen religiösen und politischen Richtungen angehörig, sind die Bande der Blutsverwandtschaft und alter Freundschaft ebenso unzureichend erfunden worden zur Eintracht, als der redliche Wille, dessen wir uns gegenseitig bewußt sind.

Weshalb wir diese Gespräche veröffentlichen? Eben weil jede kleinste Welt wieder ein Spiegel der großen ist. Was uns beschäftigte und erfüllte, beschäftigt und erfüllt gegenwärtig Deutschland; was wir einander vorwarfen und bestritten, dasselbe bestreiten und werfen sich einander die großen Parteien vor, die jetzt um die Herrschaft in Staat und Kirche streiten.

Ob bei unserm Kampfe Wind und Sonne wirklich gleich verteilt waren, ob der Bericht, der hier vorliegt, überall treu sei, darüber will

den einen oder andern unter uns zuweilen einiger Zweifel anwandeln. Immerhin aber legt jeder Zeugnis ab, daß seine Meinung in der Hauptsache ehrlich und richtig wiedergegeben ist, wenn auch der Berichterstatter seinen eigenen Vorteil nicht vernachlässigt hat. Damit dieser mindestens nicht das letzte Wort behalte, haben wir noch ein Schlußwort zugefügt, ohne ihm eine Einrede zu gestatten. Es sei der Teilnahme und der Beherzigung des geneigten Lesers bestens empfohlen!

Seitdem wir es zuerst unternahmen, uns in Rede und Gegenrede vor den Zeitgenossen vernehmen zu lassen, sind nur vier Jahre verflossen. Aber welche Jahre! Was wir damals ahnten, ist Gewißheit geworden, für die einen zur erwünschten Befriedigung, für die andern zu tiefem Schmerze, für alle zu ernster Belehrung. Keinem in unserem Kreise ist aber die Erfahrung erspart worden, seine Ideale zerrinnen zu sehen, ja denen am empfindlichsten, welche am nächsten an der Erfüllung zu stehen schienen. Der „unbedingte“ Royalist hat erleben müssen, wie durch schwere Verschuldung und Verblendung vieler, die den göttlichen Beruf zum Regieren empfangen, die Monarchie zerrüttet, ja an den Rand des Abgrundes gebracht wurde. Der Diener des „geordneten Staatswesens“ ist allenthalben darauf hingewiesen worden, daß der aufgeklärte Despotismus in der Form des ehrenhaften und wohlmeinenden Beamtentums zwar die Maschine in ruhigen Zeiten in gutem Gang erhalten könne, den Stürmen zu widerstehen aber gänzlich unfähig ist. An den Mann

des konstitutionellen Mittelstandes ist die betrübende Erfahrung herangetreten, daß sein Boden der Tummelplatz werden könne, auf welchem ganz andere Parteien ihre Absichten und Zwecke verfolgen; er hat den größten Repräsentanten seines Systems, denselben, welchen eben jetzt das Grab aufgenommen, an den verhängnisvollen Februartagen erliegen sehen, und wird sich nicht verhehlen dürfen, daß auch in andern Landen die Macht der Volksvertretung in Hände gelangen könne, welche sie nicht zum Ausbau eines gesicherten und gesetzlichen Zustandes, sondern zu dessen Zerstörung anwenden. Selbst unser demokratischer Freund, dessen kühnste politischen Wünsche an mehr als einem Ort in Erfüllung gingen, ja dessen soziale Konstruktionen hie und da der Verwirklichung nahe rückten, hat sich oft genug mit Ekel und Abscheu von den Menschen abgewendet, welche seine Fahne trugen, und von den Handlungen, die unter ihr verübt wurden. Und wie ist es demjenigen ergangen, der diese Leiden und Enttäuschungen der Freunde vorausempfand, der seine Schmerzenslaute ertönen ließ, als ob es noch Zeit schien? Ihn hat das alte Schicksal der Kassandra getroffen. Man hat nicht wollen den Absolutismus von oben bannen, indem man das freie ständische Leben in seine Rechte wieder einsetzte, und ist in den Absolutismus von unten herauf, in die Herrschaft der Massen gefallen. Ob nun jetzt, da letztere überwunden scheint, ein gesunder, ein dauerhafter Zustand sich bilde, oder ob der Absolutismus der Mitte als Herrschaft wechselnder Majoritäten das wahre

Gleichgewicht nicht aufkommen lassen werde? Wir werden dieses der Zukunft zu entscheiden überlassen müssen; uns liegt ob, die geschichtliche Entwickelung der staatlichen Zustände verstehen zu lernen, und zwar nicht mit einem willkürlichen, selbstgeschaffenen Abschlusse, sondern bis zum heutigen Tage, denn die Geschichte reicht bis heute. Wir wissen, daß Freiheit und Ordnung die ewigen Bedingungen und Gebote für die Gemeinschaft der Menschen sind und daß beide wiederum im Rechte zusammenfallen, aber wir wissen auch das Wesen von der vorübergehenden Gestaltung zu unterscheiden, wenn wir letzterer gleichzeitig ihre volle und berechtigte Bedeutung zuerkennen.

Dasselbe, was in der inneren Verfassung der deutschen Staaten vorgegangen, hat sich auch in der Gesamtheit zugetragen. Man hat den kläglichen Zustand des nationalen Gemeinwesens nicht eingestehen, die Zerrissenheit Deutschlands nicht heben wollen durch eine Neugestaltung des Bundes. Die tiefbegründeten und wohlberechtigten Forderungen der Nation sind nur der engherzigsten Selbstsucht auf der einen, der stumpfsinnigsten Gleichgültigkeit auf der andern Seite begegnet, im günstigsten Falle der Erkenntnis, welcher die Tat nicht folgte. Dadurch wurde das nationale Element zu einem revolutionären, und noch jetzt weiß niemand, ob durch alle Hemmungen hindurch der beste Wille zum Ziele führen, oder ob noch einmal der verhängnisvolle Versuch unternommen werde, zu den alten Zuständen scheinbarer Beruhigung und tiefster Aufregung, scheinbaren Rechtes und

tiefsten Unrechtes zurückzukehren. Hegel behauptete einst, aus der Geschichte lerne man eben nur Geschichte. Die Gegenwart liefert den Beleg dazu.

Was wir in unserem kleinern Kreise vermeiden konnten und wollten, das hat die Nation nicht vermieden. Die Parteiungen haben jede Gemeinschaft vertilgt, die Liebe erlöscht, die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zugrunde gerichtet. Das ist der schneidendste Schmerz, den der Blick auf die Gegenwart auspreßt: die gänzliche Verdunkelung der objektiven Wahrheit und Vernunft. Was bei mir geschieht, ist recht, was jenseits, ist schlecht; mir ist alles erlaubt, dem Gegner nichts; was ich dort Verleumdung, Lüge, Verbrechen nenne, das ist gerechtfertigt, wenn es für die „gute Sache" geschieht. Genug, wer nicht mit mir hält, dem lasse ich nur die Wahl zwischen dem Betrüger und dem Betrogenen, oder allenfalls, wie ein geistreicher Franzose ergänzte, zwischen trompeurs, trompés, trompettes. Darum, wer nicht der Knecht der Parteien sein will und darf, der wird das gemeinsame Ziel ihrer maßlosen Anfeindung. Dort aber heben sich bekanntlich entgegengesetzte Behauptungen nicht auf, sondern vereinigen sich zu einem ebenso mißtönenden als sinnverwirrenden Konzert!

Dies ist eine der trübsten Seiten des Anblicks, welchen Deutschland jetzt darbietet. Wir scheuen nicht den Kampf, er ist nötig und heilsam und der Stille der Verwesung vorzuziehen, die andere Perioden unserer Geschichte bezeichnet. Solches Treiben ist aber kein ehrlicher

Kampf, wo man den Gegner achten, ja selbst lieben, jedenfalls aber gerecht behandeln soll; es verhält sich zum wahren Kriege wie die wüste Rauferei der Schenke und der im Dunkeln lauernde Meuchelmord; es ist die niedrigste Stufe, auf welche eine aufgewühlte Zeit durch Haß und Leidenschaft herabsinken kann.

Daher werden auch in solchen Zeiten alle edleren und inneren Richtungen des menschlichen Daseins in die Dunkelheit zurückgedrängt. Wissenschaft, Poesie und Kunst bieten nicht mehr den freien neutralen Boden, auf welchem sich auch Gegner zusammenfinden und sich hier einer Eintracht erfreuen können, die ihre wohltätigen Wirkungen dann bis in den politischen Streit hinüber erstreckt. Hat nicht jeder unter uns erfahren, daß auch die teuersten Bande der Familie und der Freundschaft gelockert, zerrissen werden, wenn dieses ätzende Gift seine Wirkung äußert? Ja selbst in das höchste, das heiligste aller Gebiete, das der religiösen Gemeinschaft, ist der Dämon der politischen Parteiung eingedrungen. Mit Scham sei es gesagt, die politischen Strömungen und wahrlich nicht etwa die obersten Prinzipien der Gerechtigkeit und Freiheit, sondern die Tagesfragen, wie sie die augenblickliche Konjunktur heranschwemmt, haben sich in dem jetzt lebenden Geschlechte als wirksamer zum Binden und Lösen erwiesen, wie die ewige Genossenschaft im Glauben und Hoffen.

Alles dieses haben wir, die in diesem Buche redenden Freunde, rings um uns herum in den letztverflossenen Jahren erfahren. Jeder von

uns hat bei seinen Überzeugungen bleiben müssen, aber keiner ist ohne Frucht durch diese gewaltige Schule hindurch gegangen. Was wir dabei erlebt, was wir gedacht und empfunden, seit der Sturm losgebrochen bis heute, wo er in eine schwüle spannende Stille übergegangen, das soll ein zweiter Teil denjenigen erzählen, welche an unserem Zusammenleben Interesse genommen haben.

21. September 1850.

Erstes Gespräch.

Arneburg.

Warum willst du mich so eilig wieder verlassen, lieber Detlev?

Detlev.

Verzeih', ich werde erwartet.

Arneburg.

Ich erwarte dich so oft vergebens, daß du wohl um meinetwegen auch andere einmal warten lassen dürftest.

Detlev.

Wieso? Mache ich mich wirklich solcher Unpünktlichkeit schuldig? Es liegt dies doch sonst weder in meinen Vorsätzen noch in meinen Gewohnheiten.

Arneburg.

Lieber Bruder, ist dies wohl eine aufrichtige Antwort auf meine Frage? Bist du mit deinem Herzen bei mir gewesen? Bist du es jetzt? Habe ich seit geraumer Zeit anderes von dir vernom-

men, als was unsere gemeinsamen Interessen notdürftig erheischten? Muß ich nicht stets, und mit tiefem Kummer durchfühlen, wie du ängstlich den Augenblick abwiegest, der dir gestattet, mich wieder zu verlassen? Detlev, es war einst anders zwischen uns!

Detlev.

Du tust mir unrecht, lieber Adolf! meine Liebe für dich ist ungemindert. Ich würde mich selbst der sträflichsten Undankbarkeit anklagen müssen, wenn ich zu vergessen vermöchte, was ich der treuen, aufopfernden Fürsorge schuldig bin, die seit dem Tode unseres Vaters den hilflosen Knaben durch das Leben geleitete.

Arneburg.

Und doch hast du für deinen treuen Bruder, für deine Mutter, die mit unaussprechlicher Liebe auf dich sieht, kein offenes Herz mehr. Was haben wir getan, um dein Vertrauen zu verscherzen, um deinen Mund zu schließen?

Detlev.

Muß denn jedes Schweigen aus einem Mangel an Vertrauen, an Liebe erwachsen? Kann nicht eben die Liebe es fordern, daß man schweige, wenn man nicht zu reden vermag, ohne zu verletzten?

Arneburg.

Nein, was du andeutest, ist meiner Empfindung ganz fremd. Zwischen denen, die des Herrn Wille aneinander gewiesen hat, ziehe ich selbst die schärfsten Zwistigkeiten einer dumpfen abgemessenen Verschlossenheit vor, die aus Be-

quemlichkeit oder feiger Sorge es vermeidet, das Wichtigste und Nötigste zu berühren.

Detlev.

Ich kann dir hierin nicht folgen. O ja; Fremden, Gleichgültigen gegenüber weiche ich dem Zusammenstoße der schroffsten Gegensätze nicht aus; ich habe wohl eher den Vorwurf hören müssen, daß ich ihn suche. Bei denen, die meinem Herzen angehören, glaube ich aber einer höhern Pflicht zu genügen, wenn ich vor allem darnach trachte, kein Ärgernis zu geben.

Arneburg.

Freilich ist die Liebe das größte der Gebote. Ist es denn aber wirklich dahin mit uns gekommen, daß wir nichts von dem allem, was not tut, berühren können, ohne Gefahr zu laufen an der Liebe? Hat ein einziges Jahr hingereicht, um deine teure Seele so zu umhüllen, daß kein Laut des Verständnisses ferner hindurchzudringen vermag?

Detlev.

Lieber Adolf, in solchen Dingen haben bloße Zeitbestimmungen wohl keinen rechten Sinn. Glaubst du doch, daß selbst ein einziger Augenblick hinreiche, um den Durchbruch aller Gnade zu bewirken und den einer ewigen Verdammnis Hingegebenen die Zuversicht ebenso ewiger Seligkeit zu sichern! Indessen irrst du auch wirklich in der Tatsache. Die Umwandlung meiner Erkenntnis knüpft sich nicht an das Jahr in Frankreich, sie ist nicht ein Produkt fremder Anregung und Einwirkung, sondern recht eigent-

lich die Arbeit meines ganzen Lebens, seitdem ich fähig geworden, mich selbst zum Gegenstand eigener Betrachtung zu machen. Ich mute dir nicht zu, daß du meine Wege betretest, ja ich gönne dir herzlich die Beruhigung, welche du aus deinem Glauben schöpfest, aber ich kann und darf nicht einer solchen Beruhigung die erkannte Wahrheit zum Opfer bringen. Darum bitte ich dich inständig, daß du mich nicht nötigst, das anzugreifen, was für mich mindestens stets die Bedeutung behalten wird, daß es dir und unserer lieben Mutter Trost gewährt.

Arneburg.

Keine andere Bedeutung, keine andere? Hast du wirklich schon alle jene Zwischenstufen überschritten, auf denen das Herzensbedürfnis, die Pietät, oder der letzte Rest eines Mißtrauens in die eigene Kraft den einen oder den andern zurückhält? Bist du von dem Zuge abwärts bis zu jener Grenze fortgerissen, deren Formulierung unserer verhängnisvollen Zeit vorbehalten blieb, wo nicht mehr diese oder jene Religion, sondern jede Religion, jede Unterordnung unter ein höheres Gebot vernichtet wird? Rede, ich beschwöre dich!

Detlev.

Du fragst mich bestimmt, und ich muß bestimmt antworten. Ja, ich bin nach vielfachen schweren Kämpfen zu einem klaren festen Bewußtsein durchgedrungen, ich habe nicht ohne Schmerz jene Täuschungen in mir vertilgt, in welche sich die Seele so gern einwiegt, um von einem unbefriedigten Diesseits in der Hoffnung

auf ein besseres Jenseits auszuruhen, ich bin aus der Nichtigkeit der bloßen Vorstellung gänzlich erlöst und weiß, daß jeder religiöse Prozeß in mir durchaus nichts anderes, als die in der Menschengeschichte ewig wiederkehrende Fiktion ist, durch welche mein Gefühl seine eigene Unendlichkeit zu einem äußern Gegenstande macht. Dieses schrankenlose freie Gefühl ist allein Gott, sein Gespräch mit sich selbst ist Religion. Was der grobsinnliche Materialismus der Enzyklopädisten gewollt, was unser schaler deutscher Rationalismus faselt, was Hegel mit der Staatsreligion kapituliert hat, was selbst Strauß für seinen mythischen Christus aufbewahren möchte, alles dieses sind nur Übergänge, abgetane Formeln, welche schwächliches Denken, oder die Furcht, eine vernichtende Wahrheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen, erzeugt haben.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Philosoph (1770—1831), war der Ansicht, der Staat sei die Wirklichkeit der sittlichen Idee, die selbstbewußte sittliche Substanz, als der zu einer organischen Wirklichkeit entwickelte sittliche Geist, der Geist, der in der Welt stehe, der göttliche Wille als gegenwärtiger, sich zur wirklichen Gestalt und Organisation einer Welt entfaltender Geist. Nicht die subjektive Selbstbestimmung des Einzelnen, sondern der gebildete Bau des Staates ist nach Hegel die Hauptsache. Er ist der Philosoph der preußischen Monarchie.

Strauß, David Friedrich, protestantischer Theolog (1808—1874), ließ 1835 f. in zwei Bänden sein „Leben Jesu“ erscheinen, worin er das Dogma von der Gottheit Christi zu widerlegen suchte. Der Heiland ist darnach ein Schwärmer, der zugrunde geht.

Doch wohin reißt du mich fort! Nochmals, laß uns abbrechen!

Arneburg.

O Gott, mein Gott, bewahre ihm die Sünde nicht! Auch für ihn hast du dein Blut vergossen, um ihn aus den Banden der Hölle zu befreien! Laß seine Seele nicht verloren gehen, die dir in der Taufe zugebracht worden, die dir angehörte, als sie an dem Tage, dessen Gedächtnis heute wiederkehrt, ihren Bund mit dir erneuerte! Nimm den Gifthauch von ihr, der dein Abbild verhüllt, und wehre der Macht des Bösen!

Detlev.

Zur Unzeit erinnerst du mich an den Jahrestag, an dem ich Sätze zu glauben, Gebote zu halten beschwor, über deren Wahrheit damals schon meine unreife Vernunft von schneidenden Zweifeln gepeinigt wurde. O, ich habe schwere Zeiten verlebt, eingezwängt zwischen Gewissensangst und Mutlosigkeit! Dafür verdiene ich Züchtigung, daß ich euch täuschte und in dem Wahne ließ, als glaubte meine Seele, was mein Mund bekannte. Und der doppelte Unterricht, der vorherging, er ist es, dessen Nachwehen mich verfolgt haben jahrelang noch, der eine Bitterkeit zurückließ, die bis zum jetzigen Augenblicke mein Blut vergällt.

Arneburg.

Detlev, auch von dem lieben, teuren Walter hast du kein anderes Andenken bewahren können?

Detlev.

Auch von ihm nicht. Während der sogenannte Religionslehrer des Gymnasiums mich in sein vernünftiges Christentum einweihte, von welchem es freilich unmöglich war zu sagen, weder wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christentum sitze, sperrte mich Walter in die Folterkammer des orthodoxen Luthertums. Ich kann nicht ausdrücken, in welchem Grade mich seine schneidende Ausschließlichkeit, seine stets bereite Verdammung jeder nicht ganz mit der seinigen zusammenfallenden dogmatischen Formel zur Widersetzlichkeit reizte. Schon meine geringe Geschichtskenntnis mußte mir unaufhaltsam die schreiende Inkonsequenz aufdecken, die diesem ganzen Lehrsysteme zugrunde liegt. Kaum war, mit der Bibel in der Hand, in das Gebäude der alleinseligmachenden Kirche die große Bresche gebrochen worden, so griff man schon wieder nach authentischen Erklärungen der Schrift durch Konfessionen, Symbole, Katechismen. Und jedes dieser Lehrsysteme, und jede der auf ihnen fußenden Sekten nahmen wohlgemut an, daß sich die ewige Wahrheit in ihrem Schoße gestaltet habe; jede verwarf und verdammte alles, was genau auf demselben Wege zu anderen Folgerungen gelangt war. Der Heilige Geist, der dem Gesamtwerke der Reformation und jedem einzelnen Gottesmanne beiwohnte, soweit es den Kampf gegen den Papismus galt, wich sofort von ihm, wenn er mit der wahren, ungeänderten Augsburgischen Konfes-

sion, oder mit der Konkordienformel, oder mit dem Consensus helveticus, oder mit der Dortrechter Synode, oder mit den 39 Artikeln in Widerspruch trat. Hatte er aber gar das Unglück, bei seinen Schriftforschungen auf Resultate zu stoßen, die den sogenannten Hauptdogmen widersprachen, so durfte er mit Sicherheit dem Exile oder dem Martyrtum entgegensehen, wie es Servet, Sylvan, Neuser,

---

Konkordienformel, symbolisches Buch der Lutheraner. In dem heftigen Streit um die Abendmahlslehre wurde zu Torgau (1576) eine für alle gültige Bekenntnisformel festzustellen versucht (Torgisches Buch). Die Anhänger Melanchthons lehnten sie jedoch ab. Erst eine weitere Vereinbarung ergab die sog. Konkordienformel (1577).

Consensus helveticus (von J. H. Heidegger, Zürich 1674), eine Bekenntnisschrift, die Calvins Gnadenlehre gegen Amyraults Prädestinationslehre in schroffster Form vertrat.

Dortrechter Synode (1618/19), ein wegen der Prädestinationslehre einberufener Kongreß, in dem die gemäßigten Calvinisten (Hugo Grotius u. a.) verurteilt wurden. Die Hauptführer gingen in die Verbannung, einer, Oldenbarneveldt, dagegen erlag dem Beil.

39 Artikel der anglikanischen Kirche (1562). Zuwiderglaubende sollten als Ketzer bestraft werden.

Servet, Michael, Antitrinitarier (1511 bis 1553) verfiel dem von Calvin und von allen reformierten Theologen in monatelangem Prozeß geforderten Feuertod.

Sylvan, Johann, Antitrinitarier (Mitte des 16. Jahrh.), 1572 enthauptet.

Neuser, Adam, Antitrinitarier (gestorb. 1576), Freund Sylvans, religiöser Abenteurer, später von Lessing verteidigt.

Suter, den Socinen und so vielen anderen erging. So kehrte im notwendigen Kreislaufe der Dinge die blinde Gewalt der Autorität, die man soeben bei den Katholiken als Menschensatzung erkannt und verworfen hatte, in der unerträglichsten Form wieder zurück.

Arneburg.

Detlev, du bist bitter und ungerecht!

Detlev.

Bitter ja, ungerecht nein. Wer kann den Gedanken ertragen, daß solchen aus einer unreifen Zeit und der Hitze eines wilden Kampfes hervorgegangenen Geboten auch das gegenwärtige Geschlecht noch fort und fort sein innerstes Leben unterwerfen solle! Was drei Jahrhunderte erlebt und in der angestrengtesten Arbeit des Gedankens errungen haben, das soll gebannt bleiben in die Schranken eines Buches, oder vielmehr dessen, was Luther oder Zwingli oder Calvin aus demselben herausgelesen haben! Wahrlich, wenn irgend etwas dazu geeignet ist, um den, der heiß und treu nach der Wahrheit lechzet, von dem Christentume weg-

---

Suter, Jakob, Antitrinitarier, Freund und Gesinnungsgenosse der Vorigen, mußte ins Exil gehen.

Socinen, eine der im 16. Jahrh. im Zusammenhang mit dem Protestantismus auftretenden rationalistischen Sekten, die von den Lutheranern und Calvinisten blutig verfolgt wurden, weil sie die Dreifaltigkeit leugneten. Sie siedelten sich später in Polen als Unitarier an. Theologisch begründete ihr System der sienesische Edelmann Lälius Socinus (gest. 1562) und sein Neffe Faustus (gest. 1604), daher Socinen oder Socinianer.

zuscheuchen, so ist es die Gestalt, die es in der protestantischen Orthodoxie aller Schattierungen angenommen hat! — Du hast Tränen in den Augen, Adolf? Ach verzeihe, ich bitte dich um alles willen, meine Heftigkeit! Ich habe es ja nicht gewollt, und will es auch wahrhaftig jetzt nicht. Erweise mir die einzige Liebe, nicht weiter zu gehen in dieser Diskussion, damit ich mich wiederum sammle und meiner Empfindung mächtig werde. Ich mache einen Gang durch den Garten und kehre gleich wieder zurück. —

Arneburg.

Bist du beruhigter, mein geliebter Detlev? — Wie du verlangst, so will ich in unserem jetzigen Gespräche das Gebiet des Glaubens nicht wieder berühren, so schmerzlich es mir auch ankommt. Ich will die nicht geringe Selbstverleugnung üben, deinen stürmischen und irrigen Angriff auf das gesegnete Werk der evangelischen Reformation vorderhand auf sich beruhen zu lassen. Der Glaube an Christus ist keine Wissenschaft, die man erlernen, keine Behauptung, die man erstreiten kann. Er ist eine Erfahrung am eigenen Herzen, und daß eine solche sich auch noch an dem deinigen mächtig erweisen könne, das gebe ich nicht auf, wie wenig mir auch deine letzten Worte dazu Hoffnung machen. Dann auch wirst du es vermögen, in jenem großen Hergange, der der Christenheit wieder den Zugang zu der reinen Quelle göttlicher Offenbarung eröffnete, etwas anderes als die Willkür einzelner zu erblicken, und dich nicht mehr beirren lassen, durch die menschliche

Seite daran, die wie überall eine gebrechliche sein mußte.

Detlev.

Noch bin ich fern von dieser Erkenntnis, und ich bitte dich nicht zu erwarten — — doch laß uns abbrechen und erlaube mir, daß ich dir Lebewohl sage.

Arneburg.

Noch nicht, lieber Bruder; ich werde gewiß nicht das dir so mißfällige Gebiet betreten, aber es liegt mir noch eine andere Pflicht ob, und ich bitte dich im voraus, mir nicht zu zürnen.

Detlev.

Du spannst meine Erwartungen.

Arneburg.

Als du uns vor zwei Jahren verließest, konnte ich nicht verkennen, daß eine nagende Unzufriedenheit mit dem Zustande des Vaterlandes dich quälte. Die politischen Theorien, denen du dich hingegeben hattest, flößten dir einen Widerwillen ein gegen alles, was dich umgab, sie trieben dich aus der Heimat hin nach jenem unheilschwangern Mittelpunkte, von dem aus seit einem halben Jahrhunderte immer neue Ströme des Verderbens über Europa sich ergießen.

Detlev.

Und wenn es sich so verhielte?

Arneburg.

Seit deiner Rückkehr hast du hierin, wie in allem, vermieden, mir deine Gedanken zu

offenbaren; was deine Seele von dort davongetragen hat, ist mir unbekannt geblieben.

Detlev.

Willst du es durchaus, daß ich dich betrübe und ängstige?

Arneburg.

Ängstige — ja das ist das Wort, es ist es, was mich zwingt, in dich zu dringen auf die Gefahr hinaus, dich und mich zu verletzen. Detlev, du hast den kaum begonnenen Dienst abgeworfen, keine Amtspflicht bindet dich, kein Gehorsam aus besonderer Zusage wird von dir gefordert. Aber du bist Untertan des Königs, ein Glied der Ritterschaft seines Landes. Sieh, ich ergreife deine Hand und frage dich auf dein Gewissen, hast du die Treue gegen deinen Landesherrn bewahrt, bist du deinen Theorien nie bis zu dem Punkte nachgegangen, wo sie Taten werden, wo das Verbrechen beginnt, wo der nächste Schritt zum Hochverrate führt? — Sprich, Detlev, öffne dich dem bekümmerten Herzen deines Bruders!

Detlev.

Ich verstehe dich, lieber Adolf, und bin glücklich genug, dich ganz beruhigen zu können. Ich gehöre keiner politischen Verbindung irgend einer Art an, habe mich weder früher noch in Frankreich zu irgend etwas dem ähnlichen verpflichtet und werde es auch nie.

Arneburg.

Du nimmst mir einen Stein vom Herzen!

Detlev.

Nicht daß ich an und für sich ein Unrecht darin erblickte, wenn Gleichgesinnte sich vereinigen, um mit allen Mitteln einen verdorbenen, widerrechtlichen und verderblichen Zustand umzuwandeln, aber ich lege keinen Wert auf dergleichen Unternehmungen. Alles gewaltsame, ebenso wie alles sogenannte legale Revolutionieren hat nie eine andere Frucht getragen als eine Partei zu stürzen und eine andere an deren Stelle zu bringen, die ganz ebenso die Gewalt als ihr Eigentum betrachtete und gebrauchte wie die frühere.

Arneburg.

Du kannst also für die Regierung deines angestammten Fürsten, für die von Gott eingesetzte Obrigkeit keinen andern Standpunkt finden, als daß sie eine Partei unter den Parteien sei? Was alle Völker, was die edelsten Männer aller Zeit erkannt, daß die rechtmäßige Herrschaft auf Erden einen höhern Ursprung habe als die menschliche Willkür, erscheint dir als Hirngespinst. Fühlst du denn nicht, daß du hiemit jeder Autorität den Boden hinwegziehst, den Quell jeder Ergebenheit und Aufopferung verschließest? Leugne die Weihe, welche das christliche Königtum heiligt, aber vernichte mindestens nicht jene politischen Tugenden, welche schon das irdische Dasein des natürlichen Menschen verherrlicht haben!

Detlev.

Du mißverstehst mich wohl. Hebe ich denn die politische Ehrenhaftigkeit, Gerechtigkeit und

Hingebung dadurch auf, daß ich verlange, sie sollen sich selbst Zweck sein, statt ihren Zweck in der Erfüllung eines sogen. Gebotes, ihren Lohn in einer jenseitigen Herrlichkeit zu sehen? Ich habe es überhaupt nicht mit deinem Staate, ja mit gar keiner bestimmten Staatsform, sei es eine absolute, konstitutionelle oder republikanische, zu tun; jede vorhandene Regierung und Verfassung widerspricht dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit, jede ist nur eine andere Gattung von Manifestation der Unfreiheit.

Arneburg.

Aber um Gottes willen, Detlev! Welchen Sinn, welchen Zweck läßt du denn noch dem Menschenleben? —

Detlev.

Ich sagte es dir bereits, den der Freiheit. Nur derjenige ist frei, der sich weder durch noch für einen andern bestimmt, sondern rein aus sich selbst. Nur das Zusammenleben der Menschen ist ein freies und vernünftiges, in welchem diese oberste Bedingung erfüllt ist. Dieses ist der helle Tag, dessen Morgenröte bereits über dem Horizont erscheint! Nichts wird die Sonne verhindern hervorzutreten; und wenn sie die Erde mit ihren Strahlen übergießt, dann werden sich alle verwundert anschauen, die während der langen Nacht entweder den mystischen Irrlichtern des göttlichen Rechts nachzogen, oder das weiche Lager sinnlicher Glückseligkeit zum Zwecke des Daseins erhoben.

Arneburg.

Du hast mir mehr Trost gegeben, als du gewollt und vermutet, mein lieber Bruder. Das äußere Ende einer Verirrung mag oft der Rückkehr am nächsten liegen. Die Lehren, die du bekennst, sind mindestens dem Geiste entsprungen; sie haben dich offenbar geschirmt vor dem schmutzigen Parteientreiben des Marktes, und noch mehr vor den Fallstricken der bösen Tat. Was der Geist gesündigt, das kann er büßen und gutmachen, wenn die Stunde des Herrn gekommen sein wird. Ihm empfehle ich dich und deine dunkelen Führungen. Er kann noch alles wohlmachen!

Detlev.

Tröstet dich dieser Gedanke, so bleibe er dir ungeschmälert. Lebe wohl!

Zweites Gespräch.

Crusius.

Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Ministerialrat, so kehren wir durch diese Türe in den Garten zurück und nehmen unsern Tee dort, wo der beste Punkt zum Überblicke des ganzen Tales ist. Sie werden ermüdet sein.

Oeder.

Keineswegs. Unser Gang durch Ihre herrlichen Anstalten hat mir ebensoviel Freude als Belehrung gegeben, liebster Herr Crusius! Sie müssen doch mit einer hohen Befriedigung auf Ihr Werk zurückblicken! Wie gut erinnere ich

mich noch der Zeit, wo hier, soweit das Auge reichte, nur einzelne Bauernhütten mit ärmlichen Obstgärten zu sehen waren. Und jetzt erhebt sich ein stattliches Gebäude neben dem andern, Hunderte von Arbeitern finden vom Morgen bis Abend ihre Beschäftigung, wo sonst wenige Familien in unwandelbarem Schlendriane den kümmerlichen Boden bauten. Das Tal ist wie umgewandelt, seitdem es in den Strom der Industrie hineingezogen worden ist.

Crusius.

Der Himmel hat meine Bemühungen reichlich gesegnet! Ja, es ist eine große Sache um den gewaltigen Aufschwung der Betriebsamkeit in unserer Zeit. Das sind die friedlichen Revolutionen, die allein das Los der Menschheit wirklich verbessern und sie ihrer Bestimmung, glücklich auf Erden zu sein, näher führen. Ich glaube, daß man nicht zuviel behauptet, daß die Entwickelung der Industrie in unserem Lande, gestützt auf den Grundsatz der freien Konkurrenz, mehr dazu beigetragen hat, um die Vorurteile zu vernichten, die veralteten Einrichtungen wegzuschaffen und die Stände zu verschmelzen, als alle politischen Theorien zusammengenommen.

Oeder.

Sie haben hierin gewiß vollkommen recht; Adam Smith, Say und ihre Schulen haben größern Einfluß auf die europäische Gesetz-

---

Smith, Adam, englischer Nationalökonom und Moralphilosoph (1723—1790), der Begründer der klassischen Volkswirtschaftslehre.

gebung des letzten halben Jahrhunderts ausgeübt, als die eigentlichen Politiker, und dieser Einfluß ist in den Staaten, welche sich vor den unmittelbaren Einwirkungen der französischen Revolution bewahrt haben, ebenso mächtig gewesen wie in den revolutionierten. Die jetzige Physiognomie der europäischen Gesellschaft ist sicher weit mehr durch die Riesenfortschritte der Nationalökonomie bestimmt worden, als durch die eigentliche Staatswissenschaft.

Crusius.

Sie berühren da eben das Feld, auf dem ich mit dem braven Detlev Arneburg in stetem Hader bin. Denken Sie, daß er auf eine mir ganz unbegreifliche Weise gerade dem Kleinod unserer Zeit, der Aufhebung jedes Zwanges und jeder Beschränkung in Gewerbe und Arbeit den Krieg erklärt. Ich bin durchaus nicht imstande, diese Grille, an der er mit der größten Hartnäckigkeit festhält, mit seinen sonstigen politischen Lehren in Einklang zu bringen.

Oeder.

Nun, es erklärt sich dieses wohl ziemlich deutlich aus dem jüngsten Aufenthalt des Herrn von Arneburg in Frankreich. Er wird dort mit den neuesten Schulen der Demokraten in Berührung gekommen sein, und eben in dem Verlangen nach einer dem Einzelnwillen entzogenen, von der Gesellschaft geregelten Arbeits-

---

Say, Jean Baptiste, französischer Nationalökonom (1767—1832), hervorragendster Anhänger Smiths auf dem Festland, Gründer der französischen Freihandelsschule.

tätigkeit stimmen die Theorien St. Simons, Fouriers und Cabets überein.

Crusius.

Ich habe von dem, was man jetzt das kommunistische und sozialistische Treiben nennt, keinen recht deutlichen Begriff und verlange auch nicht darnach, diese Hirngespinste kennen zu lernen. Gemeinschaft der Güter und wohl gar der Frauen ist es doch, worauf alles zuletzt hinausläuft. Sie glauben übrigens nicht, wieviel Kummer ich oft um Detlev habe; er liebt meine Tochter, sie erwidert seine Neigung und ich würde nichts gegen ihn haben, denn er ist ein guter, sittenreiner Mensch, voller Fähigkeit und Kraft. Seiner Familie ist diese Verbindung wohl nicht eben recht, da die Aristokratie und der Pietismus dort zu Hause sein sollen, aber sie

---

St. Simon, Henri Graf von, französischer Sozialist (1760—1825), erstrebte die politische Herrschaft der „Industriellen" (Arbeitnehmer und Arbeitgeber) an Stelle der feudalen Großgrundbesitzerklasse. Ein neues Christentum der Brüderlichkeit sollte die Grundlage der umgestalteten Gesellschaftsordnung bilden.

Fourier, Charles, französischer Sozialist (1772 bis 1837), suchte das gesamte Volk in Phalangen (wirtschaftliche Gesamtheiten von je etwa 2000 Personen) zu gliedern. Die einzelne Phalanx hätte ihr gemeinsames Wohnhaus, ein jeder leistete die ihm gerade angenehme Arbeit und empfinge seinen Anteil am allgemeinen Ertrag in Anweisungen auf Lebensmittel, Kleider usw.

Cabet, Etienne, französischer Kommunist (1788 bis 1856), verfaßte das Programm seines Zukunftsstaates in dem Roman Voyage en Icarie (1842) und gründete in Amerika kommunistische Kolonien.

ist doch vernünftig genug, um sich nichts merken zu lassen. Wenn seine Mittel vielleicht nicht hinreichen, einen Hausstand zu gründen, so hat mir der Himmel genug gegeben, daß ich reichlich aushelfen kann. Kurz, es stände nichts im Wege, wenn ich ihn nur aus seinem träumerischen Literatenleben herausziehen und einer nützlichen Tätigkeit zuwenden könnte.

Oeder.

Mir scheint, daß nichts für ihn dienlicher sein würde, als wenn Sie ihn bestimmen könnten, in den Staatsdienst zu treten. Er hat seine Prüfungen sehr gut bestanden und nichts würde hindern, daß er sogleich Anstellung fände. Junge glühende Naturen werden durch bloßen Wortstreit nie aus ihren Traumgebilden gezogen; l'idéal ou la mort! Nur die nüchterne Praxis, die Beschäftigung mit den Wirklichkeiten im Staatsleben führt ihre Theorien auf das wahre Maß zurück.

Crusius.

Aufrichtig gesprochen, würde ich diese praktische Heilung doch lieber auf einem andern Weg als auf dem des Staatsdienstes für ihn suchen. Es wäre nicht gut, wenn er sich bände; er muß seine Unabhängigkeit für die gewiß nicht ferne Zeit bewahren, wo auch unser Land eine Konstitution erhält. Dort in der Kammer ist sein angewiesener Platz, auf dem er durch seinen Freiheitssinn, seine Festigkeit und seine Redegabe Großes leisten könnte.

Oeder.

Schenken Sie wirklich dem Zeitungsgeschwätze Glauben, daß wir einer solchen Zukunft entgegengingen? Können Sie auch, ich frage Sie aufrichtig, es als einsichtsvoller Patriot wünschen, daß unser wohlorganisierter Staat, den man mit Grund als Muster einer vortrefflichen Verwaltung preist, einem so gefährlichen Experimente preisgegeben werde?

Crusius.

Ich glaube mit meiner innigen Liebe zum Vaterlande nicht in Widerspruch zu kommen, wenn ich diese Frage unbedingt mit Ja beantworte. Ja, ich gestehe Ihnen offen, daß ich gar nicht einsehe, wie redliche Männer, die weder von Vorurteilen geblendet, noch von Eigennutz bestochen sind, hierüber verschiedener Meinung sein können.

Oeder.

Erlauben Sie mir, lieber Herr Crusius, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie mit diesem Ausspruche doch sehr rasch den Stab über eine Reihe von Personen brechen, denen wohl weder der Wille noch die Fähigkeit abgeht, sehr gut zu beurteilen, was uns dienlich ist.

Crusius.

Nehmen Sie meine Worte nicht zu scharf; Sie wissen, daß ich niemand verletzen will, wenn ich mir auch diese Erscheinung nur dadurch erklären kann, daß es auch wackern Männern schwer wird, sich von liebgewordenen Einrichtungen und Meinungen zu trennen. Was suchen

wir im Staate? Doch gewiß weiter nichts, als gesetzliche Sicherheit und Wohlfahrt. Wer soll aber besser beurteilen können, welche Gesetze die zweckmäßigsten sind, als die Gebildeten im Volke, wer soll am gründlichsten wissen, welche Einrichtungen zum allgemeinen Besten dienen, als die Besitzenden im Volke?

Oeder.

Hierauf antworte ich Ihnen zunächst, daß die Voraussetzung, das Volk sei zu einer solchen Mündigkeit herangereift, um überall das Richtige und Zweckmäßige herauszufinden, mir ganz unerwiesen scheint. Ich sehe aber ferner nicht ein, weshalb diese Obhut über das allgemeine Beste nicht der Regierung überlassen bleiben kann, die hierzu sicher die meisten Mittel und Befähigung besitzt. Allerdings sind wir sämtlich Diener des Gemeinwesens, und der Fürst selbst nur erster Diener des Staates; hierdurch ist aber doch durchaus nicht ausgeschlossen, daß der höhere Wille des Staates in dessen Regierung konzentriert bleibe, und daß dieser intelligente und mächtige Wille die Interessen der Gesamtheit in allen Sphären des politischen und sozialen Lebens vertrete.

Crusius.

Worauf sollte sich denn aber eine solche Gewalt der Regierung begründen? Sie müßte ihr doch jedenfalls von der Nation übertragen worden sein, und ich glaube nicht, daß es Ihnen gelingen werde, nachzuweisen, wann und wo dieses geschehen sei. Ja es ist wohl überhaupt ganz undenkbar, daß ein Volk sich seiner höchsten

Rechte entäußern, und irgend einer Regierung eine unbestimmte und schrankenlose Machtvollkommenheit übertragen könne. Wer wäre befugt, die kommende Generation einer solchen Herrschaft zu unterwerfen, wer würde die Verantwortlichkeit für deren Mißbrauch übernehmen wollen?

Oeder.

Immer wieder der alte Irrtum! Gibt es denn irgend eine menschliche Einrichtung, die nicht des Mißbrauchs fähig wäre; kann irgend eine Kraft Gutes wirken, wenn sie nicht zugleich die Möglichkeit einer üblen Verwendung in sich schließt?

Crusius.

Doch wohl nicht im gleichen Maße. Der Besitz einer unumschränkten Gewalt ist erfahrungsmäßig ein sehr großer Anreiz zum Mißbrauche; neben guten Regenten und guten Dienern stehen schlechte Regenten und schlechte Beamte, und darin kann eben nur die politische Vernunft sich äußern, daß man Einrichtungen trifft, um gegen letztere gesichert zu sein. Hierzu kann nur die Teilung der Gewalten und gehörige Beaufsichtigung dienen; das ist es, was unsere Zeit verlangt. Ich gehöre nicht zu den Brauseköpfen, die das Kind mit dem Bad ausschütten möchten: ich will kein Pöbelregiment, keinen Terrorismus. Aber jedes Glied in dem Staatsorganismus soll in seinem natürlichen Berufe bleiben. Das Volk spricht durch seine Vertreter aus, ob es die ihm von der Regierung vorgelegten Vorschläge als recht und dienlich für sich

erkennt; so entstehen die Gesetze, die der Ausdruck des allgemeinen Willens sind. Die Regierung vollzieht diese Gesetze und verwaltet nach ihnen die Angelegenheiten der Nation. An die Stelle des Prinzips der Unterordnung wie in den absoluten Staaten tritt das Prinzip der Gewalten. Eben weil die beiden Gewalten, jede in ihrem Kreise, unabhängig sind, so ist es erste Bedingung eines gesunden Staatslebens, daß sie sich untereinander verstehen.

Oeder.

Wie aber nun, wenn sie sich nicht verstehen?

Crusius.

Dann löst, wie sie wissen, die Regierung die Kammer auf und appelliert an das Volk im ganzen.

Oeder.

Ganz recht. Setzen wir aber den doch schon dagewesenen Fall, daß das Volk durch seine neuen Wahlen dieselben Vertreter oder solche in die Kammer sendet, welche gleiche Forderungen stellen?

Crusius.

Dann eben tritt die Wirksamkeit des Staatsoberhauptes hervor. Der Fürst ändert seine Minister und beruft Männer, welche mit den Wünschen des Volkes im Einklange sind.

Oeder.

Gestatten Sie mir die weitere Frage: Wenn aber nun das Staatsoberhaupt nach seiner gewissenhaftesten Überzeugung sich nicht entschließen kann, die Räte zu entlassen, die ganz

auf der Linie geblieben sind, die er als die allein richtige erkennt?

Crusius.

Dann — dann —. Dieser Fall ist wohl nie vorauszusetzen.

Oeder.

Haben Sie die älteren Bourbonen und den Juli 1830 ganz vergessen?

Crusius.

Ähnliches ist bei uns nicht denkbar. Wir sind Deutsche und werden solche Untaten weder von unseren deutschen Regierungen noch gegen sie erleben.

Oeder.

Wenn Sie demnach Ihre Betrachtungen auf Deutschland beschränken, so möchte ich Sie doch beiläufig darauf aufmerksam machen, daß Ihre politischen Forderungen mit den alten wohlbegründeten Rechten unserer fürstlichen Häuser keineswegs in Einklang zu bringen sind.

Crusius.

Wahrhaftig, diesen Einwand hätte ich von Ihnen nicht erwartet, geehrtester Herr Ministerialrat. Ich kenne Ihre sonstige aufgeklärte Denkweise zu gut, um zu glauben, daß Sie den Forderungen der Vernunft die Beziehung auf historische Berechtigungen, und daß ich es geradezu heraussage, auf veraltete Irrtümer entgegenstellen wollen.

Juli 1830: Revolution des Pariser Proletariats, worauf Louis Philippe von Orleans, der Bürgerkönig, den Thron bestieg.

Oeder.

Wodurch habe ich denn aber den Ausbruch dieser freundlichen Bitterkeit oder bittern Freundlichkeit jetzt verdient?

Crusius.

Scherzen Sie nicht. Wieviel hat seit drei Menschenaltern zertrümmert werden müssen, um aus dem Unwesen, das finstere Jahrhunderte einander überliefert hatten, zu einer politischen Organisation zu gelangen, welche die Prüfung der Vernunft aushält! Der Adel mit seinen Ansprüchen und Rechten, die Korporationen mit ihren Privilegien, die geistlichen Güter und Berechtigungen, die provinziellen und lokalen Institutionen und Freiheiten, alles hat in Trümmer zerfallen müssen, damit das neue Staatsgebäude sich erheben könne. Unter diesen zahllosen Opfern, welche das allgemeine Beste erheischte und eine vorurteilsfreie Politik rechtfertigte, befand sich sicher keines, für dessen berechtigten und althergebrachten Besitz nicht die allerbesten Gründe aufgestellt werden konnten. Haben die Regierungen hierauf Rücksicht genommen? Keine. Stark in ihrem Bewußtsein, den Zeitgeist und das oberste Gesetz des öffentlichen Besten für sich zu haben, sind sie über alle Einwendungen hinweggeschritten, und die Völker haben ihrem Werke zugejauchzt.

Oeder.

Nun, ich sollte glauben, daß sie hierdurch nur dauernde Ansprüche auf die Dankbarkeit derer erworben hätten, welche die Vorteile dieser Reformen genießen.

Crusius.

Allerdings. Kann und darf man aber auf einem solchen Wege willkürlich da stehen bleiben, wo die weiteren Folgerungen unabweislich sind? Können dieselben Regierungen, welche der höhern Idee des Staates gegenüber kein Recht der einzelnen zugestanden, wohl versuchen das Anstößigste, Gehässigste, der Vernunft am meisten Widersprechende allein ausnehmen zu wollen? Ein Volk kann nie das Eigentum eines Einzelnen, einer einzelnen Familie sein, seine Regierung kann nie als etwas vererbt werden, was aus dem Eigentumsrechte flöße. Daß man die Funktionen des Staatsoberhauptes in einem bestimmten Geschlechte erblich mache, stelle ich deswegen gar nicht in Abrede, aber es ist dies weiter nichts als das Resultat der Erfahrung, daß die Wahl noch größere Nachteile mit sich führt als die Vererbung.

Oeder.

Ich könnte Ihnen zu zeigen suchen, daß Sie mit diesem Zugeständnisse ungefähr bei denselben Folgerungen anlangen wie ich. Aber wir kommen hierdurch nur von unserm eigentlichen Gegenstande ab.

Crusius.

Von welchem?

Oeder.

Von dem Nutzen der Repräsentationsverfassungen. Ich bin ein Mann der Tat, der Praxis, und will daher mit Ihnen nicht über Theorien streiten, die sich hin und her wenden

lassen. Das werden Sie mir doch jedenfalls zugeben, daß politische Einrichtungen nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Zweckes willen da sind, den man durch sie erreichen will.

Crusius.

Ohne Zweifel.

Oeder.

Dann werden Sie mir gestatten müssen, daß ich darnach frage, was denn wirklich durch die gepriesene Volksvertretung erzielt worden ist. Von vornherein ist es nicht gut möglich, eine günstige Meinung von den sogenannten Arbeiten der ständischen Kammern mit hinzuzubringen, wenn man den Gang und die Art der Wahlen irgendwo einigermaßen näher betrachtet hat. Parteiumtriebe, Intrigen für und gegen, Popularität durch Mittel aller Art errungen, Zufälligkeiten, Unverstand würfeln eine Anzahl von Männern zusammen. Ein beträchtlicher Teil von ihnen steht den Dingen, die ihm zur Beurteilung vorgelegt werden, mit absoluter Unkenntnis gegenüber, ein anderer betrachtet sie lediglich durch das gefärbte Glas seiner Parteimeinung. Wann das Stichwort seines Führers erschallt, erhebt er sich zum Reden. Wie die Parole ausgegeben worden, so votiert er. Auf seiner Seite sitzen die verfassungstreuen Männer, die gesinnungstüchtigen Freunde des Volkes, die unbestechlichen Wächter des Rechtes, ihm gegenüber die Speichellecker der Gewalt, die Windfahnen der Gunst. Was diesseits geschieht, ist vortrefflich und jedes Lobes würdig, für das Jenseitige kann nie genug

Tadel und Spott aufgefunden werden. So ist von Hause aus jede unbefangene Abwägung abgeschnitten, alles dem Spiele der Tagesmeinungen und Absichten preisgegeben.

Crusius.

Wo haben Sie die Farben zu diesem Bilde genommen? Doch hoffentlich nicht in unseren deutschen Kammern?

Oeder.

Mit mehr oder weniger Schärfe passen sie überall. Und eine *solche* Versammlung soll man berufen und befähigt erachten, um Verhältnisse und Anordnungen zu beurteilen, zu genehmigen oder zu verwerfen, welche von Männern erwogen worden sind, die es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gemacht, eben jene Gegenstände nach allen Seiten hin auf das gründlichste kennen zu lernen! Wahrlich, es gehört die ganze Verblendung der jetzigen Mode dazu, um zu glauben, daß der Staat besser dabei fahre, seine Interessen in zufällige und unwissende Hände, statt in berufene und fähige zu legen!

Crusius.

Sie haben mich vorher von der Theorie auf die Praxis verwiesen, dasselbe mache ich jetzt gegen Sie geltend. Wie steht es denn in der Wirklichkeit, wie hat sich in dieser das Repräsentativsystem bewährt? Können Sie in Abrede stellen, daß Europa, seitdem es in diese Bahn eingegangen ist, nach allen Richtungen hin in der öffentlichen Wohlfahrt Riesenschritte gemacht hat?

Oeder.

Das ist eben die große Täuschung, die unglückliche Verwechselung, die so viele wohlgesinnte Männer zu ganz schiefen Urteilen verleitet. Allerdings ist die europäische Menschheit an Wohlfahrt jeder Art seit einer Generation unendlich reicher geworden; wer fühlt dieses nicht! Aber was hat dieses freudige Bewußtsein in aller Welt mit dem Repräsentativsysteme zu schaffen? Die religiöse, die politische, die soziale Aufklärung, das Zerreißen der Fesseln des Feudalismus, des Aberglaubens, die geöffnete Einsicht in die wahren Bedürfnisse der Völker und der Mittel, sie zu befriedigen — diese sind es, die jene unvergleichlichen Fortschritte erzeugt haben?

Crusius.

Geben Sie denn aber nicht den notwendigen Zusammenhang zwischen allen diesen Erscheinungen zu, und daher auch den Einfluß der einen auf die andere?

Oeder.

Nicht im geringsten. Ich will denjenigen erwarten, der bei wirklich unbefangener Prüfung nachzuweisen vermag, welchen erheblichen Gewinn die Nationalwohlfahrt irgendwie aus dem Institute der Volksvertretung gezogen hat; welches wahre, materielle, greifliche Gut durch sie erworben worden ist.

Crusius.

Diese Behauptung ist mehr als gewagt.

Oeder.

Sie ist es so wenig, daß ich da, wo mir eigene Beobachtung zu Gebote steht, also in den deutschen konstitutionellen Staaten, jeden Augenblick den Handschuh, den ein Gegner hinwerfen könnte, aufzunehmen bereit bin. Freilich aber müßte ich an ein wahrhaft unparteiisches Publikum appellieren, an ein solches, das nicht von Hause aus dasjenige voraussetzt, was es wünscht. Man nehme jeden dieser deutschen Staaten und gehe mit scharfer Prüfung den Tatbestand durch, so wird man finden, daß alles und jedes, was dort Lobenswertes und Dienliches geschehen ist, in der Gesetzgebung, den Finanzen, dem öffentlichen Unterricht, dem Gemeindewesen, den Militäreinrichtungen, den Wegeverbindungen, kurz in allem, was zum gemeinen Besten gehört — daß alles dieses von den Regierungen beschlossen, zur Reife gebracht und ins Leben gerufen worden ist. Und zwar ganz in gleicher Weise in der Epoche n a c h Einführung der Konstitutionen wie vorher. Ein beträchtlicher Teil jener heilsamen Maßregeln ist ganz außerhalb der ständischen Verhandlungen geblieben. Wo diese eingegriffen, hat sich ihre praktische Wirkung fast nur dadurch gezeigt, daß die Anordnungen verzögert, verstümmelt worden sind. Gegen den geringen und zufälligen Gewinn, daß hie oder da irgend eine untergeordnete Verbesserung bei den Vorschlägen der Regierung angebracht worden ist, steht der notwendige Nachteil außer Verhältnis, daß das so wesentliche Vertrauen in das neue

Gesetz durch das Hin- und Herreden der Parteien erschüttert wird, noch ehe es erschienen ist.

Crusius.

In Ihrem Munde verwandeln sich die anerkanntesten Vorzüge des konstitutionellen Systems in ebenso viele Nachteile! Selbst das große Kleinod der Öffentlichkeit der Gesetzgebung, im Angesichte des Volkes, findet keine Gnade vor Ihren Augen.

Oeder.

Ich weiß recht wohl, daß ich eben hiemit gegen eine Lieblingsmeinung der Zeit anstoße, aber auch diese ist nur eine Täuschung mehr. Es gehört eine gänzliche Unkenntnis des menschlichen Herzens dazu, um zu wähnen, daß ich mich einem vielleicht meine eigenen Interessen scharf verletzenden Gesetze bereitwilliger unterwerfen werde, weil ich gesehen habe, an welchen dünnen Fäden, an welchem Parteiengetriebe seine Annahme gehangen hat. Jeden Unbefangenen will ich dreist zum Urteile auffordern, ob er sich dadurch bei einem erlittenen Schaden getröstet fühlt, daß das Unrecht, die falsche Vorstellung, aus welchem es geflossen ist, nach allen Seiten hin vorher aufgedeckt und fruchtlos bekämpft worden ist. Befindet sich aber nicht jeder in dieser Lage? Glaubt nicht ziemlich jeder, daß ein ihm persönlich mißfälliges, schädliches Gesetz auch in sich verwerflich sei, und daß daher der Unverstand oder der üble Wille es durchgesetzt habe? Nochmals wiederhole ich, zu den reellen Fortschritten, welche in den konstitutionellen

Staaten zutage getreten sind, haben die Volksvertreter ungefähr soviel als nichts beigetragen.

Crusius.

Sie haben das Terrain des Streites günstig ausgewählt. Wenn Ihre Behauptung in den deutschen konstitutionellen Staaten sich wirklich faktisch nachweisen ließe, was hindert mich, die Ursache dieser geringen Wirksamkeit nicht eben darin zu suchen, daß die Verfassungen noch zu wenig entwickelt, zu vermischt mit den älteren politischen Bestandteilen sind, um der Volksvertretung die ihr gebührende Stelle und hiermit auch eine genügende Wirksamkeit zu gewähren?

Oeder.

Es scheint mir, als wenn Sie mit dieser Wendung von der politischen Basis selbst abwichen, die ich als die Ihrige kenne. Brauchen wir nicht halbe Worte! Diejenigen, welche in den Oppositionen der deutschen Kammern mit so vielem Erfolge das reichhaltige Thema ausbeuten, daß man den Volksvertretern die ihnen zukommenden Befugnisse vorenthalte, wissen sehr wohl, daß der nächste Schritt über die in jenen Verfassungen gezogene Linie hinaus, die Volkssouveränität ist. Allerdings haben alle Verfassungsurkunden deutscher Staaten mit mehr oder minder Bewußtsein eine Art von Abkommen, von Kapitulation zwischen dem monarchischen Prinzip und der Volksherrschaft zu treffen gesucht. Diese Linie ist eine sehr schwankende und wird tatsächlich nur durch den allgemeinen Verband des Bundes aufrecht ge-

halten. Würde ersteres durch eigene Schwäche der Regierungen oder unglückliche Ereignisse aus seiner Stelle gedrängt, so ginge die Regierung in die Kammern über. Diese repräsentieren dann den Staat, und die Beamten, an ihrer Spitze der Fürst, wären ihre Diener. Dann könnte freilich nicht ferner mehr die Rede sein von einem Unterschiede zwischen dem, was die Regierung, und dem, was die Kammern für die gemeine Wohlfahrt leisteten, aber nur aus dem einfachen Grunde, weil eine monarchische Regierung überhaupt nicht mehr bestünde. Habe ich Sie aber je richtig verstanden, lieber Herr Crusius, so ging Ihre Ansicht von dem, was recht und dienlich sei, nie bis zu diesem Extreme.

Crusius.

Nein, gewiß nicht; ich halte fest daran, daß der Wille und die Leidenschaften des großen Haufens nicht zur Macht gelangen dürfen, und daß für Europa, zumal für deutsche Staaten, die konstitutionelle Monarchie die Regierungsform sei, welche die meisten Bürgschaften darbietet. Eben deswegen aber kann ich die von Ihnen aufgestellten Sätze von der praktischen Nutzlosigkeit dieser bewundernswürdigen Institution nicht zugeben. Ich habe zwar allerdings zunächst Deutschland im Auge und begreife überdem im voraus, wie Sie das Beispiel mancher anderen Staaten, insbesondere Frankreichs, gerade für sich anwenden würden, aber schon England scheint mir allein hinreichend, um darzutun, welche unermeßlichen Resultate eben die freien Verfassungsformen auch auf dem Gebiete

des materiellen Glückes zu erzeugen imstande sind.

Oeder.

Halten Sie, wenn ich bitten darf, auch hierbei fest, daß unsere Diskussion über den praktischen Nutzen der Repräsentativformen sich nur auf den Kreis der Monarchie, sei es auch der gemäßigtsten, bezieht. Daß aber England eine solche jetzt sei, muß eine näher eindringende Bekanntschaft mit der Geschichte und dem Zustande dieses merkwürdigen Landes bestimmt verneinen. Die Revolution von 1689 fand England in einem politischen Zustande, der im wesentlichen mit denen sämtlicher Feudalstaaten des Mittelalters zusammenfiel. Nebeneinander standen die Rechte der Krone, des Adels, der Geistlichkeit, der Städte, der Korporationen. Die Vertreibung der Stuarts und die eigentümliche Lage des Hauses Hannover zerstörte die eigentlichen Regierungsrechte der Krone, während die Rechte aller anderen Stände, die in den europäischen Monarchien dem neuen Staatsgebäude Platz machen mußten, in England in voller Wirksamkeit blieben. England ist daher jetzt in der Wirklichkeit eine aristokratische Republik; daß ein mit allem äußern Glanze

---

Die Revolution von 1689 berief Wilhelm von Oranien auf den Thron. Vorher mußte dieser jedoch die Declaration of Rights unterzeichnen, die als Bill of Rights die verfassungsmäßigen Freiheiten des englischen Volks gewährleistete und noch jetzt das Hauptgrundgesetz der englischen Freiheit und die Grundlage der parlamentarischen Organisation bildet.

verherrlichtes Königtum daneben fortbesteht, ändert hierin nichts. Was Ludwig Philipp versprach: eine mit republikanischen Institutionen umgebene Monarchie, besteht faktisch in England umgekehrt: eine mit monarchischen Institutionen umgebene Republik. Das Parlament ist der Sitz der Regierungsgewalt, seine Majorität bestellt die Minister, diese sind daher nur die Diener des Volkes, wie sehr auch der beibehaltene Sprachgebrauch das Entgegengesetzte angibt. Daß ein solcher Zustand möglich, daß er für das gemeine Beste sogar dort heilsam gewesen ist, gehört einer weitern Betrachtung an, die zugleich unwiderleglich beweisen würde, daß nur ein ganz besonderer historischer Prozeß, der nirgends und nie improvisiert werden kann, zu diesem Ziele führen konnte. Sie sehen aber, daß ich England nicht als Beispiel gelten lassen kann, wenn es sich um eine Untersuchung über den Anteil handelt, welcher den beiden Gewalten in konstitutionellen Monarchien an den erreichten Fortschritten zugemessen werden muß.

Crusius.

Kehren wir zu dem näher liegenden, zu unserem deutschen Vaterlande wieder zurück. Wenn Sie durchaus nicht zugeben wollen, daß die materielle Wohlfahrt der konstitutionellen Staaten durch die Volksvertretung positiv gefördert worden sei, so werden Sie doch wenigstens nicht in Abrede stellen, daß sie den Mißgriffen und Fehlern der Regierungen gesteuert und diese hierdurch auf den rechten Wegen er-

halten habe. Der Hinblick auf die stete Kontrolle, welcher alle Maßregeln der Regierung, alle Handlungen ihrer Beamten unterliegen, muß notwendigerweise den mächtigsten und wohltätigsten Einfluß auf alle Zweige der Staatsverwaltung und demnach, wenn auch indirekt, immer wieder auf das allgemeine Beste ausüben.

Oeder.

Eine rein negative Behauptung kann freilich nicht geradezu widerlegt werden und so bin ich auch nicht imstande anzugeben, was in jenen Staaten geschehen wäre, wenn keine Konstitutionen bestanden hätten. Aber es ist vollkommen gerechtfertigt, wenn ich mich hierbei auf Analogien zurückziehe. Dicht neben den deutschen Staaten, welche repräsentative Konstitutionen besitzen, stehen unter ganz gleichen Verhältnissen andere, welche man absolute zu nennen sich gewöhnt hat. Dort wird der Staat durch den Fürsten in seinen Beamten repräsentiert; in diesen ist alle Gewalt und Tätigkeit der Regierung vereinigt; sie erlassen die Gesetze ohne Mitwirkung der Volksvertreter, sie führen sie aus, ohne ihre Kontrolle. Ich bitte Sie nun, aufrichtig und wahrhaft, wie ich Sie kenne, die Wirkungen beider Systeme zu vergleichen. Kann man mit irgend einem Scheine von Wahrheit behaupten, daß unter jenen absoluten Regierungen der Staatshaushalt schlechter geordnet, die Gesetzgebung mangelhafter, die Justiz parteiischer und die Verwaltung saumseliger sei als in den Ländern des Repräsentativsystems? Sind die Beamten unfähiger und pflichtver-

gessener, die Abgaben drückender, die Schulden größer? Ist der Stand der Bildung niedriger, Ackerbau, Handel, Industrie und Gewerbe gesunkener? Stehen mit einem Worte Staat und Volk dort tiefer? Ich rede natürlich nicht von Einzelheiten, Zufälligkeiten. Mangelhaftes findet sich überall und auf beiden Seiten. Kann aber niemand bei einiger Sachkenntnis und Wahrheitsliebe irgend eine durchgehende Verschiedenheit zugunsten der konstitutionellen Staaten nachweisen, so bin ich vollauf zu dem Schlusse berechtigt, daß diese vielgepriesenen Institutionen nicht allein der reellen Wohlfahrt der Völker keinen Zuwachs zu verschaffen, sondern auch keinen Nachteil abzuwenden imstande sind.

Crusius.

Ich will nicht leugnen, daß ich mich bei unserem Streit auf ein Feld habe hinüberziehen lassen, welches für meine Sache nicht das günstigste ist. Für die äußere materielle Praxis mag es von keinem beträchtlichen Unterschiede sein, wer die Gesetze macht, sondern wie sie beschaffen sind, und es kann auch sein, daß das erstere nicht so viel Einfluß auf das letztere ausübt, als man häufig glaubt. Aber die Frage über die Entstehung der Gesetze hat noch eine andere, weit höhere Seite, welche von Ihren Einwürfen nicht berührt wird. Wenn das Gesetz auch ohne äußern Zwang verbindlich sein soll, so muß es der Ausdruck des vernünftigen Gesamtwillens aller sein, die ihm gehorchen sollen. Diese große Wahrheit ist jetzt Gemeingut geworden, sie ist es, welche die Welt umge-

staltet. Was früher aus Unwissenheit und Verdunkelung nicht gekannt wurde, was später im Grundsatze zugestanden, aber in der Anwendung verweigert wurde, muß jetzt Wirklichkeit werden. Die Nationen wollen sich selbst regieren; keine, auch die beste und wohlmeinendste Regierung im Sinne des frühern Standpunktes, kann dem Bedürfnisse nach politischer Freiheit genügen.

Oeder.

Auf dieses Gebiet folge ich Ihnen nicht, ich wiederhole, daß mir das Aufstellen solcher allgemeinen Prinzipien als ein leeres, unfruchtbares und gefährliches Beginnen erscheint. Übrigens möchte ich Sie warnen, lieber Herr Crusius; die Theorie, welche Sie eben in so schrankenloser Weise bekennen und der gesamten Wirklichkeit im Staate gegenüberstellen, führt wohl weiter, als Ihre eigene Lebensansicht, die, trotz jener großen Worte, doch eine praktische ist, es wünschen und wollen kann! Ohne Ungunst geschlossen! Ich reiche Ihnen die Hand und kehre auf dem schönen Waldwege in die Stadt zurück.

Drittes Gespräch.

Crusius.

Sie sind heute besonders heiter, lieber Detlev; ich sehe dieses sonst seltener an Ihnen, als ich wünsche.

Detlev.

Ich sollte es freilich immer sein. Habe ich nicht eine Seele gefunden, in die ich meine ganze

Liebe niederlegen darf; gibt es ein reineres Glück, eine größere Seligkeit als dies Bewußtsein?

Cruſius.

So höre ich Sie gern reden und freue mich an Ihrer Wärme. Aber zuweilen beſorge ich doch, daß Sie eben dieſe Seele, der ich nicht gewehrt habe, ſich an Sie zu ſchließen, auf ungebahnte, bedenkliche Wege führen.

Detlev.

Mathilde iſt in der Hingebung, mit der ſie ſich mir öffnet, ſo unbegreiflich lieblich! Welche Tiefe liegt doch in einem weiblichen Herzen, wie ergreift es in ahnungsvoller Sicherheit das Richtige, was wir erſt mühſam und in der ſauern Arbeit des Gedankens erringen müſſen!

Cruſius.

Ja, die Liebe iſt freilich eine gelehrige Schülerin! Wenn nur auch der Lehrmeiſter immer richtig führt.

Detlev.

Niemand kann darüber hinaus, was er in ernſteſter Prüfung als das Wahre erkannt hat. So ſtehe ich nach meinem beſten Gewiſſen Mathilden gegenüber, ſie muß wiſſen, was ſie in mir zu erwarten hat, und ſie weiß es.

Cruſius.

Ich habe freilich ſchon oft Ihren raſchen Sinn erfahren, aber ſo manches, was ich in der letzten Zeit wieder aus Ihrem Munde gehört habe, nötigt mich doch, es immer wieder darauf ankommen zu laſſen, daß ich Ihren Mißmut reize.

Wie aufrichtig ich Ihre vortrefflichen Eigenschaften schätze, wissen Sie; ich glaube Ihnen Beweise davon gegeben zu haben.

Detlev.

Meine innigste Dankbarkeit wird nie erlöschen; aber wohin soll diese beängstigende Einleitung führen?

Crusius.

Nicht gleich ungeduldig mit dem Vater Ihrer Braut! Was ich sagen möchte, ist doch immer nur von dem Wunsche für Ihr wahres Wohl eingegeben. Sie kennen mich genug, um zu glauben, daß ich gewiß keiner engherzigen Beschränkung des vernünftigen Denkens huldige, sondern daß ich die größte Freiheit auf allen Gebieten verlange und gewähre.

Detlev.

So ist es, lieber Vater.

Crusius.

Eben deshalb dürfen Sie es mir nicht verargen, wenn ich Sie warne, Maß und Ziel zu halten und nicht zu weit zu gehen. Ich bin kein Finsterling und will weder mich noch andere einengen lassen in die Satzungen, mit denen der Unverstand und die Herrschsucht bei allen Konfessionen die reine Christuslehre bedeckt und verunstaltet hat. Aber wenn ich Ihre Äußerungen über religiöse Gegenstände mit anhöre, so kann ich mir d o c h nicht verbergen, daß Sie in das andere Extrem fallen. Das ist die Folge, wenn man sich einmal von der verständigen Mittellinie ablenken läßt. Man vertauscht eine Gefahr gegen die andere.

Detlev.

Seien Sie hierin ohne Sorge; eben das ist das Bezeichnende der Wahrheit, daß man mit ihr nie zu weit gehen kann. The truth is always in the extremes hörte ich einst im Parlamente von England aussprechen.

Crusius.

Mit einem paradoxen Einfalle werden Sie aber die Weisheit aller Jahrhunderte nicht meistern wollen, die gerade das Entgegengesetzte lehrt.

Detlev.

Diese Weisheit ist allerdings die auf den Gassen gepredigte, und sie hat noch außerdem den Vorteil, sehr bequem zu sein. Schon Lessing sagte, daß das Ziel des Nachdenkens für die meisten Menschen nur die Stelle sei, wo sie des Denkens müde geworden, oder auch die, wo sie mit der Polizei und dem Konsistorium in Händel zu geraten besorgten. Aber ich besinne mich keinen Augenblick zu erklären, daß ich den für einen kläglichen Schwächling halte, der vor dem wahren Ziele ermüdet, und den für einen Feigen, der es wissentlich zu erreichen vermeidet, weil er Anstoß zu geben fürchtet.

Crusius.

Sie verfallen schnell in harte Worte. Können Sie denn nicht dem Gedanken Raum gönnen, daß auch Männer wie ich die Wahrheit zu

---

The truth is always in the extremes = Die Wahrheit steckt immer in den Extremen.

besitzen überzeugt sind und sich dabei vollkommen in ihrem Gewissen beruhigt finden?

Detlev.

Ich sehe es freilich, aber ich begreife es nicht. Der Geist kann und darf sich nicht mit Halbheiten beschwichtigen, am wenigsten in den höchsten Interessen.

Crusius.

Aber was berechtigt Sie, den Glauben, der uns Trost und Belohnung gibt, ohne weiteres als Halbheit zu bezeichnen? Weil er einfach ist? Weil er auch dem gewöhnlichsten unverbildeten Menschenverstande faßbar erscheint?

Detlev.

Ich schlage in der Tat den sogenannten gesunden Menschenverstand nicht so hoch an, wie es gewöhnlich geschieht. Er ist oft dem Unverstande zum Verwechseln ähnlich.

Crusius.

Das mögen Sie von den Köpfen des großen Haufens behaupten, in welchem die Vernunft von Jugend auf durch verkehrte religiöse Lehren verdunkelt wird. Wer sich aber hiervon frei erhält und den reinen praktischen Zweck aller Religion fest im Auge behält, wird von freier Vernunft sicher geleitet. Diesen kann jeder leicht erkennen, der ohne Vorurteil um sich blickt. Die Menschen sollen glücklich und gut werden, und dies können sie nur, wenn sie in ihrem ganzen Tun und Lassen von einer rechtschaffenen Denkweise beherrscht werden. Wer ein guter Mensch heißen will, muß die Moralgesetze Gottes zur

obersten Richtschnur seines Willens gemacht haben. Welches diese Gesetze sind, haben uns von den frühesten Zeiten an die Weisen aller Völker gelehrt, am meisten und vollständigsten aber Christus. Sein Werk, das Christentum, ist daher die Anstalt, die zur Veredlung des Menschengeschlechtes von der Vorsehung auf Erden eingerichtet worden ist.

Detlev.

Darauf beschränken Sie also die erlösende Tätigkeit Jesu?

Crusius.

Ist dies nicht genug? Christus sah heller als irgend jemand vor ihm ein, daß die Sünde die Verletzung der sittlichen Gesetze sei, und daß wir ihr nur durch Besserung unserer Gesinnung entgegenarbeiten und das Wohlgefallen des Schöpfers erlangen können. Nur die unglückliche, schon von Paulus anhebende Aufnahme altjüdischer Bestandteile in die Lehre Christi hat den reinen Quell getrübt und die spätere Priesterschaft hieran die finsteren und unmoralischen Vorstellungen von Teufel, Dreieinigkeit und stellvertretendem Opfertode Jesu geknüpft. Was zur Beglückung der Menschheit bestimmt war, wurde hierdurch eine neue, unerträgliche Last, die auch den Tugendhaftesten, Fleckenlosesten zu Boden drücken mußte.

Detlev.

Wenn es aber nun diesem Fleckenlosen bei aller seiner Tugend möglichst übel ergeht, wenn er möglichst wenig von dem zugedachten Glücke empfängt?

Crusius.

So wird er seinen Lohn jenseits erhalten. Wir glauben an ein ewiges Leben, denn Gott hat alles, was wir von seinen Werken sehen, so weise und gütig geordnet, daß wir darauf vertrauen dürfen, er werde auch nicht unterlassen haben, seinem herrlichen Gebäude hierdurch den Schlußstein aufzusetzen.

Detlev.

Wenn aber die Erlangung des ewigen Lebens von der Tugend abhängt, und wenn man durch jede Abweichung hiervon Gott beleidigt, können Sie oder irgend jemand dann hoffen, in dieser Prüfung zu bestehen?

Crusius.

Hierüber fühle ich mich vollkommen beruhigt. Unsere Natur, wie sie Gott erschaffen, läßt keine Vollkommenheit zu; Gott kann daher auch keine solche von uns verlangen wollen. Dieses ist mein Glaube; er ist deutlich und kurz. Ich fürchte wenig, denn ich diene keinem Tyrannen.

Detlev.

Ich will Ihnen nicht ins einzelne folgen. Aber auffordern möchte ich Sie doch, einmal aus den vagen Begriffen: Gottheit, Himmel, Vorsehung heraus und einem etwas präzisern Gedanken gegenüber zu treten. Das Ganze, was Sie Ihren Glauben nennen, steht und fällt doch augenscheinlich mit der Voraussetzung an das Dasein eines persönlichen, selbstbewußten, allmächtigen Wesens?

Crusius.

Gewiß ist dieses die Grundlage aller wahren Religion.

Detlev.

Ich dachte, eine solche Grundlage könnte doch vor allem nur die Wahrheit selbst sein. Wie sind Sie nun zu der Einsicht gekommen, daß das Dasein eines solchen Wesens eine Wahrheit sei? Kennen Sie andere Wege, um zu einer Erkenntnis zu gelangen, als die Tätigkeit der Vernunft oder das Zeugnis der Sinne?

Crusius.

Nein, gewiß nicht, aber beide genügen hierzu auch vollkommen.

Detlev.

Was den Teil der Vernunft betrifft, so erinnere ich Sie an die unwiderlegliche Beweisführung, die Kant schon vor mehr als einem halben Jahrhunderte gegeben. Ich entwickelte Ihnen, wie Sie vielleicht noch im Gedächtnis haben, diese Sätze auf unserer kleinen Gebirgsreise. Daß es für jeden, der die Kräfte und die Beschaffenheit der menschlichen Seele mit Aufrichtigkeit prüft, für alle Zeiten feststeht, daß das Dasein Gottes nie aus der Vernunft begriffen werden könne, leuchtete Ihnen damals selbst vollkommen ein.

Crusius.

Ich kann nicht leugnen, daß Ihre Auseinandersetzung hierüber mich sehr bedrängte, und daß ich lange gebraucht habe, um wieder zur Ruhe zu kommen.

Detlev.

Wenn Sie noch einmal unbefangen jene einfachen klaren Schlüsse mit der ganzen Summe der sogenannten Beweise für das Dasein Gottes vergleichen wollen, so werden Sie die ganze Nichtigkeit solcher Theorien erkennen, die für niemand eine Überzeugungskraft besitzen, der nicht schon vorher davon durchdrungen war.

Crusius.

Liegt dies nicht aber vielleicht bloß daran, daß die Vernunft noch nicht den richtigen Weg dazu eingeschlagen hat, oder daß sie überhaupt nicht stark genug dazu ist?

Detlev.

Nimmermehr. Der Begriff vom Dasein eines persönlichen Gottes ist, wie L. Feuerbach so überzeugend dargetan, ein rein empirischer; er muß daher stets außerhalb der Grenzen der Vernunft bleiben, ebenso wie Sehen, Hören, Riechen über die Grenzen der Vernunft gehen. Dasein, wirkliches Dasein, davon können nur die Sinne Zeugnis geben, nur diese vermöchten zu beweisen, daß es einen von dem Menschen und der Natur unterschiedenen Gott mit selbstständiger äußerlicher Existenz gäbe.

Crusius.

Wie sollen denn aber die Sinne dieses Zeugnis ablegen können? Das ist ja eine unmögliche Zumutung!

Feuerbach, Ludwig, Philosoph (1804—1872), hatte 1841 sein Hauptwerk „Das Wesen des Christentums“ veröffentlicht.

Detlev.

Durchaus nicht. Der Glaube an die Existenz Gottes verlangt, daß von ihm besondere, unmittelbare, sinnlich wahrnehmbare Wirkungen ausgegangen sind und ausgehen. Wer an Gott glauben soll, muß Offenbarungen und Wunder glauben und verlangen.

Crusius.

Wie sich die Extreme berühren! Auf weiten Umwegen kommen Sie auf dem Punkte an, wo sich die Gotteserkenntnis befand, ehe sie mit der Fackel der Aufklärung erhellt worden ist. Offenbarungen, Wunder!

Detlev.

Erlauben Sie mir diese Aufhellung als eine unendlich klägliche, nichtige, als einen Standpunkt zu bezeichnen, der längst abgetan und begraben ist. Ja, ich wiederhole noch einmal, daß mit dem Begriffe Gottes auch der Begriff der Offenbarung untrennbar zusammenhängt. Nur hierdurch kann er sein Dasein selbst bezeugen, nur durch das Wort, was er zu den Menschen spricht, wird die subjektive Meinung zu einer sichern historischen Tatsache.

Crusius.

Wohin führt Sie der Enthusiasmus der Spekulation? Wir wechseln ja förmlich die Rollen! Nur daß Sie Ihrer Natur gemäß auch nach dieser Seite wieder maßlos ins Weite gehen. Sie sind auf dem vollen Wege, alle Satzungen und Lehren der Altgläubigkeit in Schutz zu nehmen und als notwendig zu erweisen.

Detlev.

Als notwendig bei bestimmten Vordersätzen, ganz gewiß! Dem christlichen Glauben an die Menschwerdung Gottes, an die Wunder Christi, an das fortwährende persönliche Eingreifen Gottes in das menschliche Leben, liegt die höchst vernünftige Forderung zugrunde, daß ein Gott, der in persönlichem Verhältnisse zu der Menschheit steht und ihre Verehrung verlangt, sich auf eine persönliche, in die Sinne fallende, unleugbare Weise stets kundgeben müsse.

Crusius.

Aber wo bleibt denn bei solchen Forderungen die Vernunft, der gesunde Menschenverstand?

Detlev.

Die wahre, das heißt die spekulative Vernunft hat nicht allein gar nichts gegen jene christliche Konsequenzen, sondern sie muß sich ihrer gänzlich gegen das fade, nebelhafte, bodenlose Geschwätz des sogenannten Denkglaubens annehmen. Ja der erzkatholische Möhler hat von seinem Standpunkt aus vollkommen recht, wenn er sagt: daß die Gottheit nur eine Person sei, ist eben das ganz und gar Undenkbare, durchaus Unvernünftige, aller wahren Spekulation Entgegengesetzte; daß Gott nicht Mensch geworden sei, ist eben das total Widersinnige.

Möhler, Johann Adam, katholischer Theolog (1796—1838), Begründer der Tübinger katholischen Schule; sein Hauptwerk: „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten“ 1832.

Crusius.

Aber um's Himmels willen, wenn Sie mich nicht bloß aus Widerspruchsgeist reizen, was hält Sie denn bei solchen Gedanken ab, sich häuptlings in die tiefste Tiefe des Pietismus, ja in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu stürzen?

Detlev.

Der einfache Umstand, daß ich den Vordersatz nicht annehmen kann. Der persönliche Gott hat sich nie auf eine unleugbare, durch sichere Zeugnisse festgestellte Weise geoffenbart.

Crusius.

Was von den Untersuchungen von Strauß, Br. Bauer zu meinen Ohren gekommen, hat meinen Glauben daran noch nicht erschüttert, daß man durch vernünftige Auslegung alles Anstößige aus der Bibel wegschaffen, und dann einen ganz gesunden, nahrhaften Kern besitzen werde. Aber wenn es nun auch wirklich so wäre, daß man der Geschichte Christi keine eigentliche Glaubwürdigkeit zugestehen könnte, weshalb sollten damit zugleich die wahre echte Christusreligion und ihre herrlichen menschenbeglückenden Lehren fallen?

Bauer, Bruno, protestantischer Theolog (1809 bis 1882), schrieb u. a.: Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes (1840), Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker (1841), worin er den Inhalt der Evangelien als Ergebnis freier Erdichtung erklärte, deshalb 1842 aus dem akademischen Lehramt entfernt.

Detlev.

Ich weiß nicht, was Sie behalten werden, wenn dem fast zweitausendjährigen Gebäude das Fundament weggeschlagen worden, aber das Christentum nach den Lehren seines Stifters, seiner Apostel und nach dem Zeugnisse aller Zeiten ist es gewiß nicht. Mit den gewöhnlichen Redensarten von Unsterblichkeit und Freiheit, von Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, von Bruderliebe und Menschenbeglückung ist man noch kein Christ. Die christliche Kirche erklärt sich für die göttliche Heilsanstalt, der es nicht um die Beglückung der Menschen auf Erden, sondern um ihre Seligkeit im Himmel zu tun ist. Wer dieses nicht zu glauben vermag, der quäle sich nicht mit Halbheiten ab, die ihm das ungetrübte Verständnis des menschlichen Lebens verschließen, ohne ihn dabei im mindesten vor der etwaigen Hölle des Christenglaubens zu sichern.

Crusius.

Ich will Ihre Angriffe auf sich beruhen lassen, und Sie nur noch fragen, auf welche Wahrheit Sie Ihre Lebenszuversicht stützen, wenn es nicht die von Ihnen so hart geschmähte eines aufgeklärten Glaubens an den persönlichen Gott ist. Ich erinnere mich einer früheren Äußerung von Ihnen, daß Gott Ihnen nur Gattungsname in dem Sinne sei, daß die Menschen dessen Exemplare sind. Sie schienen geneigt, dieses so zu meinen, daß wenn man vom einzelnen in der Natur und im menschlichen Geiste zu immer allgemeineren Begriffen aufsteige, der

höchste und letzte Begriff, das Allgemeine des Ganzen eben Gott sei. Mir leuchtete diese Auffassung damals wenigstens als eine scharfsinnige Hypothese ein.

Detlev.

Ich sprach wohl von der Hegelschen Gotteslehre. Aber auch dieses ist ein ganz überwundener, abgetaner Standpunkt. Ich brauche Sie nur auf die unsterblichen Arbeiten L. Feuerbachs zu verweisen, durch welchen der Gedanke erst vollkommen befreit worden ist. Erst auf dieser Stufe der Erkenntnis wird dem selbständig denkenden, auf seinen eigenen Gesetzen ruhenden Geiste kein Opfer mehr abgefordert. Erst hier ist deutlich ausgesprochen worden, daß das Bewußtsein Gottes nur das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes nur die Selbsterkenntnis des Menschen ist. Gott ist das offenbare Innere; das ausgesprochene Selbst, das Wesen des Menschen, befreit von den Schranken des Individuums. Die Religion ist nichts als das Eingeständnis seiner eigenen innersten Gedanken.

Crusius.

Hiermit sprechen Sie Gott aber geradezu die Wirklichkeit ab. Eine solche Lehre ist, wie Sie sie auch verkappen mögen, doch barer Atheismus.

Detlev.

Darauf könnte ich mit dem Worte Fichtes erwidern: einen Philosophen fragen, ob seine

---

Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph (1762 bis 1814), hatte 1809 seine Professur in Jena verloren, weil ihm die Leugnung eines persönlichen Gottes vorgeworfen worden war.

Philosophie atheistisch sei, ist so viel, als von einem Mathematiker fordern, daß er sagen solle, ob seine Dreiecke rot oder blau seien. Doch nehme ich gar kein Bedenken, unzweideutig zu antworten: Ja, das moderne Bewußtsein ist atheistisch.

Crusius.

Sagen Sie aber dann nur das eine: Wer hat in Ihrem Systeme der gottgewordenen Menschheit die Welt erschaffen?

Detlev.

Niemand. Schon Hegel hat ausgesprochen, daß die Weltschöpfung eine bloße Vorstellung sei, aus welcher erst der reine Gedanke herausgenommen werden müsse. Das ist eben die ungeheure Arroganz der Theologie aller Farben, daß sie den unermeßlichen Fortschritten der Naturwissenschaften gegenüber, stets die Lehren einer ganz veralteten kindischen Weltanschauung festzuhalten strebt. Wer nur irgend in Betracht zieht, was die Wissenschaft über die Entstehung des Sonnensystems und die allmähliche Ausbildung der Erde bis zu ihrem jetzigen Zustande sicher ermittelt hat, der wird die Unmöglichkeit bekennen müssen, in den Verlauf dieses Entstehens irgendwo den Eingriff eines außerweltlichen Wesens einzuschieben. Überall derselbe lückenlose Zusammenhang der Erscheinungen, überall dieselbe Unmöglichkeit des Wunders.

Crusius.

Und der Mensch, und seine Schöpfung?

Detlev.

Nun, man braucht wirklich nur die theologischen Meinungen auf den Kopf zu stellen, um in der Regel die Wahrheit zu finden. Nicht Gott hat den Menschen, sondern der Mensch hat Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen.

Crusius.

Ich kann nicht sagen, daß mir diese Schöpfungstheorie besonders einleuchte. Indessen weit wichtiger ist mir die rein praktische Seite. Woher nehmen Sie bei solchen Vordersätzen das Moralprinzip, ohne welches doch kein Leben unter den Menschen möglich ist? Was verbindet zur Tugend, was verpönt das Laster? Es scheint mir, daß hierbei allen Trieben Tür und Tor geöffnet werde.

Detlev.

Das ist der ungerechteste Vorwurf! Ist denn das Pflichtgebot darum ein geringeres, weil es nicht unter die Zuchtrute eines allwissenden Aufsehers gestellt und mit der Anweisung auf einen hundertfältigen Ersatz in einem jenseitigen Leben verbunden ist? Darin zeigt sich ja eben der niedrige Standpunkt der christlichen Sittenlehre, daß sie keine reineren, höheren Motive für Gerechtigkeit und Tugend aufzustellen weiß als Furcht und Interesse.

Crusius.

Darin liegt etwas, dem ich nicht widersprechen kann, obgleich ich es möchte.

Detlev.

Wenn der Atheist die Existenz eines persönlichen Gottes, ja einer pantheistischen Gottheit

leugnet, verwirft er deshalb die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Güte, die Weisheit? Der Begriff Gottes ist freilich abhängig von jenen Begriffen; ein Gott, der nicht gerecht, nicht gütig, nicht weise ist, ist keiner. Folgt denn aber daraus das Umgekehrte? Durchaus nicht. Alle jene Tugenden haben eine innere Realität, sie dringen dem Menschen ihre Anerkennung auf, indem sie sich unmittelbar als wahr erweisen. Das Entgegengesetzte ist vielmehr das ganz Schlechte und Verwerfliche; wo der Glaube an Gott als die notwendige Bedingung der Tugend gesetzt wird, geht man schon von der Nichtigkeit der Tugend für sich selbst aus.

Crusius.

Wie drücken Sie denn aber Ihr Moralprinzip aus?

Detlev.

Mein Moralprinzip? Achte und liebe in dir sowohl als in dem andern über alles den Menschen! Kein Heil außer dem Menschen!

Crusius.

Ich kann nicht zugestehen, daß die Lehre, die Sie ausgesprochen, mehr in mir gewirkt hätte, als daß sie mir ein neues Irrgewinde von Gedanken auftut. Doch darf ich wenigstens hoffen, daß sie bei einem Gemüte wie das Ihrige keine schädliche Nutzanwendung gibt. Und da ich überhaupt dafür halte, daß jeder zu demselben Ziele gelangt, wenn er nur rechtschaffen lebt, so habe ich gar keinen Beruf, Ihren Glauben anzutasten. Aber Sie haben mir gestern nicht recht Rede stehen wollen, als ich Ihnen mein Ge-

spräch mit dem Ministerialrate Oeder erzählte. Er hat mir mit seiner sogenannten praktischen Politik hart zugesetzt, aber doch sehr die Segel streichen müssen, als es sich um die eigentlichen Prinzipien handelte.

Detlev.

Seien Sie zufrieden, Verehrtester, daß er auf diesem Gebiete nicht weiter vorgegangen ist.

Crusius.

Wieso? Ich war vollkommen gerüstet, diese Beamtenweisheit in ihrer ganzen Blöße aufzudecken.

Detlev.

Glauben Sie wirklich, daß das konstitutionelle System, welches Sie ihm gegenüberstellten, eine nähere Beleuchtung, eine aufrichtige Vergleichung mit seinen eigenen Grundsätzen aushält?

Crusius.

Ich glaube dieses nicht bloß, sondern bin davon innig überzeugt. Der konstitutionelle Staat ist der Triumph des menschlichen Geistes, die Verwirklichung der allgemeinen Freiheit, die Bürgschaft für die teuersten Güter des Menschengeschlechts.

Detlev.

Sie hielten Ihrem Gegner als oberste politische Forderung der Zeit entgegen, daß jede Nation sich selbst regieren müsse, daß die Gesetze, nach welchen dieses geschehe, aus dem Gesamtwillen aller hervorgehen müssen?

Crusius.

Das ist eben die Aufgabe, welche das Repräsentativsystem so bewundernswürdig löst.

Detlev.

Sonderbare Täuschung! Ein System, das in der unteilbaren Staatsgewalt zwei gleichberechtigte Faktoren: Regierung und Volk, anerkennt, heißt Selbstregierung der Nation! Ein System, das dann noch einmal das Volk in zwei willkürliche Teile zerreißt, von denen der kleinere durch die Wahlen, Jury, Nationalgarde an der sogenannten Gewalt teilnimmt, der größere aber nicht im mindesten! Und das Fabrikat dieses Apparates, die Gesetze, sind der Gesamtwille, in welchem daher jeder nur seinem eigenen Willen gehorcht!

Crusius.

Muß denn aber nicht bei einer guten Einrichtung der Repräsentation jedes Interesse seine vollkommene Vertretung finden?

Detlev.

Wie dies zum Vorscheine käme, ist mir noch dunkel, obgleich ich mir auch die freisinnigsten Konstitutionen aufmerksam darauf angesehen habe. Ich gehöre vielleicht in keinem einzigen deutschen Staate zu den Wählern, da ich weder vierzig Gulden Gewerbesteuer zahle noch ein Weinpatent besitze. Oder, wenn ich auch zu den neuen Privilegierten, den höchstbesteuerten Männern gehöre, so wird der Kandidat, der meinen Ansichten zusagte, nicht gewählt. Oder, wenn der Kandidat meines Herzens wirklich in

den gesetzgebenden Körper gelangt, so entspricht er dort in irgendeinem bestimmten Falle nicht meiner Absicht. Oder, wenn er auch genau nach meinen Gedanken votiert, so entscheidet die Majorität im entgegengesetzten Sinne. Dann kommt noch die erste Kammer, die wiederum die Taten der zweiten, und die Regierung, die das Verlangen von beiden vereiteln kann. Wenn aber auch diese beiden Hemmschuhe als ganz beseitigt angesehen werden, so bleibt es ja doch der blanke Zufall, ob das, was in jener Volkskammer das Tageslicht erblickt hat, auch nur im geringsten meinen Willen ausdrückt. Und ich soll die absurde Fiktion annehmen, daß dieses sogar jedesmal der Fall sei!

Crusius.

Blicken Sie aber doch nur auf die deutschen Kammern! Finden nicht dort alle geistigen und leiblichen Interessen der Nation ihre fruchtbare Stätte? Haben wir nicht Männer wie Wippermann, Schaffrath, Todt, Römer, Willich,

---

Wippermann, Wilhelm, kurhessischer Staatsmann (1800—1857), Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Todt, Karl Gottlieb (1803—1852), Mitglied der provisorischen sächsischen Regierung 1848.

Römer, Friedrich v., württembergischer Staatsmann (1794—1864), seit 1833 liberaler Abgeordneter, im Märzministerium 1848 Justizminister und Vorsitzender, Gegner des Feudalismus und zugleich der Radikalen, trat im Frankfurter Parlament für eine konservative Reichsverfassung ein, Gegner der preußischen Vorherrschaft, suchte aber nach der Wahl Friedrich Wilhelms IV. Württemberg für ihn zu gewinnen.

Jaupp, Itzstein, Bassermann, Welcker, die überall mit edlem Freimute voran stehen, wo es sich um die heiligsten Güter des deutschen Volkes handelt!

Detlev.

Unter diesen Männern sind achtbare Leute, deren persönlichem Charakter ich nicht zu nahe treten will. Aber daß in allem dem Kammergetriebe von dem Volke und seinem Schicksale ernstlich die Rede sei, dies leugne ich gänzlich. Außer einem wüsten Opponieren, einem Hin- und Herzerren für und gegen bestimmte Personen und kurrente Lieblingsmeinungen kann ich nichts anderes erblicken als schlecht ver-

---

Willich, Advokat, der eine Zeitlang als liberales Mitglied der bayrischen Kammer eine politische Rolle spielte.

Jaupp, Heinrich Karl, hessisch-darmstädtischer Minister (1781—1860), Professor der Rechte, liberaler Abgeordneter, Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Itzstein, Johann Adam, Demokrat (1775 bis 1855), seit 1822 in der badischen Kammer liberaler Wortführer, setzte damals die Verweigerung des Heeresbudgets durch, wurde aus dem Staatsdienst entlassen und widmete sich fortan der radikalen Agitation, Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Bassermann, Friedrich Daniel, liberaler Politiker (1811—1855), seit 1841 in der badischen Kammer an der Spitze der Opposition, kleindeutsch gesinntes Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Welcker, Karl Theodor, Jurist und Politiker (1790—1869), wegen seiner demokratisch-liberalen Gesinnung 1832 und 1841 abgesetzt, Bundestagsgesandter, Mitglied des Frankfurter Parlaments, anfangs großdeutsch gesinnt, nach Erlaß der österreichischen Verfassung von Cremsier Anhänger der preußischen Führung.

hüllte Selbstsucht, schmutzigen Eigennutz, der seine Partikularinteressen verficht, unbekümmert um alles, was rechts und links oder darüber liegt. Es tue nur in aller Unschuld einer den Mund auf und rede von Aufhebung des Wahlzensus, von Progressionsskalen der Steuern, von Zentralisierung des Armenwesens, von Organisation der Arbeit, von Aufhebung aller sogenannten Gerechtsame, von allgemeinen Hilfskassen und Kredithäusern, so wird er schneidend genug gewahr werden, ob die Menschen, die ihm zur Seite oder gegenüber sitzen, das Volk, seine Leiden und Bedürfnisse vertreten wollen.

Crusius.

Solche Forderungen greifen freilich tief in alles Bestehende ein. Was sich aber an ihnen als ausführbar nachweisen läßt, wird gewiß noch in Zukunft Anklang finden, wenn erst das konstitutionelle System ganz ausgebildet ist.

Detlev.

Nie, nie! Das ganze Wesen der konstitutionellen Monarchie ist nichts als eine große Lüge. Der Regent lügt, wenn er seine Anhänglichkeit an die Verfassung rühmt, die Minister lügen, wenn sie sich als Diener des Gemeinwesens gerieren, die Deputierten lügen, wenn sie beteuern, nichts mehr zu wollen als die strenge Erfüllung der Konstitution, das Volk lügt, wenn es andern nachschwatzt, daß es sich hierbei selbst regiere. Was in andern Ländern das Ende gewaltiger Umwälzungen gewesen, hat sich in Deutschland in aller Stille eingerichtet:

der Bürger, wie er sich gern nennen hört, regiert, nicht das Volk; der Kaufmann, der Industrielle, der Gutsbesitzer, der Arzt, der Advokat, sie haben die Beute der Revolutionen davongetragen und sich unter einigem Zanke redlich hineingeteilt. Weg mit euch, ihr eigentumlosen Menschen, ihr Proletarier aller Farben in Frack und Bluse, oder um den Schimpf in ein Wort zusammenzufassen, ihr Arbeiter! Nicht für euch ist die Verfassung. Denkt daran, was euch schon anderswo gesagt worden: hütet euch, wenn man euch mit schönen Worten einreden will, der Hahnenkampf in den Volkskammern sei der eure. Höret auf euren hungernden Magen, sehet auf eure entblößten Leiber und schwieligen Hände, auf das Elend und den Jammer eurer Weiber und Kinder. Kümmert euch nicht um diese Politik, um diese Verfassungsfragen. Euer Instinkt sagt euch ebenso sicher und deutlich, daß dort nicht eure Sache geführt werde, als wir es in dem Ernste des Gedankens erkennen!

Crusius.

Aber um Gottes willen, was wollen, was verlangen Sie denn eigentlich?

Detlev.

Zunächst nur den Untergang des Bestehenden, aber wohlverstanden, des Bestehenden überhaupt. Darum weisen wir jede Gemeinschaft zurück mit den falschen Freunden des Fortschritts, mit allen, die nicht den Mut und die Konsequenz eines Prinzips haben. Die Zeit ist nicht krank, sie kann und darf nicht mit

quacksalberischen Heilversuchen hingehalten werden. Sie ist alt, verlebt, sie wird und muß sterben, um der neuen Gestaltung Platz zu machen.

Crusius.

Welcher Gestaltung denn aber?

Detlev.

Das weiß ich nicht. Wer von dem wahren Bewußtsein der Zeit durchdrungen ist, dem kommt es nicht in den Sinn, irgend eine Staatsverfassung deswegen aufzulösen, um eine andere von seiner eigenen Erfindung an deren Stelle zu setzen.

Crusius.

Dies ist ja aber eine halbe Tollheit! Zerstören, ohne selbst den Willen zu haben zum Aufbauen! Sie fahren ja völlig ins Blaue hinein, ohne irgendein erreichbares Ziel auch nur in weitester Ferne vor Augen zu haben. Was denken Sie denn nur hierbei auszurichten?

Detlev.

Ich wiederhole Ihnen noch einmal: Nichts, wenigstens nichts in dem Sinne, wie Sie fragen. Wir wollen freie, wahre, absolute Selbstbestimmung und können daher auch nicht daran denken, andere bestimmen zu wollen. Jeder sei Souverän, jeder sei Staat. Jeder sei sein Gesetz, so ist die absolute Forderung zur wahren, zur allgemeinen Freiheit. Ob deren Erfüllung möglich oder unmöglich, nahe oder ferne sei, dieses zu entscheiden, ist nicht unsere Sache. Wir haben nur zu fragen, was vernünftig ist.

Crusius.

Ich bin am Ende dessen, was ich Ihnen etwa sagen möchte, oder vielmehr ich breche schweigend ab. Der Himmel und die Gewalt der Umstände, die stärker ist als aller philosophische Fanatismus, werden Sie besser belehren als alles, was von Menschen ausgeht. So wild und zerstörend Ihr politisches Bekenntnis klingt —

Detlev.

Bekenntnis? Ich habe kein politisches noch sonstiges Bekenntnis, sondern nur Erkenntnisse. Allen solchen bequemen, toten Formeln muß ich ja eben den Krieg auf Leben und Tod machen.

Crusius.

Nun denn, so himmelstürmend sich also Ihre politischen Erkenntnisse gebärden mögen, so sind sie zuletzt doch nur Übertreibungen von richtigen Grundsätzen. Wir wollen beide die Freiheit und das Glück der Menschheit. —

Detlev.

Der Menschheit?

Crusius.

Lassen Sie mir nur dieses Mal das letzte Wort; ich habe ja auch oft Geduld mit Ihnen. Alter und Erfahrung werden das Ihrige dazu tun, um die wilden Auswüchse zu entfernen, und die nützlichen Früchte des gesunden, edlen Stammes werden dann nicht ausbleiben. Nur fürchte ich, daß Mathilde nicht so lange zu warten gesonnen ist, bis dieser Zivilisationsprozeß genugsam vorgerückt ist. Sie mag es versuchen, ob sie als

neue Omphale den übermütigen Alkiden zu friedlicher Häuslichkeit abzurichten vermag!

Detlev.

Ach ja, wenn ich an das teure geliebte Kind denke, da möchte ich mich freilich aller anderen Gedanken abtun und nur fragen, was ihr am dienlichsten, was ihrem Leben am meisten Glück verhieße!

Crusius.

Eben daran will ich meinen Rat über Ihre Zukunft knüpfen, den wir noch heute reiflich besprechen wollen.

Viertes Gespräch.

Oeder.

Wie schwierig und unangenehm meine Rolle zwischen dem guten Crusius und dem Schwiegersohne ist, den ihm eine wahre Ironie des Schicksals zuführt, können Sie leicht ermessen, lieber Freund. Wir sehen uns, seitdem ich dieses Haus bewohne, häufig, und so bin ich nur zu oft Zeuge so lebhafter Zwistigkeiten, daß man wirklich wissen muß, wieviel vortreffliche Eigenschaften in beiden sind, um nicht an der Möglichkeit einer so engen Verbindung ernstlich zu zweifeln.

Waldheim.

Schiedsrichter zu sein, ist immer ein wenig dankbares Geschäft.

Omphale, Königin von Lydien. Herkules (der Alkide) hatte sich zur Sühnung des Mordes an Iphitos selbst auf drei Jahre als Sklave an sie verkauft. Während dieser Zeit mußte der Held Weiberdienste verrichten.

Oeder.

Darauf lasse ich mich nun auch wohl nicht ein. Das Sonderbarste bleibt mir nur immer, daß beide für ihre politischen Ansichten eigentlich ganz dieselbe Grundlage haben. Der ganze Streit dreht sich wesentlich nur darum, daß der Jüngere weitergreifende Folgerungen aus den Prämissen zieht, als der Ältere zugestehen will.

Waldheim.

Sind es nicht gerade zwei naheliegende Töne, die zusammen die schärfste Dissonanz geben?

Oeder.

Die doch immer einer harmonischen Auflösung fähig sein muß! Hier aber schließen die Stücke gewöhnlich mit einer solchen verminderten Sekunde. Dabei hat sich die wilde Phantasterei des jungen Mannes aus der Rüstkammer der modernen Dialektik so scharfe Waffen entlehnt, daß es seiner Tollheit wenigstens nicht an Methode fehlt. Jeder trifft daher die schwachen Seiten des andern nur zu gut.

Waldheim.

Gelingt es Ihnen denn aber nicht, den obersten Irrtum für beide aufzudecken und daraus den Ursprung der falschen Folgerungen nach beiden Seiten hin klar zu machen?

Oeder.

Im einzelnen habe ich dies wohl schon oft zustande gebracht, aber man reicht damit immer noch nicht bis auf den letzten Grund. In unserer Zeit verschlingt die Politik leider alles

und vergiftet das gesellige Leben durch und durch. Dazwischen findet weder eine ernsthafte Unterhaltung über positive Interessen, noch auch ein unbefangenes, aufheiterndes Gespräch mehr Platz. Wenn ich mich nach einem oft sauren Tagwerke nach einiger Erfrischung sehne, so muß ich wieder im Freundeskreise mit konstitutionellen Phrasen und demokratischen Utopien mich plagen lassen. Entschuldigen Sie, daß Sie mich hierüber so verdrießlich sehen; ich habe mich erst am gestrigen Abende wieder stundenlang abgemüht, diesen Sisyphusstein zu wälzen.

Waldheim.

Bei ihrer praktischen Einsicht und ihren reichen Erfahrungen im Staatsleben sollte es Ihnen doch eher als den meisten gelingen! Wenn Sie daher, dem Liberalen und dem Radikalen gegenüber, nicht zu befriedigenden Resultaten gelangen, so möchte ich den Grund eben nicht in der Stärke der Argumente, die Ihnen entgegentreten, sondern — eher in Ihnen selbst suchen.

Oeder.

Wieso?

Waldheim.

Ich fasse beide Gegner zusammen, da sie nach Ihrer gewiß sehr richtigen Betrachtung eigentlich ganz auf gleichem politischem Boden stehen.

Oeder.

Gewiß! Es kommt dabei immer nur auf ein Mehr oder Minder an.

Waldheim.

Wie aber, lieber Freund, wenn auch Sie vielleicht auf demselben Boden mit ihnen ständen?

Oeder.

Ich, der Staatsdiener, der aus Überzeugung wie aus Pflicht seiner Regierung unwandelbar Anhängende, mit den Gegnern der Regierung?

Waldheim.

Gegner jeder Regierung ist niemand, also gewiß auch weder der gemäßigte Crusius noch sein ungemäßigter Schwiegersohn in spe. Sie verlangen nur, daß die Regierung nach ihren Ansichten vom Wesen des Staates eingerichtet werde.

Oeder.

Aber welche Regierung! Eine gefesselte, ohnmächtige!

Waldheim.

Keineswegs. Sowohl der eine als der andere würden die ihrer Überzeugung entsprechende Staatsgewalt mit aller nur möglichen Machtvollkommenheit ausrüsten, ihr die Befugnis und die Mittel gewähren, jedes Hindernis zur Erreichung des Staatszweckes niederzuwerfen.

Oeder.

Was kann in den theoretischen Schwindeleien solcher Politiker als vernunftmäßiger Staatszweck hingestellt werden?

Waldheim.

Ich vermute fast, daß es derselbe ist, den auch Sie als den richtigen erkennen.

Oeder.

Ich kenne keinen andern als das höchste, allgemeine Wohl.

Waldheim.

Doch aber wohl nicht in seiner bloß materiellen Bedeutung?

Oeder.

In seinem ganzen ausgedehntesten Umfange. Sinnliche Wohlfahrt durch größtmöglichen Genuß der irdischen Güter, sittliche Wohlfahrt durch die kräftige Handhabung guter, für jeden gleichgeltender Gesetze, intellektuelle Wohlfahrt durch echte, in die weitesten Kreise verbreitete Bildung. — Den meisten das Beste!

Waldheim.

Erlauben Sie mir, daß ich diesen Faden aufnehme und noch etwas weiter führe. Um die angegebenen Zwecke zu erreichen, muß die Staatsgewalt absolut sein, da sich in ihr die Vernunft der Gesellschaft verwirklicht. Aus diesem vernünftigen Staatswillen entspringt das Gesetz, was das Gesetz spricht, ist Recht, und dieser gesetzlichen Ordnung haben sich die in den Privatrechten, Sitten und Gewohnheiten wurzelnden Existenzen der physischen und moralischen Personen im Staate überall zu unterwerfen.

Oeder.

Vollkommen richtig.

Waldheim.

Nun denn, ich hege keinen Zweifel, daß unser konstitutioneller Freund sowohl als der brau-

sende Demokrat dieser Staatstheorie uneingeschränkt zustimmen würden.

Oeder.

Welche diskordierende Konkordanz!

Waldheim.

Übereinstimmend in dem Prinzip, übereinstimmend in den Zielen, übereinstimmend in den Mitteln!

Oeder.

In den Mitteln? Sie scherzen wohl?

Waldheim.

Ganz und gar nicht. Die Mittel, mit denen die Menschheit zu dem Ziele des allgemeinen Besten hingeführt werden soll, sind doch immer die Gesetze des omnipotenten Staates?

Oeder.

Aber wer berät, wer erläßt, wer handhabt diese Gesetze?

Waldheim.

In Ihrer Ansicht: die Staatsbeamten mit dem Regenten an der Spitze; nach dem Willen unsers Crusius: die in den Kammern versammelten Notabeln in Verbindung mit der Regierung; nach Detlevs Meinung: das gesamte Volk, zu dem jeder zählt, der männlichen Geschlechts und zum Alter der Unterscheidung gelangt ist.

Oeder.

Nun, und diese Gegensätze sind Ihnen noch nicht groß genug?

Waldheim.

Nach der einen Seite hin sind sie freilich sehr groß, und der Kampf um die sogenannte gesetz-

gebende Gewalt ist daher auch der Angelpunkt unserer Zeit geworden. Ja, und ich verkenne auch gar nicht, daß in diesen drei Ansichten, die ich gewagt habe als Modifikationen desselben Grundgedankens hinzustellen, noch Zwischengliederungen durchgehen. Der konstitutionelle Liberale fühlt sich Ihnen verwandt, indem er geneigt ist, das allgemeine Beste mehr realistisch aufzufassen; zur Beurteilung dessen, was hierin der Moment fordere, schöpft er mit Ihnen aus der öffentlichen Meinung des Zeitgeistes seine Belehrung; erreichen will er seine Ziele nur durch ruhigen, geordneten Fortschritt. Der Demokrat stellt diesem seine schroffe Forderung der Selbstbestimmung des einzelnen entgegen; er schreckt vor keiner Gewaltmaßregel zurück, läßt sich nicht durch den Einwand irren, daß es hierbei diesem einzelnen möglicherweise sehr schlecht ergehen könne. Dagegen tritt Ihnen der Demokrat wieder da näher, wo es sich um die wirkliche Durchführung des abstrakten Gleichheitprinzips und die Aufrichtung einer energischen Zentralisation handelt, wo die Regierung die Nation durch Kriegsruhm und Glanz verherrlichen will. Er ist der idealistische, der konstitutionelle Liberale, der materialistische Verbündete.

Oeder.

Allerdings findet Louis Philippe seine Stütze allein in den letzteren, während Napoleons Andenken jetzt noch unter den Demokraten aller Länder geheiligt ist. La démocratie modérée

La démocratie modérée par l'arbitraire = Die Volksherrschaft gemäßigt durch Willkür.

par l'arbitraire! Wenn Sie aber diese gegensätzlichen Gruppierungen selbst hervorheben, was nötigt Sie dann, mir die Ehre zu erweisen, meine politischen Überzeugungen als eine Spielart derer meiner Antipoden zu bezeichnen?

Waldheim.

Ich fand die Verschiedenheit lediglich in dem Subjekte der absoluten Gesetzgebung. Das Resultat ist aber von dieser Verschiedenheit offenbar unabhängig und in der Wirkung ganz gleich.

Oeder.

Sie glauben, daß es für die Zweckmäßigkeit, für die innere Güte der Gesetze ganz gleich sei, von wem und wie sie beraten und abgefaßt werden?

Waldheim.

Das ist nicht meine Meinung. Ich würde Ihnen vielmehr unbedenklich beistimmen, daß die Gesetzgebung in einer gutgeordneten Monarchie mehr Bürgschaften darbietet, als bei jeder andern Regierungsform. Ob es gleich auch hier wesentlich auf die eben vorwaltenden Ansichten ankommt und es in den gepriesensten Zeiten und Staaten nicht an den Beispielen solcher gesetzlichen Bestimmungen mangelt, bei denen die größte Verkehrtheit mit der rohesten Willkür Hand in Hand ging. Indessen hierauf kommt es um so weniger an, da auch der bloß materielle Vorzug der monarchistischen Gesetzgebung von den Gegnern nicht eingeräumt werden würde.

Oeder.

In diesem Punkte wenigstens habe ich doch unlängst selbst den hartnäckigen Crusius zu stillschweigendem Zugeständnisse gebracht.

Waldheim.

Hat er Ihnen nicht die nordamerikanischen Freistaaten entgegengehalten? Desto besser; es wird Ihnen indessen nicht allenthalben so gelingen. Immer aber wird niemand in Abrede stellen, daß auch bei der wohlgeordnetsten Staatsregierung in Ihrem Sinne, wenn auch nicht ungerechte Gesetze — denn diese können Sie nach Ihrem Prinzipe nicht statuieren — so doch unzweckmäßige, vexatorische, schädliche erscheinen können.

Oeder.

Freilich ist alles Menschenwerk unvollkommen.

Waldheim.

Die Dorfschaft, deren Allmende zwangsweise geteilt wird; der Vater, der sein Kind in eine Schule schicken muß, die ihm seelenmörderisch erscheint; der Trauernde, der seine Frau in einem Sacke, statt in einem Sarge beerdigen soll; der Jude, der seine uralte, geheiligte Tracht ablegen muß; der Kranke, der die Erlaubnis zur dringendsten Reise ins Ausland mit einem Teile seines Vermögens erkaufen muß; der Gläubige, dem eine unschuldige Wallfahrt

---

Allmende (schwäbisch: gemeine Mark), Grundstücke einer Gemeindegemarkung, deren Nutzung nicht der Gemeinde, sondern sämtlichen Mitgliedern geteilt zukommt.

untersagt wird: glauben Sie, daß alle diese Verletzten, Geplagten einen wesentlichen Unterschied darin finden, ob das Gesetz, das sie in ihrem Familienleben plagt, in ihren Freiheitsrechten verletzt, aus dem einsamen Kabinette eines Monarchen, aus den Beratungen eines Staatsrates, aus den Verhandlungen einer Kammer von Notabeln oder aus der Abstimmung nach Köpfen in der ganzen Nation hervorgegangen ist? Ich glaube nicht.

Oeder.

Wer soll denn aber diese Gesetze geben?

Waldheim.

Diese Gesetze? Niemand.

Oeder.

Insofern sie unzweckmäßig sind, würden sie freilich besser unterbleiben. Aber wo ist hier eine sichere Linie zu ziehen, wem steht das Urteil über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der erlassenen Gesetze zu?

Waldheim.

Ich denke, jedermann.

Oeder.

Urteil wohl, aber wer darf sich auch bei dieser Voraussetzung dem Gehorsame gegen das Gebotene entziehen?

Waldheim.

Wird Ihnen, lieber Freund, nicht selbst etwas besorglich, wenn Sie diese Gedanken aneinander reihen? Die Staatsgewalt hat zum alleinigen Berufe und Ziele das allgemeine

Beste. Sie gibt Bestimmungen, die auf jedem Gebiete und für jeden gleich verbindlich sind. Da ihre Einsicht aber notwendigerweise menschlich beschränkt ist, so sind unter diesen Bestimmungen auch verkehrte und mangelhafte. Diese verletzen die Wohlfahrt nicht bloß des Einzelnen, sondern auch oft das Allgemeine. Dennoch müssen sie befolgt werden, denn sie sind von der Staatsgewalt ausgegangen, welche das gemeine Beste zum Berufe hat. Hier haben Sie den vitiösen Zirkel des absoluten Staates.

Oeder.

Wie wollen Sie aber denn aus diesem Zirkel herauskommen, da doch jede Staatsgewalt unbeschränkt sein muß, um ihren Zweck zu erreichen? Nach Ihrer Meinung verlangt ja auch der Konstitutionelle und demokratische Republikaner für den Staat dieselbe absolute Machtvollkommenheit.

Waldheim.

Erlauben Sie mir meine eigenen Ansichten zu einer andern Zeit näher zu entwickeln; es kam mir jetzt nur darauf an, einiges über das Verhältnis zu bemerken, in welchem Ihre politische Theorie, mein werter Freund, zu denen Ihrer Hausgenossen steht.

Oeder.

Wenn denn also dieselbe Gefahr bei allen Staatseinrichtungen besteht, daß man auch nachteiligen Gesetzen sich unterwerfen muß, so ist um so weniger einzusehen, weshalb die gesicherten und geprüften Grundlagen der aufgeklärten

Monarchie umgeworfen werden sollen, um einem andern politischen Gebäude Platz zu machen. Dieses Treiben, welches jetzt die ganze Welt einnimmt und die nützlichsten Kräfte verzehrt, erfüllt mich mit wahrem Ekel. Hohle Theorien, albernes Nachgeschwätz, Kaffeehaus- und Klubbegeisterung sind noch die unschuldigsten Seiten davon; unbefriedigte Eitelkeit, die Sucht, sich einen Namen zu machen, Stellen zu erobern, auch wohl seinen Säckel zu füllen, steht daneben. Daraus ist seit zwei Generationen aller Unsegen über Europa gekommen und insbesondere der fieberhafte Drang nach stetem Wechsel der politischen Formen, der jede Stetigkeit in der Staatsentwicklung unmöglich macht.

Waldheim.

So einfach aus rein persönlichen Ursachen sind die großen Phasen im politischen Leben des letzten halben Jahrhunderts wohl nicht abzuleiten. Trotz allem, was man gewöhnlich behauptet, werden die Menschen doch immer noch mehr durch ihre Ansichten als durch ihre Interessen, wenn auch unbewußt, getrieben. Der Drang nach dem Wechsel der Formen liegt in der Natur des absoluten Staates. Dieser hat zwei Pole: den monarchischen Despotismus und die Volkssouveränität, mit mannigfachen Zwischentinten. Im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dominierte der erste Pol, durch einen natürlichen Umschwung geht jetzt die Herrschaft an den zweiten über.

Oeder.

Unbegreiflich genug!

Waldheim.

So möchte ich es nicht nennen. Ein besonderer Charakter des 18. Jahrhunderts liegt eben darin, daß man immer abgeneigter wurde, die Wahrheit zu erkennen, die in den Dingen selbst liegt und sich in demselben Maße an die bloße Richtigkeit, an die Ableitung durch Schluß und Folge band. Die abstrakte Verstandeskonsequenz mußte es aber notwendig herbeiführen, daß aus den Vordersätzen des absoluten Staates andere Folgerungen gezogen wurden. Ist das Recht menschlicher Einsetzung, so kann es seine Geltung auch nur durch den Gesamtwillen aller erhalten, die sich ihm unterwerfen sollen.

Oeder.

Eben dieses ist ja auch ganz dem Begriffe des gesellschaftlichen Vertrages gemäß!

Waldheim.

Erinnern Sie nicht an diese unglückliche Ausgeburt flacher Sophisterei und historischer Unwissenheit! Freilich hat schon Hobbes den kühnen Versuch gemacht, aus einer ähnlichen

---

Gesellschaftlicher Vertrag, die Ideen, wie sie Rousseau in seiner Schrift über den Contrat social (1762) entwickelte.

Hobbes, Thomas, englischer Philosoph (1588 bis 1679)), rechtfertigte in seinen staatsphilosophischen Hauptwerken De cive (1642) und Leviathan (1651) den schrankenlosesten Despotismus. Der Mensch wird allein von Selbstsucht geleitet. Der dementsprechende Kampf aller gegen alle kann nur durch einen Vertrag beseitigt werden, vermöge dessen alle sich einem Herrscher bedingungslos unterwerfen. Des Herrschers Wille ist dann die ausschließliche Quelle des Rechts und der Sittlichkeit.

Lehre die unumschränkte Gewalt des Monarchen abzuleiten, aber wehe dem Fürsten, der sein gutes Recht auf einen solchen Boden stellt. Von allen Fiktionen ist die vorausgesetzte Übertragung der absoluten Staatsgewalt auf den jedesmaligen Regenten und dessen Beamte die krasseste. Es steht sehr übel mit der Autokratie des Imperatorentums„ wenn sie ihre Befugnis aus einem solchen Volksvertrage ableiten muß.

Oeder.

Ebensowenig wird doch aber theoretisch abgeleitet oder geschichtlich nachgewiesen werden können, daß die oberste Gewalt sich in den Händen der Mittelklassen befinden müsse?

Waldheim.

Gewiß nicht. Was wir hierin vor Augen haben, ist eben auch nur ein Durchgangspunkt. Der absolute Staat hat seine Formen von oben herunter erschöpft, und es ist eine belehrende Betrachtung, seinen Weg dabei zu verfolgen. Zuerst die falsche Theokratie. Bei den Protestanten des 17. Jahrhunderts irrige Auffassung des biblischen Begriffs der Obrigkeit, bei den Katholiken das byzantinische Königtum Ludwigs XIV., beiden vorgearbeitet durch die römische Jurisprudenz der wiederbelebten Imperatoren. Dann das Soldatenregiment König Friedrich Wilhelms I. und der sich ihm anschließenden deutschen Fürsten. Ihm folgt der philanthropische Staat Josephs II., Gustav Adolfs III., Katharinas II., Choiseuls, Pombals, Arandas, Tanuccis.

Choiseul, Etienne François Graf von, urspr. Graf von Stainville, französischer Staatsmann (1719

Oeder.

Immer sind es aber doch die Mächtigen, die, welche Gewalt haben, denen in allen diesen Formen die Staatsgewalt anvertraut ist. Nicht die Regierten, sondern die Regierenden machen das Gesetz.

Waldheim.

Ganz recht. Die Macht ist aber jetzt wirklich an die Mittelklassen gekommen. Man mag es für einen Fortschritt oder Rückschritt erklären, die Tatsache ist unleugbar. Aus der großen Reaktion von unten herauf, die seit 1789 fast ganz Europa überzogen hat, ist eben dieser Teil der Gesellschaft als Sieger hervorgegangen. Er regiert seitdem, entweder direkt wie in den revolutionierten Staaten, oder indirekt wie in den reinen Beamtenstaaten. Nach unten zu wird er gegen die Forderungen der niederen Klassen durch den Besitz der Gewalt und durch die allgemeine Scheu vor Extremen geschützt. Hieraus sind nun eben die verschiedenen Gestalten des quasi-monarchischen Repräsentativstaates hervorgegangen, die in einem Teile von Europa schon durchgeführt, in dem andern so laut begehrt werden.

---

bis 1785), wirkte als Minister ganz im Sinne der Aufklärungsphilosophen.

Pombal, Sebastiao José Marquis von, portugiesischer Staatsmann (1699—1788), herrschte schrankenlos absolutistisch bis 1777.

Aranda, Pedro Pablo Graf von, spanischer Staatsmann (1718—1791), wie Choiseul und Pombal Freidenker und Jesuitenfeind.

Tanucci, neapolitanischer Minister im Sinne der Vorigen, deren Zeitgenosse er war.

Oeder.

Daß eine solche Regierung bei ihrer innern Nichtigkeit und Unwahrheit noch einigermaßen zusammenhalte, setzt mich bei dem Blicke auf die Irrgänge in England, Frankreich und unseren eigenen Konstitutionsländern immer neu in Erstaunen.

Waldheim.

Bringen Sie nicht sehr verschiedene Zustände in unmittelbare Verbindung. Die Kräfte, welche den genannten konstitutionellen Staaten das eigentliche politische Leben geben, sind überaus verschieden. Jenseits des Kanals sind, wie Sie wissen, noch die kräftigsten Elemente des Patrimonialstaates tätig; sie halten den Staat von Alt-England zusammen, ungeachtet Heinrich VIII. die Kirche, und die Revolution von 1688 die königlichen Rechte zertreten hat. England wird ein lebensvoller politischer Körper bleiben, bis einst die absolutistische Theorie der parlamentarischen Omnipotenz ihre sämtlichen Folgerungen entwickelt haben wird. Und doch ist es hierin schon so weit gekommen, daß Urquhart mit schneidender Wahrheit sagen konnte: „ein Europäer wird in der Türkei das Eigentum für ungesichert halten gegen Gewalt; ein Türke muß das Eigentum in England für ungesichert halten gegen das Gesetz.“ In diesem inhaltschweren Gegensatze zwischen Gerechtigkeit

---

Urquhart, David, englischer Diplomat (1805 bis 1877), Legationssekretär in Konstantinopel, verteidigte die Notwendigkeit der Türkei zugunsten der Balkanchristen und England. Seine periodische Aktensammlung Portfolio erschien 1835 bis 1837.

und Gesetzlichkeit liegt das ganze Rätsel der politischen Wirren unserer Zeit. Wehe England, wenn er auch dort erst seine ganzen Folgerungen entfaltet hat!

Oeder.

Freilich ist es in dem heutigen Frankreich hierin anders; das ganze Staatswesen wird dort offenbar nur von der Furcht der Bourgeoisie vor sozialen Umwälzungen und der dynastischen Schlauheit Philipps zusammengehalten.

Waldheim.

So lange als es eben gehen wird. Noch bedürfen wir in Deutschland solche erkünstelte Garantien nicht. In unseren konstitutionellen Staaten liegt das Lebendige in der Mischung mit den älteren ständischen Bestandteilen, und in der faktischen Macht der Fürsten, die der Bund schirmt. Wo diese gesunden Elemente nicht einigermaßen die Wage halten, kann das Gebäude der Repräsentativregierung sicher nicht auf die Dauer der logischen Konsequenz widerstehen. Naturgemäß werden solche Staaten früh oder spät in demokratische Republiken nach dem Muster der nordamerikanischen umschlagen.

Oeder.

Für diese fehlen ja aber in dem alten Europa offenbar alle Bedingungen, die dort einer solchen Staatsform auf einige Zeit hinaus die Existenz fristen. Es gehört eine vollkommene Verblendung dazu, um zu übersehen, daß alles und jedes in beiden Weltteilen verschieden ist.

Waldheim.

Zerfallende Demokratien gehen dann im notwendigen Kreislaufe in militärische Despotien über, und so schließt sich der Kreislauf der möglichen Gestaltungen des absoluten Staates!

Oeder.

Wenn ich Sie recht verstehe, so bezeichnen Sie mit dieser Benennung, die schon Ihren Tadel in sich schließt, eigentlich alles das, was heutigestags fast jedermann eben den wirklichen Staat nennt?

Waldheim.

Ungefähr verhält es sich so.

Oeder.

Dann aber bin ich doppelt in Erwartung, was Sie diesem so erweiterten Begriffe gegenüberstellen, was Sie als das Richtige, Heilsame erachten? Wenn wirklich nach Ihrer Behauptung auch die verschiedenartigsten Formen des Staatslebens, wie sie die Gegenwart aufzeigt, nur gleichgültige Variationen desselben Themas sind — —

Waldheim.

Gleichgültige? Das ist durchaus nicht meine Meinung. Ich würde mich vielmehr verpflichtet halten, die Monarchie auch in ihrer Entstellung nach allen Kräften gegen die Teilung mit der Volkssouveränität zu verteidigen und die Repräsentativregierung wieder ebenso gegen die Republik. Ungeachtet ich den Vordersatz mißbillige, ungeachtet ich die notwendigen Folge-

rungen durchaus zugestehe, ungeachtet ich das Ende des Zersetzungsprozesses schmerzlich ahnen muß!

Oeder.

Also nicht gleichgültige, jedoch notwendige Entwickelungen desselben Grundprinzipes! Immer aber bleibt dann die billige Frage, was Sie an die Stelle des von Ihnen in allen seinen Formen verworfenen modernen Staates setzen wollen? Es ist gewiß leichter —

Waldheim.

Zu tadeln als zu bessern, ganz gewiß! Unter anderm deswegen, weil der Tadel keine Schranke zu beachten braucht, die Verbesserungsvorschläge sich aber doch immer innerhalb der Grenzen des Möglichen halten müssen. Dennoch vermag ich Ihre ebenso einfache als peremptorische Frage nicht in gleicher Weise zu beantworten. Ich würde erst versuchen müssen, Sie für den Gedanken zu gewinnen, daß man sich der Ziele wohl bewußt sein könnte, ohne in gleichem Maße die Mittel zu ihrer Erreichung im einzelnen zu besitzen.

Oeder.

Damit würden Sie es sich freilich etwas zu leicht machen. Im Staatsleben soll ein vernünftiger Mann nichts wollen, was er nicht kann.

Waldheim.

Auch nichts, was er etwa in einem gegebenen Momente, unter gegebenen Umständen und Bedingungen nicht kann? Ich denke, fast umgekehrt, daß die eigentliche Staatsweisheit sich

nicht darin erschöpfen darf, der laufenden Aufgabe mit den eben unter der Hand befindlichen Mitteln zu genügen, daß sie, ganz unabhängig von dem, was der Augenblick findet, ihr Ziel nach der erkannten Überzeugung stecken muß.

Oeder.

Soweit es mit der Vorsicht vereinbar ist!

Waldheim.

Vorsicht ist wohl das Voraussehen, das Absehen von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige. Diese Vorsicht, die kein Zwischenglied übereilt, geschweige überspringt, jeden Fuß erst dann aufsetzt, wenn der Boden befestigt ist, wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß alle Schritte auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt werden; ohne einen solchen Leitstern ist sie gar nicht vorhanden. Das Entgegengesetzte wäre bloß Nachsicht; Nachsicht mit den Gebrechen und Gefahren der Zeit, und Nachsehen hinter dem davonrollenden, zermalmenden Wagen der Ereignisse.

Oeder.

Wohin will und kann man aber diesen Schicksalswagen lenken? Ihn anhalten, oder in andere Geleise bringen?

Waldheim.

Ich möchte wohl versuchen, ob wir dieser großen Betrachtung nicht wenigstens näher treten könnten. Aber Stimmung und Ruhe mangeln mir jetzt dazu; Sie müssen mir schon gestatten, heute als wohlfeiler Kritiker oder als leerer Projektmacher von Ihnen zu scheiden.

Ihnen winken die Akten, mir der Sonnenschein, der eben seinen warmen Hauch über die Waldberge ausgießt. Auf Wiedersehen!

Fünftes Gespräch.

Crusius.

Wo waren Sie denn den ganzen Morgen, lieber Detlev?

Detlev.

Mathilde hat unsern Spaziergang bis hinüber in die neuen Fabrikanlagen jenseits des Baches ausgedehnt.

Crusius.

Haben sie Gnade vor Ihren Augen gefunden?

Detlev.

Es sind bleibende Denkmale Ihres ausdauernden Fleißes.

Crusius.

Weiter nichts? Nicht auch Quellen des Segens für andere? Sie wissen, daß ich diesen Industriezweig unter Umständen hier eingeführt habe, wo ich kaum darauf rechnen darf, die landesüblichen Zinsen aus dem aufgewendeten Kapital zu ziehen.

Detlev.

Ich kenne Ihre gute Absicht.

Crusius.

Und finden nichts davon erreicht?

Crusius.

Der augenblickliche Nutzen für die meisten dabei beschäftigten armen Leute springt in die

Augen, aber daß ihnen wahrhaft damit geholfen werde, muß ich aufrichtig bezweifeln.

Crusius.

Die Ursachen der Armut in dieser Gegend zu heben, vermag ich freilich nicht. Aber ich glaube doch nach meinen Kräften dazu zu tun, direkt und indirekt.

Detlev.

Sie geben viel, lieber Vater, und sind ein barmherziger Herr Ihrer Arbeiter und Angehörigen. Aber daß das Resultat dabei immer so unvollkommen bleibt, macht ja eben so traurig. Wie unendlich mehr würde mit denselben oder wenig größeren Opfern auf die rechte Weise erreicht werden können!

Crusius.

Wollen Sie mir durchaus Ihre sozialistischen Ideen beibringen, von denen jetzt selbst Mathilde den Kopf voll hat? Wenn ich in solchen tollen Experimenten, vor deren bloßer Kenntnis mir schon grauet, mein Eigentum aufs Spiel setzte, wer würde mehr dabei verlieren als meine Tochter und dereinst Sie selbst?

Detlev.

Ach, wenn sie nur zu einem solchen großen Entschlusse gediehen, wie unaussprechlich gern wollte ich alle die Folgen tragen, die davon auf mich fielen!

Crusius.

Sie sind wenigstens ehrlich und selbstvergessen bei Ihren Luftschlössern, und das versöhnt mich immer wieder damit.

Detlev.

Wenn Sie vorausgingen, freiwillig den Weg beträten, den gezwungen zuletzt doch alle werden gehen müssen!

Crusius.

Nun, so weit ist es doch, gottlob, noch nicht! Noch ist die gesetzliche Ordnung stark genug, um jeden gegen Raub und Plünderung zu schützen.

Detlev.

Auch gegen die Macht der Wahrheit, der Gerechtigkeit?

Crusius.

Was ist wahr, was ist gerecht, wenn nicht das wohlerworbene Eigentum! Die Gottheit selbst hat es unter den Menschen eingesetzt und allen das Gebot gegeben, nicht nach dem Gute des Nächsten zu greifen, ja nicht einmal Gelüste darnach zu tragen.

Detlev.

Wenn Sie sich auf dieses Feld zurückziehen wollen, so müssen Sie mir auch gestatten, aus derselben Rüstkammer meine Waffen zu holen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß die Bibel jeden Besitz ungerechten Mammon nennt, nicht bloß den, welchen auch die Weltkinder so nennen, sondern jeden. Was Christus vom Eigentume lehrt, wie er vorschreibt, daß man haben solle, als ob man nicht hätte, was er von dem Sammeln der Schätze auf Erden hält, wie er den Seinigen gebietet, Häuser und Äcker zu verlassen und einer der letzten zu werden, die dereinst die ersten sein sollen, wie er über alle an-

deren Gebote hinaus die Vollkommenheit da hineinsetzt, daß man alles gebe, was man hat — das ist das Evangelium der Armen.

Crusius.

Sie sind ja zum Erstaunen bibelfest!

Detlev.

Um zu wissen, wie es mit der sogenannten Heiligkeit des Eigentums beschaffen ist, dazu bedarf es nicht einmal der biblischen Belehrungen. Ich besitze keinen Taler und keinen Rock, an dem nicht irgend ein grobes Verbrechen klebte.

Crusius.

Detlev, welcher Unsinn!

Detlev.

Ganz und gar nicht. Entweder habe ich das Verbrechen begangen, oder mein Vater, oder irgend einer aus der Kette derer, durch welche mir dieses Eigentum zugekommen ist. Erinnern Sie sich an Goethes Epigramm!

Crusius.

Sie kommen damit wieder auf den vortrefflichen Satz, den Sie schon einmal zitierten: la propriété, c'est le vol.

Goethes „Katechisation" im „Epigrammatischen". Jubiläumsausgabe II. Bd. 157.

Lehrer: Bedenk, o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.
Kind: Ei! Alles hab ich vom Papa.
Lehrer: Und der, woher hat's der?
Kind: Vom Großpapa.
Lehrer: Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?
Kind: Der hat's genommen.

Detlev.

O nein, Proudhon versteht hierunter noch etwas ganz anderes, das eine viel direktere Anwendung auf den gegenwärtigen Besitz findet. Ich habe es zunächst nur damit zu tun, daß auch nach Ihrer Glaubensansicht das persönliche Eigentum keineswegs so abgeschlossen und ausschließend ist, wie man es behaupten möchte.

Crusius.

Dafür ist uns ja aber auch das christliche Sittengesetz gegeben, den Nächsten zu lieben wie uns selbst.

Detlev.

Ja, ein paar Taler rechts und links austeilen, für einige Abgebrannte, Überschwemmte, Arbeitslose unterzeichnen, essen, musizieren, tanzen — das sind die großen Werke dieser christlichen Liebe. Wer erfüllt denn das Gebot, alles zu verkaufen, um es mit dem Armen zu teilen?

Crusius.

Eine solche Vorschrift kann nicht erzwungen werden, es muß dem freien Willen überlassen bleiben, wieweit jemand seine Wohltätigkeit ausdehnen will.

---

la propriété, c'est le vol = Eigentum ist Diebstahl, sagt Pierre Joseph Proudhon (1809—1865) in Qu'est-ce que c'est que la propriété? ou: Recherches sur le principe du droit et du gouvernement (1840). Übrigens sagen schon im XIII. Jahrhundert die Weisheitssprüche hinter Jehuda Tibbons Ermahnungsschrift, daß Eigentum, d. h. Geld, Diebstahl sei. Dieselbe Idee bei Pascal und Rousseau.

Detlev.

Weshalb nicht erzwungen? Freilich kann dies die Kirche nicht mehr, und es ist in anderer Hinsicht sehr gut, daß sie ihre Gewalt über die Herzen eingebüßt hat. Ist es denn aber damit abgemacht, gibt es keine anderen Institutionen und Mittel, um die hartherzige Selbstsucht zu brechen und den Menschen den gleichmäßigen Genuß der Güter der Erde zu sichern?

Crusius.

Wer kann und darf denn sonst einen solchen Zwang ausüben?

Detlev.

Derjenige, der mit der Macht der Kirche auch ihren Beruf geerbt hat: der Staat. In ihm, so wie er jetzt vor uns steht, haben sich alle Gewalten vereinigt, die sonst zersplittert und verteilt waren; er ist wiederum geworden, was er nach dem antiken Begriffe war: die Verwirklichung der sittlichen Idee. Er hat nicht mehr bloß das vorhandene Recht, die bloß natürlichen Hervorbringungen zu schirmen, sondern er soll an deren Stelle die durch den Geist errungenen Einrichtungen setzen. Darum darf er auch nicht die subjektive Liebe walten lassen, sondern er muß die Billigkeit zur Zwangspflicht erheben und keine Schranke anerkennen, die dem allgemeinen Besten entgegensteht.

Crusius.

Das ist ja aber auch wirklich, was geschieht. Welche Regierung, welche wohlgeordnete konstitutionelle Regierung besonders wird nicht mit Wort und Tat bekennen, daß das allgemeine

Wohl ihr alleiniges Augenmerk, ihr oberstes Gesetz sei!

Detlev.

Aber wie weit? Weshalb wird dieses oberste Gesetz nicht folgerichtig und uneingeschränkt angewendet? Man hat freilich die rein politischen sowohl als die volkswirtschaftlichen Wahrheiten so weit ins Leben geführt, als es sich dabei um die sogenannten Privilegierten handelte: die Fürstengeschlechter, den Adel, die Geistlichkeit, die Korporationen. Alles dieses waren doch immer nur Formen des Besitzes, und offenbar nicht die einzigen. Die Revolution ist scheu stehen geblieben, als sie an der Grenze des Besitzes anlangte, der den dritten Stand im Sinne der états généraux bildet. Die Gutsbesitzer, die Kaufleute, die Fabrikanten, die Börsenmänner, die größeren Handwerker, die Advokaten, die Ärzte und neben ihnen die Staatsbeamten sind die Inhaber des einzigen, noch aufrecht stehenden Privilegiums geblieben. Eben gegen dieses letzte und gehässigste Privilegium, den Geldreichtum, lehnen sich nun mächtiger als je diejenigen auf, welche um die Früchte der Revolution betrogen und in ihrem früheren Elende verblieben sind. Die nächste Revolution wird keine politische, sie wird eine soziale sein. Sie wird nicht mehr irgend eine hohle politische Theorie zum Feldgeschrei haben, sondern den Hunger gegen die Schwelgerei, die Nacktheit gegen den Luxus, die Menschenrechte gegen die Bürgerrechte!

Crusius.

Solche Zukunft bleibe fern von uns! und wo-

zu aller dieser Fanatismus! Sind nicht alle Schranken gefallen, welche die von Ihnen so ungerecht angefeindeten Besitzenden von allen anderen trennen? Gibt es noch irgendein erhebliches Hindernis oder irgendein Gesetz, was jemand abhielte, zu allem oder jedem zu gelangen? Ist nicht unbeschränkte Wahl der Beschäftigung, unbeschränkte Wahl der Mittel, völlig freie Konkurrenz gegeben, so daß jeder zu Reichtum und Ansehen gelangen kann?

Detlev.

Wenn ich Sie nicht so genau kennte, so müßte ich glauben, daß Sie zu dem Schaden auch noch den Spott fügen wollten. Ist denn das nackte Recht zu konkurrieren für den, der nichts hat, womit er konkurrieren könnte, etwas anderes als bitterer Hohn? Geben Sie allen Menschen gleichen Anspruch auf Lebensgenuß, so geben Sie ihnen auch die Mittel, um ihn zu erwerben. Im jetzigen Zustande ist die freie Konkurrenz zwischen Besitzern und Nichtbesitzern ein Krieg, in welchem ein mit allen Trutz- und Schutzwaffen versehenes Heer einer Horde nackten Volkes gegenübersteht. Wie kann der Eigentümer eines Kartoffelfeldes mit dem großen Gutsbesitzer, der bloße Arbeiter, der kleine Handwerksmann mit dem Fabrikanten kämpfen? und alle diese wieder mit den Kapitalisten?

Crusius.

So war es ja aber zu allen Zeiten, wer kann die unabwendliche Ungleichheit in dem Vermögen aufheben!

Detlev.

Ich leugne dies. Noch zu keiner Zeit war die Abhängigkeit der Armen von den Reichen so drückend, so unbarmherzig.

Crusius.

Und die Sklaven der Alten, die Leibeigenen des Mittelalters?

Detlev.

Standen doch immer noch unter der Herrschaft des Menschen, während dieselben Armen jetzt in die Knechtschaft des Geldes verfallen sind. Ich finde übrigens gar nicht, daß auch in der äußern Stellung ein merklicher Unterschied gegen die Leibeigenschaft eingetreten sei. Man wirft den Feudalherren vor, daß sie die Vorteile der bürgerlichen Gesellschaft an sich gerissen und deren Lasten von sich abgewälzt haben. Ist dies jetzt anders? Die Besitzer des Geldes sind die Feudalherren, die Arbeiter, hoch und gering, ihre Leibeigenen. Diese bauen das Feld, treiben ihr Gewerbe oder sonst ihr mühseliges Tagewerk, damit jene regelmäßige und ungestörte Zinsen von ihrem in Staats- oder Privatschulden oder industriellen Unternehmungen angelegten Gelde empfangen, und hiervon ein angenehmes, unabhängiges Leben führen können. Damit nichts von der Ähnlichkeit mangele, so fehlen selbst die Raubritter nicht; es sind die kleinen Wucherer und Juden, die dem wehrlosen Wanderer auflauern und ihn ausziehen.

Crusius.

Nun, diese Figuren Ihrer belebten Phantasie sind wenigstens ergötzlich genug! Ich will

auch nicht bestreiten, daß an Ihrem Bilde manches richtig ist; Kapital und Arbeit stehen sich allerdings gegenüber, und werden es wohl immer.

Detlev.

Diese Kluft ist aber eben durch die nationalökonomischen Theorien, die man als allein seligmachend gepriesen und befolgt hat, da noch weiter gerissen worden, wo sie bestand, und da neu erzeugt worden, wo sie nie hätte entstehen sollen. Als man die alte Organisation der Gesellschaft löste, ohne eine neue, vernunftgemäße an ihre Stelle zu setzen, mußte sich in dieser Atomisierung das mechanische Gesetz allein geltend machen: daß das Schwere sich unten ablagert, und immer dichter zusammenschließt, das Leichte obenauf schwimmt und immer gehaltloser wird. Jetzt erst ist das Spiel der niederen Kräfte zu alleiniger Herrschaft gelangt, die zahllosen kleinen Individualisierungen, in welchen Kapital und Arbeit in lebensvoller Gemeinschaft standen, sind geschwunden, ohne daß man gewußt und gewollt hat, sie durch eine große Organisation in demselben Sinne zu ersetzen.

Crusius.

Es ist freilich eine ganz neue und mächtige Klasse entstanden: die Papierbesitzer, in denen sich das reine Kapital ohne alle Arbeit verkörpert darstellt.

Detlev.

Und das ist doch nur der Gipfel des naturwidrigen, menschenfeindlichen Aufbaues der neuen Gesellschaft. Der große Kaufmann, der

Fabrikant, der spekulierende Gewerbsmeister verschlingt Hunderte von selbständigen, sozialen Elementen. Daraus ist die in grauenhafter Progression anwachsende Menschengattung entstanden, die charakteristisch genug bloß Arbeiter heißt. Das Proletariat steht in riesengroßer Gestalt da, und mit ihm eröffnet sich die blutende Wunde der Gegenwart: der Pauperismus.

Crusius.

Noch sind wir in Deutschland doch nicht bis zu den Extremen dieses Zustandes gekommen; in England ist der sechste Mensch ein Armer, in Frankreich der achte, bei uns doch durchschnittlich erst der zwanzigste. In England und Frankreich entbehren mehr als zwei Dritteile des Volkes das mittlere Einkommen, das sich durch gleiche Verteilung unter alle Mitglieder der Nation herausstellen würde, bei uns bleibt diese Zahl unter der Hälfte.

Detlev.

Zählen Sie nicht zu viel auf solche statistische Angaben; dieselben Ursachen müssen überall dieselben Wirkungen hervorbringen, dort etwas früher, hier etwas später. Mehr Wert lege ich auf die Tatsache, daß das Proletariat bis jetzt noch hauptsächlich auf das städtische Gebiet beschränkt ist. Wenn es aber in nächster Zukunft auch das Land ergriffen haben wird, wenn auch dort der Stand, in dem Kapital und Arbeit sich vereinigt, der Bauer, zerstört sein wird, wenn der Besitz des Bodens in die Hände der Geldreichen gekommen sein wird — dann ist die letzte

Phase der jetzigen sozialen Gestaltung durchlaufen.

Crusius.

Lieber Detlev, Sie sprechen hier mehr aus dem wirklichen Leben, als ich Ihnen zugetraut habe. Wenn ich Sie auch nicht von der Übertreibung frei halten kann, so haben Sie doch in der Hauptsache, in der Empfindung der ängstlichen Schwüle, die auf bevorstehendes Gewitter deutet, leider recht genug. Wie soll es aber eine Regierung, wie sollen es Privatleute angreifen, um dem gefährlichen Strome eine sichere Ableitung zu schaffen?

Detlev.

In den vorhandenen ausgetretenen Bahnen ist hierin gewiß nichts zu erreichen, denn die Aufgabe ist eine neue! Mit kleinen Hilfen und Maßregelchen ist gewiß nichts auszurichten, denn die Aufgabe ist eine große! Solange nicht ein höheres Gesetz aufgestellt wird als der Eigennutz, solange nicht der Gesamtheit ein Recht gegeben wird über alle Rechte, also auch über die Eigentumsrechte des Einzelnen, kann an keine Heilung gedacht werden.

Crusius.

Wo soll denn aber eine Regierung zu einem solchen Riesenwerke die Befugnis hernehmen?

Detlev.

Hat der wahre Staat den Schutz des bloßen Rechts als einen zu beschränkten, ja als einen hinderlichen Beruf hinter sich gelassen, hat er die Glückseligkeit seiner Angehörigen sich zum

alleinigen Zwecke und Ziele gesteckt, so liegt ihm auch ob, die übernommene Pflicht wirklich zu erfüllen. Keine Regierung, wie auch sonst ihre Form sei, kann entgegenhalten, daß es ihr hierzu an Kräften gebräche, denn das ist eben die Äußerung des modernen Bewußtseins im Staate, daß sämtliche Kräfte seiner Bürger ihm zur Erreichung des allgemeinen Zweckes gehören.

Crusius.

Ich fürchte mich fast, Sie näher zu fragen, wie sie sich die Ausführung eines solchen Systems denken. Verschonen Sie mich aber mit den Träumereien von St. Simon, Fourier, Cabet, Proudhon und Owen, von denen ich durch Sie genug gehört habe, um zu wissen, daß bei ihnen die müßigste Projektmacherei mit der gefährlichsten Aufwiegelung Hand in Hand geht. Wenn ich mich für dergleichen Spekulationen interessieren soll, so müssen sie wenigstens nicht die Absurdität und die Tyrannei an der Stirne tragen. Sie haben viel über diese Materie gelesen und gedacht; ist Ihnen denn nirgend etwas vorgekommen, was einigermaßen in die gegebenen Zustände paßt und der ernstlichen Beachtung solcher Personen wert wäre, die ihrem Nebenmenschen Gutes gönnen, ohne darum alles auf den Kopf stellen zu wollen? Sie sind heute in einer so gelassenen Stim-

---

Owen, Robert (1771—1885), englischer Sozialist. Er sah in der Umwandlung der ganzen Gesellschaft in kommunistische Gemeinwesen das Heilmittel aller sozialen Schäden und unternahm auch seit 1824 mehrere praktische Versuche, die mißlangen.

mung, daß ich eher wie sonst etwas Nutzbares hierüber von Ihnen zu hören hoffen kann.

Detlev.

Für diese verbindliche Äußerung kann ich ja nicht einmal mit gutem Gewissen danken. Übrigens brechen Sie sehr leicht den Stab über die Resultate der ernstesten Forschungen wahrer Volksfreunde. Mit nichts wird mehr Mißbrauch getrieben als mit den Worten Theorie und Praxis. Ist jemandem eine Forderung unbequem, mißfällig, so nennt er sie theoretisch und glaubt ihr damit einen besonderen Fleck aufgehängt zu haben. Gehören denn nicht beide zusammen, können denn die Lehre, wie etwas geschehen soll, und die Fähigkeit, es wirklich zu tun, sich widersprechen?

Crusius.

Schon gut, doch lassen Sie mich auf meinen Wunsch zurückkommen, außerhalb der sozialen Gebäude jener Herren, für welche man erst damit anfangen müßte, alles Vorhandene abzutragen, irgend etwas Dienliches zu hören. Mehl, Mehl, und nicht die Mühle, sagt Justus Möser, aus dem Sie uns neulich vorlasen.

Detlev.

Auch innerhalb der vorhandenen Zustände könnte der Staat, wenn er seine Aufgabe recht begriffe, schon viel tun. Louis Blanc hat hierüber weise Andeutungen gegeben.

Blanc, Louis, französischer Sozialist (1811 bis 1882), erblickte im schrankenlosen Wettbewerb die Quelle alles sozialen Elends. Er verlangte demgegen-

Cruſius.

Der Verfaſſer der histoire de dix ans? Von dieſem inkarnierten Republikaner erwarte ich nicht viel.

Detlev.

Sie werden ihm die Eigenſchaften eines ſcharfblickenden und ehrlichen Geſchichtſchreibers nicht ſtreitig machen wollen. Von ſeinem hiſtoriſchen Talente rede ich jedoch jetzt nicht, ſondern von ſeinen ſozialiſtiſchen Vorſchlägen. Sie laſſen ſich in den einen Begriff zuſammenfaſſen: die Konkurrenz durch die Konkurrenz zu töten. Auf dieſem Felde würde der Fürſt jedenfalls der größte Konkurrent ſein, er darf es wie jeder andere, und ſoll es, um diejenigen ſeiner Untertanen zu vertreten, die als Nullen nur hinter einer Ziffer zur Bedeutung kommen können.

Cruſius.

Wo ſoll dieſes Projekt hinaus? Ich verſtehe nicht, was Sie unter Staatskonkurrenz meinen?

Detlev.

Sehr einfach. Denken Sie ſich, der Staat ſelbſt träte als Fabrikant, als Induſtrieller auf.

Cruſius.

Aha, alſo die alten Staatsmonopole? Eine ſonderbare Weiſe den Untertanen wohl zu tun!

über Zuſammenſchluß aller Arbeiter zu einer großen ſolidariſchen Vereinigung und Staatsorganiſation der Produktion. Große Sozialwerkſtätten ſollen errichtet werden. Auch als Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution u. a. trat Blanc hervor. 1839 erſchien ſeine histoire de dix ans, die zum Sturze der Julirevolution beitrug.

Detlev.

Erlauben Sie mir erst weiter zu gehen. Die industriellen Anstalten, die der Staat mit seinen Mitteln hervorruft, werden die größten sein, also nach dem bekannten Gesetze in dieser Sphäre, die neben ihnen bestehenden Privatunternehmungen in mäßiger Zeit vernichten. Der reine Gewinn in diesen Anstalten, der eben wegen ihrer Ausdehnung ein großer sein wird, falle den zu ihnen gehörigen Arbeitern zu, anfänglich teilweise, in ferneren Jahren ganz. In demselben Maße werde ihnen auch ein immer steigender Teil an der Leitung und Verwaltung der Anstalt übergeben, bis sie ganz in ihr Eigentum übergeht. Die Arbeiter jeder Staatsfabrik bilden eine Genossenschaft, die ihre Angelegenheiten selbst verwaltet; diese Korporation ist es, in welcher daher zuletzt Kapital und Arbeit in unzertrennlicher Verbindung erscheint.

Crusius.

Wer soll denn aber diese Kapitale zur ersten Anlage hergeben?

Detlev.

Warum sollte dies nicht aus Staatsmitteln geschehen? Gibt es unter dem, was man öffentliche Zwecke nennt, etwas zum Gemeinwohl Dienlicheres? Ich glaube gar nicht, daß dabei bedeutender Verlust wäre, sondern daß man das aufgewendete Kapital allmählich amortisieren könnte. Wenn dies aber auch nicht gelänge, rentiert sich jede Chaussee, jeder Leinpfad? Selbst auf dem Wege der Privatassoziation reicher und

wohldenkender Kapitalisten müßte sich hierin viel erreichen lassen.

Crusius.

Ich will nicht leugnen, daß bei manchen Unternehmungen ein Plan dieser Art nicht unausführbar erscheint. Die erste Anlage könnte durch Aktiengesellschaften geschehen; es träten dabei zwei Korporationen nebeneinander, die der Kapitalisten und die der Arbeiter. Schübler hat in seinem vortrefflichen Aufsatze an dem Beispiele der Saline von Schwäbisch-Hall gezeigt, wieviel Segen gerade durch ein solches Zusammenwirken hervorgerufen werden kann. Ich fürchte aber, daß Ihr Gedanke dennoch sehr wenig Anklang fände. — Wenn auch mit äußerer Gesetzlichkeit umkleidet, würde er doch eigentlich die ganze Gestalt der heutigen Gesellschaft umwandeln. Wer mag und darf dazu die Hand bieten! Niemand liebt es, sich selbst zu ruinieren, und hier geschähe es obendrein um eines bloßen sehr unsichern Versuches willen. In keiner europäischen Kammer würde man der Regierung die Genehmigung und die Mittel geben.

Detlev.

Darin mögen Sie leider nur zu sehr recht haben. Dem engherzigen Krämer- und Advokatengeiste entspricht es ganz, der in diesen Ver-

---

Schübler, Gustav, Botaniker (1787—1834), verfaßte auch eine Reihe landwirtschaftlicher Studien und die „Grundsätze der Agrikulturchemie in näherer Beziehung auf land- und forstwirtschaftliche Gewerbe". 1844.

sammlungen herrscht, die man in schneidender Ironie Volkskammern nennt! Wenn ich eine Donnerstimme hätte, um meine Warnungen und Bitten in die Ohren der Mächtigen zu schreien, so würde ich mich sicher nicht an die Solone und Lykurge von 10 000 Gulden wenden, sondern eher an die absolutesten Herrscher. Toussenel hat recht, daß die fürstlichen Tyrannen immer noch den Volksinteressen unendlich näher stehen als die Plutokraten aller Art, die er mit dem summarischen Namen „Juden" bezeichnet. Aber auch die Könige würden nicht hören. Wo ist eine Regierung, die den moralischen Mut hierzu hätte! Lieber wird man sich mit unter den Trümmern des jetzigen ungastlichen Staatsgebäudes begraben lassen, das in Ungerechtigkeit entstanden, in Unweisheit ausgebaut worden! Auch diese Blindheit hat ihren tiefen Sinn; fata viam invenient!

Crusius.

Nun, hier kommt ja Herr Waldheim eben zur rechten Zeit! Ich überlasse Sie ihm, der Ihren spekulativen Grübeleien wenigstens besser folgen kann als ich.

Sechstes Gespräch.

Detlev.

Dank für Ihre Geduld; Sie sehen doch mei-

Toussenel, französischer Schriftsteller (1803 bis 1885), begann zuerst mit Beobachtungen über die Tiere, wurde dann enthusiastischer Parteigänger der sozialistischen Ideen Fouriers.

fata viam invenient = Das Schicksal geht seinen Weg.

nen Kummer und meine Sehnsucht milder an, und verwerfen nicht von vornherein alles, was die Weisen unserer Tage als Sozialismus und Kommunismus brandmarken und damit auch abgetan glauben.

Waldheim.

Im Gegenteil, ich lebe sogar mit Ihnen der Überzeugung, daß diese Forderungen ganz unabweisliche Konsequenzen aus dem ganzen Wesen des modernen Staates sind. Von dem Augenblick an, als die christliche Kirche ihren Beruf auf dem politischen und sozialen Gebiet an den Staat übergehen sah, mußte notwendig das Recht seine Sicherheit, die Liebe ihre Freiheit einbüßen. Die Ansprüche, die Sie an den Staat machen, sind ganz richtige Folgerungen aus diesem Zustande.

Detlev.

Dann soll er sie aber auch erfüllen.

Waldheim.

Die Gewalt der Umstände wird den Staat nötigen, den Versuch hiezu zu machen, früh oder spät, freiwillig oder gezwungen, weise oder unweise. Der Versuch wird aber nicht gelingen, und dann erst der klaffende Abgrund vor jedermanns Augen offen liegen.

Detlev.

Weshalb sollte es denn nicht gelingen können, die Freiheit der Kinder Gottes, die Gleichheit vor dem ewigen Richter, genug alle jene transformierten Forderungen der Vernunft, deren Erfüllung Sie erst in ein Jenseits setzen, schon im Diesseits darzustellen?

Waldheim.

Lieber, wir würden uns, ehe ich auf diese und ähnliche Fragen antworten könnte, erst über die Grundlagen einigermaßen verständigen müssen.

Detlev.

Diese liegen wohl zwischen uns zu weit auseinander!

Waldheim.

Verständigen, nicht vereinbaren! Ich würde mindestens nach meiner Sinnesweise, ohne alle Galle an eine solche Erörterung gehen. Wie könnte ich Ihnen mit Bitterkeit Lehren vorwerfen, welche Sie mit der Mehrzahl des lebenden Geschlechts, auch mit solchen Männern teilen, die es am wenigsten ahnen und zugeben! Es begegnet selten, daß die öffentlichen Autoritäten Urteile fällen für oder gegen eigentliche Doktrinen; deshalb sind diese Fälle um so belehrender. Als man vor mehreren Jahren das Anathema gegen das sogenannte junge Deutschland aussprach — —

Detlev.

O, ich erinnere mich noch sehr wohl des politischen und literarischen Treibjagens gegen die Emanzipation des Fleisches! Heine, Gutzkow, Wienbarg und ihre Vertreter haben wenig Schaden dabei erlitten.

Wienbarg, Ludolf (1802—1872) mit Heinrich Heine und Karl Gutzkow einer der jungdeutschen literarischen Parteiführer.

Waldheim.

Wie vielen unter den Staatsmännern, die hierbei in bester Absicht handelten, mag es wohl eingekommen sein, daß eben die Lehre, die sie in dem politischen Gewande verfolgten, auf einem andern Gebiete ganz ungescheut regiert, ja daß sie recht eigentlich das Lebensprinzip der neuen Staatsweisheit geworden ist. Die sich in der Verfassungspolitik am schroffsten gegenüberstehen, reichen sich die Hände, wenn es um die staatswirtschaftlichen Theorien sich handelt.

Detlev.

Das ist mehr, als ich mir schmeichle und als ich auch eigentlich wünsche. Ich kann und mag nichts gemein haben mit den blinden Anbetern der Tagespolitik, mit den très humbles serviteurs des événements!

Waldheim.

Sie haben dessen mehr als Sie glauben. Geben Sie mir, ich bitte Sie, in kürzester Form die Summe der Lehren, welche Ihre Schule der Nationalwohlfahrt zugrunde legt.

Detlev.

Nichts ist leichter und einfacher, wenn Sie mir den Schulmeisterton zugute halten wollen. Die Bestimmung des Menschen ist, glücklich zu werden; glücklich aber ist derjenige, der seine Bedürfnisse zu befriedigen und diese Befriedigung zum Genusse umzuwandeln vermag. Die Größe des Glücks hängt daher von der Masse

---

très humbles serviteurs des événements = ergebenste Diener der Tagesereignisse.

der Genüsse und diese wieder von der Vervielfältigung der Bedürfnisse ab. Je mehr der Mensch bedarf, je mehr wird er angetrieben, zu erzeugen, je mehr er erzeugt, desto mehr kann er wieder für seine Genüsse verwenden. Auf dieser Wechselbewegung gesteigerter Bedürfnisse und gesteigerter Befriedigung beruht aller Fortschritt der Bewegung des sozialen Glücks.

Waldheim.

Sie haben Wort gehalten und den Kern der Theorie offen dargelegt, die mehr dazu beigetragen hat, um das alte Europa aus den Angeln zu heben, als alle Spekulationen der eigentlichen Politiker der Revolution. Was heißt dieses aber anders, als dem leiblichen Teile des Menschen nicht bloß seine angeblich verlorenen Rechte vindizieren, sondern sogar die ganze Gesellschaft allein auf die grobsinnlichen Bedürfnisse des Leibes basieren. Das Übersinnliche, Ewige, die Herzwurzel alles Rechtes und alles Glaubens ist hierdurch ausdrücklich ausgeschlossen. Nun, diese Lehre, ungeachtet ihres Widerspruchs gegen alles, was nicht bloß die christliche Offenbarung, sondern die ernsteren Geister aller Zeiten gelehrt haben, ist heute der Regulator sämtlicher europäischer Staatsmaschinen. So fällt die Weisheit der nüchternsten, erfahrungsreichsten Geschäftsmänner gerade in dem Kerne des aktuellen Staatslebens wieder ganz mit den ernsthaften Träumereien der St. Simonisten und mit der poetischen Liederlichkeit unsers jungen Deutschlands zusammen!

Detlev.

Gehen Sie auch zu der wohlfeilen Widerlegungsart über, das als Träumerei zu bezeichnen, was von dem breitgetretenen Wege abweicht?

Waldheim.

Nein, gewiß nicht; ich nehme diese Benennung ausdrücklich schon für St. Simons Schule zurück, noch mehr aber für die Richtung in Religion und Politik, welche der spekulative Radikalismus vor unseren Augen jetzt in Deutschland einschlägt. Der Vorwurf, der ihm von allen Seiten entgegenschallt, daß seine Lehren unpraktisch, umstürzend seien, macht mir gar keinen Eindruck. Sie selbst, Liebster, haben auf die Frage des guten Crusius, wohin Ihre Forderungen führen sollen, mit allem Rechte geantwortet: Wir wissen es nicht. Unsere Forderung ist die höchste, die absolute, sie muß erfüllt werden, werde daraus, was es wolle!

Detlev.

Dieser Gedanke geht dem vortrefflichen Manne so schwer ein; täglich kommt er darauf zurück!

Waldheim.

Ich würde ihn vielmehr in seiner ganzen Konsequenz unbedenklich zugeben. Ja, Sie befinden sich hierbei sogar ganz in derselben Lage, wie jeder Christ. Hätte irgend ein praktischer Staatsmann in Rom den ersten Gläubigen vorgehalten, daß ihre Lehre mit dem innersten Wesen und Bestehen des römischen Staates unvereinbar sei, hätte er sie gefragt, was denn nun

geschehen solle, wenn die große Roma wirklich umgestürzt werde, so würden sie ohne Zweifel geantwortet haben: Wir wissen es nicht. Dennoch aber müssen wir fordern, daß alle und jede Folgerung aus jenem obersten Satze ins Leben trete, weil er die Wahrheit, das schlechthin Absolute ist.

Detlev.

Sie sprechen meine Empfindung genau und vollständig aus. Wer von einer Wahrheit durchdrungen ist, soll diese bis in ihre äußersten Konsequenzen bekennen, ohne Rücksicht auf Wohl und Wehe, Ruhe oder Kampf, Freud oder Leid.

Waldheim.

Wenn ich Ihnen gegenüberstehe, so ist dieses also gewiß nicht um der hochgepriesenen Praxis oder um des Wunsches willen, übellautenden Konsequenzen zu entgehen. Ein inkonsequentes System ist sicher falsch, ein konsequentes dadurch aber noch nicht immer richtig.

Detlev.

Freilich kann schon der Vordersatz falsch gewesen sein.

Waldheim.

Eben in diesem Verhältnisse erscheint mir Ihr Standpunkt in Vergleich zu den niederen Stufen des politischen und religiösen Rationalismus, den Sie mit so schneidenden Waffen bekämpfen.

Detlev.

Ich bitte Sie, versuchen Sie nicht die verbrauchten Argumente der christlichen Welt- und

Gotteslehre gegen mich aufmarschieren zu lassen. Ich habe die unwandelbare Überzeugung, daß schon der erste wahrhaft freie Schritt in das Mysterium der Erkenntnis die Welt vernichtet, der zweite Gott selbst. Akosmismus, Atheismus sind die notwendigen Stadien des Denkens, das sich aller Voraussetzungen wirklich entledigt hat. Die Versuche sogenannter religiöser Widerlegung haben durchaus nur einen Wert für denjenigen, welcher sich schon willkürlich auf dieses bequeme Polster niedergelassen hat. Finde ich sie in dem Munde eines Mannes wie Sie — ja verzeihen Sie mir, — dann beschleicht mich das widrige Gefühl absichtlicher Beschränkung.

Waldheim.

Sie tun hieran wohl wirkliches Unrecht; ich darf und will es Ihnen aber nicht zurückgeben. Im Gegenteil, ich kenne von den Männern, die sich Feuerbach, Ruge, Frauenstädt, Buhl, Stirner, Jordan, Meyen,

---

Ruge, Arnold, Schriftsteller und Politiker (1802 bis 1880) begründete mit Echtermeyer die „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst“ (1838), das Hauptorgan des junghegelschen Radikalismus, eine Zeitlang mit Karl Marx in nahen literarischen Beziehungen, als Mitglied des Frankfurter Parlaments auf der äußersten Linken.

Frauenstädt, Julius, Philosoph (1813 bis 1879), anfangs Hegelianer, später eifriger Anhänger Schopenhauers, aus dessen Philosophie er den Pessimismus auszuschalten versuchte.

Stirner, Max, Pseudonym für Kaspar Schmidt (1806—1856), Verfechter des radikalsten Egoismus in seinem philosophischen Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“. 1845.

Schmidt nennen, zwar keinen, aber ich gestatte mir durchaus nicht, bei irgend einem unter ihnen zu bezweifeln, daß sie den Lehren ernstlich zugetan sind, die sie mit Schrift und Mund bekennen. Etwas schwerer wird mir der Glaube an relative Ehrlichkeit, da wo ich sehe, daß man den verdächtigen Versuch macht, den abgestandenen Voltärismus als Vater, den heutigen Rationalismus als Bruder zu adoptieren.

Detlev.

Von dieser schlechten Politik sage ich mich gänzlich los; sie fällt ohnehin nur einzelnen zur Last. Wir wollen unsere gute Sache weder mit dem schalen Deismus, noch weniger aber mit jenem niedrigen, alles sittlichen Gehaltes entblößten Sansculottismus vermengt wissen. Ich kenne die Menschen genau genug, mit denen ein wahrer Unstern die deutsche Philosophie und Wissenschaft in Berührung gebracht hat. Das Gesamtresultat ihrer Glaubens- und Sittenlehre läuft einfach auf den Spruch Hassan Sabahs, des Alten vom Berge, hinaus: Nichts ist wahr und alles ist erlaubt. Das Treiben solcher Menschen

---

Jordan, Sylvester, hessischer Politiker und Staatsrechtslehrer (1792—1861), 1839 als Hochverräter angeklagt, 1843 wegen „Nichtverhinderung hochverräterischer Unternehmungen“ zu fünf Jahren Festung verurteilt, Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Schmidt, wohl Max Stirner, sieh oben.

Hassan Sabah, ein Perser, der im elften Jahrhundert die politisch-religiöse islamitische Sekte der Assassinen („Meuchelmörder“) gestiftet hatte.

ist eine Pest der Gegenwart und eine Entehrung des deutschen Namens.

Waldheim.

Beharren Sie bei diesem schönen Ernste; er ist bei Ihnen und Ihren Gleichgesinnten die beste Bürgschaft der Aufrichtigkeit. Eben darum kommt es mir vor, als wenn mit denen, die wirklich eines reinen Willens sind, eine Verständigung nicht unmöglich sein müßte. Freilich könnte ein solcher Versuch nur von einem Ausgangspunkte beginnen, den beide Teile anerkennen.

Detlev.

Wo ist aber ein solcher?

Waldheim.

Ich denke, daß dieser doch in dem gegeben ist, was Sie etwa das Selbstbewußtsein der Menschheit nennen würden.

Detlev.

Ganz gewiß! Damit gehen Sie in der Tat auf unsere Linie ein. Wir wollen ja eben weiter nichts, als dartun, daß die wahre Theologie sich in Anthropologie auflöst. Wir stellen uns nicht auf die öde, eisige Höhe des Monismus des Gedankens, sondern haben es mit dem lebendigen, konkreten Menschen zu tun, aus dessen Wesen allein wir unsere Wissenschaft aufbauen. Alles, was nicht aus ihm sich ableiten läßt, müssen wir verwerfen, wie schmerzlich auch der Zwiespalt sei, in den wir hierdurch gegen so vieles Bestehende treten. Alles, was in ihm liegt, müssen wir anerkennen, ob es in dieses oder

jenes, ob es überhaupt in irgend ein System passe.

Waldheim.

Alles? Hier dünkt mich, als berührten Sie den Punkt, in dem ich dasjenige ahne, was ich Ihren Grundirrtum nennen muß. Wenn Sie Ihre gesamte Erkenntnis aus dem eigenen Wesen des Menschen ableiten, werden Sie dann nicht damit beginnen müssen, dieses Wesen allseitig nach allen seinen Kräften wie nach allen seinen Bedürfnissen hin, als eine Tatsache zu erfassen? Kann hierzu das bloß verständige, daher stets einseitige Denken genügen, erweist sich dieses nicht vielmehr als ein ganz unvollkommenes Werkzeug, um in die Totalität des Geistes zurückzugehen?

Detlev.

Ich sehe das Ende Ihres Gedankens noch nicht ab.

Waldheim.

Sie werden ihn selbst besser finden, als ich es vermag, wenn Sie wirklich einmal die Forderung erfüllen, ganz voraussetzungslos in sich selbst einzukehren. Schon der Sophist bei Plato behauptete, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei; dann wird vor allem der Mensch erst selbst richtig ermessen werden müssen.

Detlev.

Ohne Zweifel! Legen Sie den Maßstab nur nach allen Seiten hin an.

Waldheim.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen hier ein anthropologisches System entwickele, aber fragen muß ich Sie noch einmal: Haben Sie den ganzen Menschen im Auge, wenn Sie aus dessen Wesen Ihre bekannten Folgerungen ableiten? Ich antworte: Nein! Ich werfe Ihnen eine durchaus mangelhafte und daher irrige Konstruktion der wirklichen Natur des Menschen vor.

Detlev.

Davon muß ich Ihnen den Beweis zuschieben und bis dahin den Vorwurf gänzlich zurückweisen.

Waldheim.

Allerdings liegt in dem Menschengeiste nach der Einrichtung, die er von seinem Schöpfer empfangen hat, das Streben, sich selbst zu bestimmen, frei zu sein, insofern hierdurch eben das Verlangen verstanden wird, nach eigener Einsicht und Wahl zu denken und zu handeln. Diese Forderung ist aber durchaus keine absolute, weil sie nur die eine Seite der Seele einnimmt. Ganz ebenso wirklich und mächtig ist gerade das entgegengesetzte Verlangen, das Bedürfnis, durch ein anderes bestimmt zu werden, abhängig zu sein.

Detlev.

Hiervon verspüre ich sehr wenig!

Waldheim.

Detlev, ich wende mich an Ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit! Sie können sich

dieser Betrachtung nicht entziehen. Jeder, der in sich selbst blickt und die Totalität seines Wesens erkennt, muß schlechterdings diese Erfahrung machen. Er kann und wird nicht leugnen, daß dieses zweite Bedürfnis kein vorübergehendes, sondern ein der Menschenseele inhärentes und unvertilgbares ist, daß es ganz ebenso Befriedigung und Erledigung heischt, wie das entgegengesetzte.

Detlev.

Bezeichnen Sie aber mit allem diesem nicht eigentlich zwei Stufen der geistigen Entwickelung, eine niedere und eine höhere?

Waldheim.

Durchaus nicht. Die aktive und die rezeptive Seite sind völlig gleichberechtigt, ja sie sind in derselben Seele nebeneinander wirksam. Ich fordere den geistvollsten Denker auf, denjenigen, der überall nur das anerkennen möchte, was ohne alle Voraussetzung und Beimischung durch eigne Tätigkeit hervorgebracht wird, ob ihm sein Produkt durchweg genüge. Er mag den anthropomorphistischen Gott so weit zurückweisen, als es sein System erheischt, die Sehnsucht nach einer unmittelbaren Bestimmung seines Lebens, nach einem wirksamen Troste im Leiden, nach einer kräftigen Stütze im Sterben kann er nicht vertilgen; sie bemächtigt sich seiner, wenn er es am wenigstens wünscht.

Detlev.

Und wenn ich dieses innerhalb gewisser Grenzen zugäbe, was würde daraus weiter folgen?

Waldheim.

Daß ein System auf einem falschen obersten Satze beruhen müsse, das die wesentlichsten Fragen unbeantwortet läßt, seine Bekenner eben in den schwersten Momenten des Daseins preisgibt, weder eine Träne im Leben zu trocknen, noch einen Trost im Tode darzubieten vermag.

Detlev.

Wie gedenken Sie denn aber die von Ihnen sogenannten beiden Seiten in eine Einheit des Bewußtseins zusammenzufassen und sie als wissenschaftliches Gebäude vor dem spekulativen Gedanken zu rechtfertigen?

Waldheim.

Zunächst kommt es mir nur auf Anerkennung der Tatsache selbst an. Eine andere Aufgabe ist es dann, daraus abzuleiten, wie eben in diesem unvertilgbaren Dualismus das religiöse Gefühl einerseits, die Rechtsidee andrerseits wurzelt. So wie der Selbstbestimmungstrieb das Trennende, Individuelle erzeugt, so geht aus dem Drange, bestimmt zu werden, das Vereinigende hervor. Ihre Synthese liegt in dem freiwilligen Gehorsam, und dieser ist es, der in der Rechtssphäre den wahrhaften Staat, in der religiösen die Kirche auf Erden hervorruft.

Detlev.

Das ist ein gewaltiger Sprung, den ich in keiner Weise geneigt bin, Ihnen nachzutun. Diese Folgerungen machen mir vielmehr Ihre Theorie mehr als verdächtig; ich gedenke mich mit der aktiven Seite zu begnügen, die mich

mindestens nicht in geistige und leibliche Knechtschaft geraten läßt.

Waldheim.

Ich mute Ihrem trotzigen Herzen auch nicht zu, daß es sich ohne weiteres in Religion und Politik unterordne. Aber erlauben Sie mir nur noch einige indifferentere Gebiete zu berühren. Sie haben ein offenes, begeisterungsfähiges Herz für Poesie und Kunst, Sie lieben und treiben Musik mit ungewöhnlicher Wärme. Welcher Seite Ihrer Seele gehören Ihre Empfindungen dabei an? Sind es Prozesse des Ausströmens oder des Einströmens, und bestimmen Sie sich hierbei selbst, oder werden Sie bestimmt?

Detlev.

Ich antworte Ihnen mit Feuerbach: Wird das Gefühl durch Musik angesprochen, so ist dieses ein Monolog des Gefühls.

Waldheim.

Ah so! Nun dann gestatten Sie mir nur noch, ohne daß ich eine Antwort verlange, nach den Wirkungen zu fragen, welche eine wahre Liebe auszuüben pflegt. Ist diese etwas anderes als jene Sehnsucht, sich selbst mit seinem Willen in dem Sein des geliebten Gegenstandes untergehen zu lassen?

Detlev.

Ach ja, man gibt im Nehmen und nimmt im Geben! Sie wählen fatale Beispiele, mein teurer Freund; solches Argumentieren mit einem Bräutigam ist gegen allen Kriegsgebrauch.

Waldheim.

Deshalb soll es auch das letzte Wort sein. Geben Sie mir noch ein unschuldiges Versprechen; lesen Sie einmal recht unbefangen Schleiermachers Reden über die Religion und seine Monologe; er schrieb vor vierzig Jahren und steht wohl außer allem Verdachte des Pietismus wie des Jesuitismus!

Siebentes Gespräch.

Arneburg.

Wir haben uns seit dem Leipziger Ereignisse noch nicht gesehen. Es ist ein beklagens-

---

Schleiermachers Reden über die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799, später nochmals umgearbeitet), suchen sowohl das Wesen wie die Berechtigung der Religion nachzuweisen. In den Monologen (1800) wieder findet Schleiermacher die höchste sittliche Aufgabe darin, daß ein jeder in sich auf eigentümliche Weise die Menschheit darstelle. Kants kategorischer Imperativ gilt ihm zwar als eine achtbare Erhebung über die unwürdige Eitelkeit des sinnlich-tierischen Lebens, aber nur als ein niederer Standpunkt im Vergleich mit der höheren Eigenheit der Bildung und Sittlichkeit. Das seiner selbst gewisse Ich behauptet in seinem innersten eigensten Denken seine freie geistige Selbstbestimmung unabhängig von jeder zufälligen Fügung äußerer Umstände und selbst von der Macht der Zeit, von Jugend und Alter.

Leipziger Ereignis vom August 1845, da durch eine ganz unnötige Salve des Militärs zwölf schuldlose Leipziger Bürger blutig hingestreckt wurden. Es drohte ein Volksaufstand, der allerdings bereits früher geschürt worden war, ganz Sachsen fortzureißen. Robert Blum predigte mit Erfolg Mäßigung.

werter Hergang, der auf die Häupter derer, die ihn verschuldet haben, den Fluch herabruft. Aber er hat mir einen neuen Beleg gegeben, in welchem Grade die öffentliche Meinung jetzt irrgeleitet werden kann. Hier trat nun wirklich einer der Fälle entgegen, wo auch dem Verblendeten deutlich werden mußte, wohin die mit allen Mitteln, offen und geheim betriebene Vergiftung des deutschen Volkes führt, welche Früchte es trägt, wenn mit infernaler Rastlosigkeit täglich die Personen der Fürsten geschmäht, ihre Diener verleumdet, ihre Absichten verdreht werden! Aber was geschieht? Nicht die hochverräterischen Urheber des Aufstandes werden vor Deutschland angeklagt, nicht ihre Werkzeuge, die einen edlen Fürsten mit tierischer Brutalität anfeinden, sondern die Soldaten, die ihn schützen! Der moralische Schaden ist hier größer und dauernder als der Hergang selbst. Bringt es nur erst dahin, daß der Soldat in Reih' und Glied zu überlegen anfängt, wo er minderes wage, ob bei dem Gehorsam gegen seine Eide, oder bei dem Ungehorsame, laßt ihn nur erst schwankend werden in der augenblicklichen, rücksichtslosen Erfüllung seiner Pflicht, und seht dann zu, wo Deutschland bleibe! Bis dahin also konnte das Volksbewußtsein verfälscht, den einfachsten Begriffen von Ehre und Recht entfremdet werden! Wohin soll es noch führen, wenn man der verpesteten Wirksamkeit der schlechten Presse alle Wege offenläßt!

Oeder.

Leider ist es schon so weit gekommen, daß selbst dieser Abgrund des Verderbens nicht mehr

der einzige ist, aus dem die giftigen Dünste aufsteigen. Haben die letzten Jahre nicht auch auf unsern Boden die Vereine und Versammlungen mit ihren Festmahlen, Adressen und Protesten verpflanzt? Muß nicht alles jetzt dem Zwecke der politischen und kirchlichen Agitation dienen? Fastnachtszüge, Leibesübungen, Gesang, Jubiläen, Scheibenschießen! Wahrhaftig, wir sind auf vollem Wege, die Klubs wieder erstehen zu sehen, die in der ersten französischen Revolution eine so verhängnisvolle Rolle spielten!

Waldheim.

Jede Zeit hat ein vorwaltendes Gefühl für die Leiden und Gefahren, die ihr eigen sind, und ist daher sehr geneigt, sich für eine exzeptionelle zu halten. Aber ich will nicht leugnen, daß es auch demjenigen, der sich ganz objektiv zu der Gegenwart verhielte, so erscheinen muß, als ob ein Wendepunkt für die innere Geschichte der europäischen Menschheit eben in dieser windstillen Zeit sich vorbereite. Die Erscheinungen, die Ihr hervorhebt, teure Freunde, sind ebensowohl Ursachen als Wirkungen dieses Zustandes.

Arneburg.

Das ist freilich sehr richtig. Wäre die religiöse und politische Gesinnung der Mehrzahl der lebenden Generation nicht so tief gesunken, so würde die schlechte Presse und das Treiben der sogenannten Volksvereine keinen Anklang finden. Und umgekehrt könnte diese Gesinnung in einem treuen und gewissenhaften Volke nicht so verderbt sein, wenn sie nicht durch Schrift und Rede unabläßig vergiftet würde. Das ist eben

der unselige Zirkel, in dem sich unser Schicksal dreht!

Waldheim.

Mich schmerzt es insbesondere, daß die Mittel der Zerstörung aus dem Mißbrauche der edelsten Güter hervorgehen. Preßfreiheit, Assoziationsfreiheit sind an und für sich nichts weniger als Folgerungen aus der abstrakten falschen Freiheit, sondern wahre Freiheiten, notwendige Früchte eines wirklichen Rechtsbodens. Die Hinneigung zu dem Vereinswesen, die sich gegenwärtig wieder kundgibt, würde ich geneigt sein, für eins der erfreulichsten Symptome der neuesten Zeit zu halten. Was sich hierin jetzt vor unsern Augen zuträgt, ist daher nicht bloß zu beklagen wegen des positiven Schadens, der sich daran knüpft, sondern auch ebensosehr deswegen, weil hierdurch von Haus aus der fruchtbare Keim zu organischen Bildungen in dem modernen Staatsmechanismus verfälscht wird.

Arneburg.

Geht es mit anderen Gottesgaben denn besser? Durch ein ganzes, vielbewegtes Leben hindurch hat mich die Freude an der Poesie begleitet, jede frische Blume, die Gottes warme Sonne in diesem Wundergarten aufblühen ließ, war mir ein unschätzbares Geschenk. Ich gedenke noch der Zeiten, wo wir einer neuen Gestalt am Dichterhimmel entgegenjauchzten, wie einem begnadigten Wohltäter des Menschengeschlechts, wo ein neues Gedicht für uns ein Ereignis war, das uns über alle Bedrängnisse des Tages und der eigenen Existenz hinweghob. Und

wie ist es jetzt hiemit? Mit Ekel und Abscheu muß ich mich von dem wüsten, tollen Treiben abwenden, dem die deutsche Poesie täglich ihre Zunge leihet!

Waldheim.

Freilich haben wir hier ein betrübendes Bild vor Augen! Was mich bei der Richtung, die unsere poetische Nationalliteratur im letzten Jahrzehnt genommen hat, in immer neues Sinnen versetzt, ist besonders der schroffe Gegensatz zu der Epoche, deren Nachklänge wir älteren Zeitgenossen noch erlebt haben.

Arneburg.

Sie meinen den Wendepunkt, der durch das Entstehen der romantischen Schule bezeichnet ist?

Waldheim.

Eben diesen. Der Gegensatz ist überaus frappant. Als beide Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim und mit ihnen die jungen Dichter vom Athenäum an bis zur Trösteinsamkeit, die Philisterei über den Haufen warfen, die sich der deutschen Poesie bemächtigt hatte, da rief dieser Kampf zugleich die große Reaktion gegen den Materialismus auf allen anderen Gebieten hervor. Mit Recht betrachteten die Romantiker den Rationalismus und Liberalismus in Religion und Politik als ganz analoge Erscheinungen mit der Afterpoesie und Plattheit in der

---

Athenäum, begründet von Friedrich und August von Schlegel, Organ der Romantiker.

Trösteinsamkeit, als „Zeitung für Einsiedler" 1808 von Achim v. Arnim herausgegeben.

Literatur, und wiederum waren Nicolai, Gedike, Bieſter, Voß, Kotzebue, Baggeſen die Verfechter des einen wie des andern. Beide Teile ſtanden in dem vollen Bewußtſein, daß das Schöne wie das Wahre einer und derſelben Quelle entſtrömen, und ſtanden ſich nur dadurch ſo beſtimmt gegenüber, daß jeder aus einer andern Quelle ſchöpfte.

Arneburg.

Es gibt ja aber auch nichts Einleuchtenderes als dieſes! Ich habe es hundertmal wahrgenommen, wie alle Hauptrichtungen in der menſchlichen Seele zuſammenhängen. Wer der Offenbarung in Chriſto glaubt, der wird auch im Staate das hiſtoriſche Recht der menſchlichen Willkür gegenüberſtellen. Er wird in der Poeſie an Shakeſpeare, Dante, Calderon, Goethe hängen, und die falſche Klaſſizität wie die ſchlechte Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts verachten. Er wird in der

---

Nicolai, Chriſtoph Friedrich, Schriftſteller und Buchhändler (1733—1811), Haupt der plattеſten Aufklärung.

Gedike, Friedrich, Pädagog (1754—1803).

Bieſter, Johann Erich, Aufklärungsphiloſoph (1749—1816).

Voß, Johann Heinrich, Dichter, Überſetzer und Gelehrter (1751—1826), ſchroff einſeitig in der Betonung ſeiner rationaliſtiſchen Weltanſchauung (z. B. deſſen Kampfſchrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ 1819), heftiger Antiromantiker.

Kotzebue, Auguſt von (1761—1819), der mitunter ſeichte Luſtſpielfabrikant.

Baggeſen, Jens, däniſcher und deutſcher Schriftſteller (1764—1826), bekämpfte namentlich im „Karfunkel oder Klinklingelalmanach“ die Romantiker.

Kunst die alten italienischen und deutschen Meister sowie die neuen Künstler, die von ihnen wieder entzündet worden, der Effektmalerei der späteren Italiener, dem Komödiantenprunke der Franzosen, und dem groben oder verhüllten Naturalismus der Niederländer und mancher heutigen Deutschen vorziehen. Er wird sich in der Skulptur von der platten Nachäfferei der Antike abwenden und verlangen, daß man den Geist der Bildwerke des Mittelalters in schöner Form erneuere. Er wird den Architekten auffordern, die begeisterten Schöpfungen der romanischen und gotischen Baumeister zu studieren, statt tote Wiederholungen des griechisch-römischen Stiles zu erzeugen. Er wird in der Musik den großen Italienern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, den Werken Händels und S. Bachs, dem Chorale, ja jedem einfachen Volksliede sich mit Entzücken hingeben, vielleicht noch den reichbegabten Komponisten der spätern Zeit von Gluck bis Mozart und Beethoven angehören, aber mit Widerwillen sich von dem Unwesen abwenden, das die neueste Musik zu bloßen Seiltänzerkünsten oder zu gefährlichem Sinnenkitzel herabgewürdigt hat.

Waldheim.

Ich habe hiermit wirklich Ihr Lieblingsthema berührt. Die Betrachtung hat aber ihre unleugbar richtige Seite, und findet ihre Erklärung auch natürlich genug in dem Gegensatze zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen im Menschen und in der Welt, deren jedem eine ganze Reihe von Bedürfnissen und Tätigkeiten entspricht.

Arneburg.

Und wieweit ließe sich dies Gesetz noch ausdehnen und zergliedern, auf wieviel Dinge anwenden? Gebt mir einen dieser Anhaltspunkte zur Beurteilung eines Menschen, und ich glaube ziemlich sicher auf alle anderen Richtungen in ihm schließen zu können.

Waldheim.

Nun, diese Voraussetzung ist es aber eben, mit welcher der Zustand unserer heutigen poetischen Literatur in schneidendsten Widerspruch tritt. Vergleichen Sie die Stellung, welche die Dichtung der Gegenwart einnimmt, mit der Zeit, die Ihnen vorschwebt! Der Unterschied liegt nicht etwa in der Grundansicht von Poesie oder in der Wahl der Mittel, denn wie sehr auch unsere junge Schule den romantischen Zopf zu verhöhnen pflegt, wieviel sie auch mit Recht an der Formvergötterung tadelt, so treten doch die heutigen Dichter noch ganz in die Fußstapfen dieser Vorgänger. Wie sollte dies auch anders sein? Es gibt immer nur eine Poesie, und dieser gegenüber hundert Afterpoesien! Das Eigentümliche ist daher nur der Zweck, den unsere Dichterschule neben und durch die Poesie verfolgt, der Kampf gegen das Übersinnliche und Ewige in Recht und Glauben. Bei diesem Bestreben fällt sie ganz mit den Enzyklopädisten und der übelsten Gattung ihrer deutschen Nachbeter aus der verrufenen Aufklärungsperiode zusammen, und in dem Wechsel der Rollen liegt gerade das Frappante für mich. Die religiösen und politischen Irrlehren werden mit denselben

Waffen verfochten, die nur zu ihrer Bekämpfung bestimmt scheinen: ein Zwiespalt zwischen den Zielen und den Mitteln, wie er zu keiner Zeit bestanden hat.

Arneburg.

Machen Sie sich aber nicht da eine Schwierigkeit, die gar nicht besteht? Es ist eben keine Poesie, die jetzt unter diesem Aushängeschilde ausgeboten wird. Die Fähigkeit, Zeilen abzuteilen, und die Worte rhythmisch und reimend aneinander zu reihen, macht noch keinen Dichter.

Waldheim.

Ich kann dieser Erklärungsweise nicht beitreten. Unter den Männern, deren Taten ich mit Ihnen tief beklage, sind wahre, echte, reichbegabte Dichter.

Arneburg.

Und wenn dies auch wäre, so haben sie sich doch selbst dazu verdammt, unfruchtbar zu bleiben. Die Ziele des Strebens der ganzen Schule sind so durchaus undichterisch, daß daraus eben der seltsam empörende Eindruck erwächst, den der Unverdorbene empfindet, wenn er einen jener farbigen Bände in die Hand nimmt, die jede neue Buchhändlerversendung auf unsere Tische ausschüttet. Aus dem groben Sinnentaumel, der schalen Vernünftelei, dem hohlen Liberalismus ist kein poetischer Stoff zu holen; es sind dies vielmehr die recht eigentlichen Verneinungen aller poetischen Schöpfung. Diese Dichter erreichen auch nur dadurch eine Art von Wirkung, daß sie das Hinstreben nach jenen Zielen, das Ringen und Kämpfen mit einer ein-

engenden Welt darstellen; einem solchen läßt sich freilich eine immer ergreifende Seite abgewinnen. Wo sie aber ihre eigentlichen Dogmen aussprechen wollen, politische, sittliche oder religiöse, da fallen sie aus den poetischen Höhen in den allernüchternsten, ja oft in den dümmsten Materialismus, bei dem man nicht weiß, ob man sich dem Ekel oder dem Unwillen hingeben soll, daß uns zugemutet wird, solcher albernen Faselei über die schwierigsten Aufgaben des Menschengeistes zuzuhören. Unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, das Heiligtum so den Säuen geöffnet zu sehen!

Waldheim.

Die Anfänge dieses Zwiespaltes liegen doch schon weiter zurück. Mir scheint Heinse der wahre Vorläufer unserer Rehabilitatoren zu sein. Was er in Ardinghello und den Briefen gewollt und gepriesen, ist recht eigentlich die Emanzipation des Fleisches. Wenn er irgendwo sagt, daß die Fähigkeit und die Mittel zum Genießen das mögliche Glück auf Erden einschließen, so drückte er damit präzis den Gedanken unserer neuen Phallusdiener aus. Ja ich finde bei keinem von ihnen den Kultus der physischen Kraft und Schönheit so schwunghaft und tief aufgefaßt, als es Heinse schon vierzig Jahre früher getan! Regt sich nicht aber auch schon bei denjenigen unserer Dichter, die

---

Heinse, Wilhelm, Schriftsteller (1746—1803), schrieb den glühend-sinnlichen Roman „Ardinghello oder die glückseligen Inseln“ (1787). Seine Briefe aus Italien an Jacobi zeigen ihn als glänzenden Kunstkritiker.

den Raum zwischen Goethe, Schiller und der Gegenwart einnehmen, jener schlimme Geist, und haben Platen, Chamisso und andere, an denen die Nation sonst mit innigster Liebe hängt, nicht schon vielfach gerüttelt an den Stützen der christlichen Staats- und Lebensordnung?

Arneburg.

Leider ja! Aber welcher unermeßliche Unterschied zwischen diesen edlen, reichen Geistern und der jetzigen Schar!

Waldheim.

Diesen Unterschied mache ich auch noch unter den Zeitgenossen. Und zwar nach beiden Richtungen hin, nach dem poetischen Berufe und nach dem sittlichen Ernste.

Arneburg.

Beides zusammen kommt heutigestags doch nur selten vor. Wie wenige sind es, die wie Geibel die Gabe, die ihnen Gott verliehen, noch nicht gegen ihn gebraucht haben! Von Lenaus hohem Dichtergeiste an, über dessen Verirrungen ein schweres Schicksal den Schleier gezogen, durch den Wiener Poeten hindurch, der den Anstoß gegeben zu den gereimten Zeitungsartikeln und Pamphleten, die uns der politische

---

Wiener, Anastasius Grün, Pseudonym für Anton Alexander Graf von Auersperg (1806—1876), Führer der österreichischen Liberalen in der Frankfurter Nationalversammlung, dichtete u. a. die politisch gefärbten „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ (1831).

Nachtwächter und der unpolitische Professor vorgesungen, bis zu Freiligrath, der sein schönes, wenn auch beschränktes Talent gegen klägliche Bänkelsängerei vertauscht hat. Von Herwegh zu schweigen, dem deutschen Père Duchesne.

Waldheim.

Sie nennen Namen, die ich Ihnen nicht so preisgeben kann. Haben Sie sich bei ihren Liedern nie von jener Wärme durchflossen gefunden, die nur die wahre Poesie in die Seele auszugießen vermag? Können Sie leugnen, daß ihr Wohllaut oft genug alle noch so wohlbegründete Einsprache in Ihnen übertönt hat? Was die deutsche Zunge an Fülle des Gedanken, an Lebendigkeit und Bildlichkeit des Ausdrucks vermag, ist ihnen in den Mund gelegt worden.

Arneburg.

Ach ja, es gibt schlechte Leute und gute Musikanten! Übrigens will ich Sie nicht darin stören,

---

politische Nachtwächter, Franz v. Dingelstedt, Dichter und Dramaturg (1814—1881), verfaßte 1841 die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters".

unpolitische Professor, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798—1874) wegen seiner „Unpolitischen Lieder" (1840 ff.) seines Amts als Breslauer Universitätsprofessor enthoben, wie Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh einer der literarischen Vorläufer der Märzbewegung.

Père Duchesne = Jacques René Hébert, französischer Schreckensmann (1757—1794).

schlechte Leute und gute Musikanten, Umdrehung von Clemens Brentanos Wort im Ponce de Leon, „diese schlechten Musikanten und guten Leute."

wenn es Ihnen gelingt, sich des edlen Metalles zu erfreuen ungeachtet seiner widrigen, giftigen Legierung. Ja, Sie mögen sich selbst damit beschwichtigen, daß jene Dichter ihren Zielen in gutem Glauben nachjagen, und daß Gott noch zur rechten Zeit die Decke vor ihren Augen wegnehmen werde. Geben Sie mir nur Heine und seinen Schweif preis. Bei dieser Bande schwindet auch die letzte Voraussetzung eines sittlichen Gedankens, die Poesie schlägt um in die absolute Lüge, und von den mannigfaltigen Gestalten, welche diese annehmen kann, ist der verbuhlte, champagnervolle, trüffelhafte Demokratismus und Atheismus sicher die scheußlichste. Diese Menschen haben das Geheimnis gefunden, alles Ekelhafte des Hofes Ludwigs XV. mit dem der Sansculotten in sich zu vereinigen!

Oeder.

O weh, so darf ich ja kaum gestehen, daß ich ungeachtet des polizeiwidrigen Inhalts mich doch oft genug an Heines brillantem Witze ergötzt habe.

Arneburg.

Dieser Witz, der auch dem Nichtswürdigsten so viel Eingang verschafft hat, ist seinem eigentlichen Wesen nach nur die Frechheit des Judenbuben; derselbe Ingrimm gegen das Christentum, der Shylok dazu bringt, seine Dukaten daran zu setzen, um den Unbeschnittenen zu peinigen! Wie weit auch Heine dem positiven Glauben seines Stammes abgesagt hat, so sind

---

Shylok, der grausame und rachsüchtige Geldverleiher in Shakespeares „Kaufmann von Venedig".

doch alle seine Gedanken nur die Umschreibung der Worte seines Vorgängers: Du nennst mich Hund, du speiest auf meinen jüdischen Rokelor; ich werde dir ein Pfund Fleisch so nahe als möglich am Herzen ausschneiden!

Waldheim.

Was Sie von Heine sagen, hat eine noch weit ausgedehntere Anwendung auf den ganzen Abfall im Judentum, den wir vor Augen haben. Was nicht der physischen Gewalt des Mittelalters, nicht der geistigen Macht des Christentums gelungen ist, das bewirkt der zersetzende Einfluß der verneinenden Aufklärung: das Zerfallen des Judentums als allgemeine historische Erscheinung. Die Folgen davon, daß sich die Mehrzahl dieses reichbegabten, geldmächtigen, rastlos tätigen Stammes jetzt zum Heidentum wendet, sind gar nicht zu berechnen. Schon im gegenwärtigen Augenblicke würde man erstaunen, wenn sich mit einem Blicke übersehen ließe, welchen unverhältnismäßigen Teil die linke Seite der Juden an den literarischen, politischen und religiösen Bewegungen in Deutschland genommen hat und nimmt.

Oeder.

Von Heines Moral und Politik mögen Sie halten, was Sie wollen. Aber ich muß Sie doch daran erinnern, wie viele Lanzen Sie vor fünfzehn Jahren bei dem Erscheinen des Buches der Lieder brachen, wie Sie uns selbst die Lieblichkeit und Kraft des neuen Dichters priesen. Wie manches seiner Lieder habe ich Sie damals mit begeistertem Munde wiederholen hören!

Arneburg.

Darauf kann ich Ihnen nur antworten, was Rivarol von Mirabeau sagt: C'est un crapaud auquel Dieu donne quelquefois un beau chant. Bald genug wird dies vielen offenbar werden, und unsere Kinder sich in unsere Seele schämen, vor welchem unflätigen Götzen wir in trunkener Begeisterung unsern Weihrauch verbrannt haben. Diese gesamte Poesie wird als ein Schandfleck in unserer Literaturgeschichte dastehen, der Kultus des Genius und seine Priester als der letzte Versuch, die ekelhafte Nacktheit der gemeinen Sinnenlust in poetische und spekulative Gewänder zu verhüllen.

Waldheim.

Ihre Entrüstung, lieber Arneburg, geht über das Maß hinaus, und wird zur wirklichen Ungerechtigkeit gegen die Personen. Wie oft möchte ich Ihnen das Maßhalten der Geister empfehlen, von dem Muratori geschrieben!

Arneburg.

Wo es sich um das Heiligste, um die teuersten Güter der Menschheit handelt, kann und soll

---

Rivarol, Claude François, französischer Publizist (1762—1848).

Mirabeau, Graf Gabriel Honoré Riquetti, glänzender Redner und politischer Schriftsteller (1749 bis 1791), erstrebte vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Errichtung einer konstitutionellen Monarchie.

C'est un crapaud auquel Dieu donne quelquefois un beau chant = Eine Kröte, der Gott von Zeit zu Zeit ein schönes Lied schenkt.

Muratori, Ludovico Antonio, einer der größten italienischen Gelehrten (1672—1750).

man sich nicht mit einer verblaßten Mitte begnügen.

Waldheim.

Diesen Vorwurf glaube ich nicht zu verdienen, wenn ich Sie bitte, die letzten Ursachen für das Ihnen so Mißfällige weniger in den Personen, als in weit allgemeineren Erwägungen zu suchen, am wenigsten aber damit zu beginnen, selbstbewußten, schlechten Willen vorauszusetzen. Gerechtigkeit, objektive, unbefangene, ist nicht Indifferenz; sie besteht neben der schärfsten Ausbildung der eigenen Überzeugung. Können und dürfen Sie davon ausgehen, daß die Männer, die seit 15 Jahren die deutsche Poesie, Philosophie und Politik revolutionieren, von gar keiner wirklichen Überzeugung bei Ihrem Werke geleitet werden? nur ihrer individuellen Verkehrtheit, nur ihren schlechten Velleitäten folgen? Ich würde eine solche Voraussetzung schon vorneherein stets als erfahrungswidrig verwerfen. In dem betrübten Schauspiele, das unsere Literatur jetzt aufweist, sehe ich vielmehr nur einen neuen Akt des großen Gegensatzes, der so alt ist, als das Menschengeschlecht. Er läßt sich auf die einfache Frage zurückführen: ist die Welt, wie wir sie mit unseren Sinnen erkennen, wirklich alles, und das irdische Leben daher sich selbst Zweck? Oder ist dieses Leben nur ein Durchgangszustand, nur eine Vorbereitung zu einem höhern Jenseits?

Arneburg.

Freilich steht diese Frage am Anfangspunkte aller Religion und Philosophie, wenn auch ein

solch abstraktes Schema von Diesseits und Jenseits immer noch ein sehr dürftiges ist.

Waldheim.

Ein sehr dürftiges und doch wieder unermeßlich inhaltsreich! Wenn es mit diesem Leben wirklich aus ist, so stehen jene Dichter, Philosophen und Politiker in ihrem vollkommensten Rechte. Ja, man kann dann die Bedeutung des irdischen Lebens nicht vollständiger und genügender auffassen, als es von den Edleren unter ihnen geschieht. Die Verklärung der Sinnlichkeit in den Geist ist dann allerdings die höchste Aufgabe des Menschen, und zwar ist sie so zu fassen, daß der Leib, die Natur hierbei nicht verleugnet, nicht vernichtet werde, sondern daß beide Bestandteile des Daseins sich durchdringen. Es wäre dann wirklich dem Fleische durch das Christentum Gewalt und Unrecht geschehen, und seine Rehabilitation das dringendste Bedürfnis. Das treffendste Motto hierzu hat Bettina über ihren Goethe gesetzt: Und das Fleisch ward Geist!

Arneburg.

Haben Sie Wohlgefallen an dieser scheußlichen Parodie des evangelischen Wortes?

Waldheim.

Das nicht, aber präzise Ausdrücke haben immer ihren relativen Wert. Wie gesagt, endete der Mensch hienieden sein Dasein, so ist die Verklärung des Fleisches in den Geist sicher

---

Bettina von Arnim, Brentanos Schwester (1785—1859).

seine höchste Aufgabe, und alles weitere folgt von selbst daraus. Trachtet zuerst nach der Schönheit, so wird euch das andere von selbst zufallen. Ist aber seine Bestimmung noch eine andere, als ein Pulsschlag im Leben des großen Geistes zu sein, ist seine irdische Existenz nicht bloß ein Auf- und Untertauchen in dem Meere der Gestalten, sondern ein Durchgang zum ewigen persönlichen Leben, so ist es mit jener Vergeistigung der leiblichen Interessen allerdings nichts. Niemand wird dann das Rätsel seines Daseins gelöst und die Bedürfnisse seiner Seele gestillt finden durch eine Lehre, die von dem Schimmer poetischer und spekulativer Umhüllung getrennt, doch eigentlich keine andere als die alte ist: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!

Arneburg.

Oder wie es der Wolf im Rotkäppchen ausdrückt: Was ich fresse in meinen Leib hinein, das ist gewiß und wahrhaftig mein! Eben das ärgert mich so ganz besonders, daß der Kern dieser gesamten Literatur eigentlich weiter nichts als dasselbe Philistertum in Glauben, Sitte und Recht ist, das auf jeder Bierbank, an jeder Table d'hôte regiert, nur um so ekelhafter und gefährlicher, daß es seine Hauslivree abgelegt und sich in das Gewand des Geistes gehüllt hat. Hier vor mir liegt ein kleines, fast vergessenes Buch, Brentanos Philister, das mit wahrem Seherblick schon vor langer Zeit diese widrige Mischung verkündet hat. Hören Sie einige Stellen, die mich beim Lesen immer

aufs neue wieder erfreuen: „Die dichtenden Philister sind den Fledermäusen gleichzustellen, sie bleiben ihrer Nahrung nach immer Mäuse und sind durch den Schwung, den sie nehmen, nur noch ekelhafter — hütet euch, ihr seid sonst alle verloren, siehst du den Pferdefuß des Schuftes nicht, es ist nur ein armer Teufel, wenn du ihm recht in Gottes Namen zu Leibe gehst, dem flüsternden, ekelhaften, übermütigen, üppigen Dämmerphilosophen, dem aftergenialen Konvulsionär. Flieh, es gilt deiner Börse oder deiner Liebe, er läßt dir dafür einige hochbeinige Redensarten, gibt dir für deine Unschuld eine moderne Sünde, für dein Gottvertrauen ein unwandelbares Schicksal, für deine Einfalt einige freche Fragmente, für deinen Ammentrost ein Sonett, für deinen Schutzengel eine Ansicht; er stellt dich à la hauteur, wo der Teufel dem Herrn die Herrlichkeit der Welt zeigte, aber umgekehrt, du gibst dein Brot und er gibt dir einen Stein zurück.“ Dank, seliger Brentano, hiefür verzeihe ich dir manche Verirrung deiner letzten umdüsterten Jahre!

Waldheim.

Ich gestehe Ihnen übrigens, daß mir der Gebrauch der Poesie zur Verbreitung guter Lehren über Staat und Kirche nicht viel weniger angenehm ist als der entgegengesetzte. Die ganze Tendenzpoesie ist in jeder Gestalt eine Ausartung, ich kann nicht finden, daß das platte Philistertum des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen Lehrgedichten über Landbau, Taktik und Entbindungskunst sich weiter verirrt habe, als unsere heutigen Dichter mit ihren gereimten

Zeitungsartikeln, zurückgeschlagenen Kammerreden und metrischen Predigten. Am offenherzigsten drückt es einer der Ästhetiker der Schule mit den Worten aus: Jetzt ist nicht die Zeit zum Dichten, sondern zum Trachten!

Arneburg.

Ich fühle dies ganz mit Ihnen! Es ergreift mich ein wahrer Ekel, wenn ich mich am Morgen pflichtmäßig durch die Zeitungsflut durchgerungen, am Mittag die Diskurse der Wachtparade, am Abend die Unterhaltungen über Politik und Religion im Teezirkel genossen habe, und nun alles dieses zusammen noch einmal als neuestes Gedicht verdauen soll. Hier habe ich eine Reihe von Bänden auf dem Tische liegen, von denen jeder mir diese Täuschung bereitet hat. Blicken Sie selbst hinein.

Waldheim.

Verschonen Sie uns mit dieser Zumutung; ich habe ohnehin noch mit unserem Freunde Oeder einen gemeinschaftlichen Gang. Ich erinnere Sie, daß morgen der Tag ist, den Sie mir zugesagt haben; daher bald ein weiteres.

Achtes Gespräch.

Oeder.

Ihr seid gestern so tief in eure politischen Interessen hineingeraten, daß wir ganz von dem Gegenstande abgekommen sind, der mir um seiner praktischen Bedeutung willen freilich wichtiger ist als die Erscheinungen am letzten Dichterhimmel.

Waldheim.

Von welchem Gegenstande?

Oeder.

Von den Gefahren, die unserem Staatswesen durch die Wirkungen der neuen Zerstörungsmittel der Revolutionspartei, insbesondere der schlechten Presse drohen.

Arneburg.

Gott weiß es, wie ich dabei leide, wenn ich sehen muß, wie die Autorität, die Ehrerbietung, ohne welche keine geistliche oder weltliche Obrigkeit auf die Dauer bestehen kann, vor unseren sichtlichen Augen unterwühlt wird, wie alle Fundamente weichen, auf denen der Thron sowohl als der Altar aufgerichtet sind! Aber ohne ein Wunder göttlicher Allmacht sehe ich nirgends einen Haltpunkt auf der steilen Bahn zum Abgrunde!

Oeder.

Das gebe ich nicht zu. Freilich ist es die höchste und wahrscheinlich auch die letzte Zeit für alle Staaten, dem Zerstörungsprozesse durch zweckmäßige und kräftige Maßregeln Schranken zu setzen. Aber noch ist die Gewalt ungeteilt, ja in den meisten Ländern unbestritten in den Händen der Regierungen. Man zeige nur den Mut des guten Bewußtseins und rücksichtslose Energie, so wird man überall der schlechten Tendenzen Herr werden.

Waldheim.

Verstehen Sie unter diesen Maßregeln nur ein schärferes Auftreten auf den Wegen des

Polizeistaats, so muß ich bezweifeln, daß die von Ihnen gewünschten Erfolge erreicht werden. O ja, es kann und muß in gegebenen Augenblicken vorkommen, daß der furchtloseste und einschneidendste Gebrauch der Gewalt unabwendlich ist, und ich bin gewiß nicht geneigt, irgendeinem Schwanken, einer Halbheit dabei das Wort zu reden. Wo die Gewalt zu pflichtmäßiger Anwendung kommt, da sei sie auch gewaltig und unwiderstehlich, und gehe bis an das äußerste Ende. Aber man täusche sich nur nicht über die erwarteten Resultate. Auf die Dauer wird weder mit Zensur und Bücherverbot, noch mit Polizei und Soldaten etwas Heilsames erreicht; alle diese bloß negativen Mittel gehören dem Augenblick an, der sie notwendig macht, und wirken nur, solange dieser dauert.

Oeder.

Ihre mittelalterige Abneigung gegen polizeiliche Institute! Sie betrachten die Polizei im Staate wie das Gewürm, das dazu bestimmt ist, die verwesenden Stoffe aufzuzehren, um die Lebenden vor Verpestung zu schützen.

Waldheim.

Ungefähr so!

Arneburg.

Hat aber die Sünde nicht in die gefallene Menschheit ein für allemal den Tod gebracht, so daß die Verwesung stets neben und im Leben steht, die schützenden Würmer also ebenso notwendig als wohltätig sind?

Waldheim.

Wer leugnet das?

Oeder.

Ich bitte doch lieber beim Praktischen zu bleiben. Was haben Sie gegen die Zensur?

Waldheim.

Vor allen Dingen das, daß sie nichts hilft. Ich hoffe durch diese höchst praktische Auffassung sehr bei Ihnen zu steigen.

Oeder.

Besonders wenn Sie sich zu einigem Beweise Ihrer Behauptung herablassen!

Waldheim.

Auch hier will ich mich ganz in Ihrem Sinne zunächst nur an die einfache Erfahrung halten. Haben Sie die Güte, mir zu sagen, was es auf dem ganzen weiten Gebiete der religiösen und politischen Irrlehre, der offenen und verdeckten Aufwiegelung irgend gibt, das nicht in den letzten Jahren in Deutschland unter Zensur gedruckt und verbreitet worden wäre?

Arneburg.

Leider vollkommen wahr!

Oeder.

Wenn ich diese Erfahrung auch zugestehen muß, so liegt dieses doch nur an der Wahl der Zensoren und an der Unvollständigkeit und Zaghaftigkeit ihrer Instruktionen. Man wähle die geeigneten Männer und gebe ihnen strenge und präzise Vorschriften.

Waldheim.

Hie und da und in einzelnen Fällen mag hierdurch manches erreicht werden. Die Hauptsache dabei bleibt aber ganz unverändert. Ich

behaupte geradezu: der Zensor, den Sie suchen, kann nie gefunden, die Instruktion, die Sie verlangen, ihm nie erteilt werden.

Oeder.

Aber weshalb sollte es nicht unter den deutschen Beamten Männer von Mut und Einsicht geben?

Waldheim.

Der moralische Mut, der durch die Ungunst, ja durch die Schmach, mit der das Amt des Zensors bedeckt worden, hindurchgeht mit unverwandten Schritten und ungebrochener Kraft, ist zu allen Zeiten selten gewesen. Noch seltener aber die Fähigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, in allen Phasen der Entwicklung der Zeiten die haarscharfe Linie zu erkennen, wo Recht und Unrecht, Wahrheit und Unwahrheit, Dienliches und Schädliches sich scheiden. Am seltensten aber finden sich beide Eigenschaften: der Charakter und die Intelligenz in so eminentem Maße, wie hierbei gefordert werden muß, in derselben Person beisammen.

Oeder.

Aber wenn sie sich nun wirklich vereinigen?

Waldheim.

Dann erlauben Sie mir, lieber Freund, daß ich Sie an die bekannte Geschichte jener französischen Dame erinnere, die den Auftrag ihrer Freundin, einem Hofmeister mit bestimmten Vortrefflichkeiten aufzufinden, durch die Worte beantwortete, sie habe ihn noch nicht gefunden, geschehe es aber, so werde sie ihn heiraten. Ent-

decken Sie wirklich den Mann mit den Zensoreigenschaften, so machen Sie ihn unbedenklich zum Minister!

Arneburg.

Ich kann freilich auch nur finden, daß man sich bei der jetzigen Handhabung der Zensur das Odium ohne einen entsprechenden Nutzen aufbürdet. Für die überwiegende Zahl der Fälle müssen der Person, der man dieses undankbare Amt in der Regel aufzwingt, die sicheren Kriterien mangeln. Ist der Zensor ängstlich, so streicht er blindlings, was ihm bedenklich oder unverständlich vorkommt, und die Regierung hat alle Beschwerden zu tragen, die aus solchen Mißgriffen erwachsen, Beschwerden, die gar nicht bloß von den Autoren der Gegenpartei erhoben werden. Ist er hingegen leichtsinnig, oder auch nur ermüdet, so läßt er Dinge drucken, die dann unter der Genehmigung der Regierung erscheinend eine doppelte Bedeutung erlangen.

Waldheim.

Und dies ist doch immer nur e i n e Seite der vielfachen Nachteile, nämlich die, welche aus der notwendigen Unzulänglichkeit der Personen hervorgeht. Ganz ebenso hoch schlage ich eine andere an, daß bei der bestehenden Bücherzensur eine gute politische Literatur eigentlich nie entstehen kann. Welcher unabhängige edle Charakter wird geneigt sein, sich auf einen Kampfplatz zu stellen, wo man ihm von vornherein vorwirft, daß Sonne und Wind nicht gleich geteilt seien, daß er unter dem Schutze und Privilegium der Gewalt gegen solche fechte, denen verboten

sei, sich ihrer Waffen zu bedienen. Was er sagen, was er tun möge, immer wird es als bestellte und gelohnte Arbeit erscheinen, und es genügt der Wahn, daß jemand als direktes oder indirektes Organ der Regierung rede, um jeder Wirkung auf die Massen verlustig zu gehen.

Oeder.

Sollen denn aber die Regierungen allein dazu verdammt sein, bei allen Angriffen zu schweigen?

Waldheim.

Nichts weniger als das! ich wünsche ihnen vielmehr, jener traurigen Tatsache ungeachtet, recht kräftige Organe, die ihren Beruf offen an der Stirne tragen. Immer aber wird jeder, der mit der Natur des deutschen Geistes einigermaßen bekannt ist, zugestehen, daß von den gouvernementalen Erklärungen und Berichtigungen bis zu einer wirklichen politischen Literatur noch ein weiter Schritt ist. Diese Kluft kann nur ausgefüllt werden durch die freien, unabhängigen Arbeiten solcher Schriftsteller, die aus nichts anderem, wie aus ihrer eigenen gewissenhaften Erkenntnis schöpfen. Da eine solche Wirksamkeit aber nur möglich ist, wo alles und jedes, das Mißfällige wie das Wohlgefällige, in den Bereich der Untersuchung gezogen werden darf, so bildet hierbei die Zensur ein unübersteigliches Hindernis.

Arneburg.

Bei aller sonstigen Richtigkeit Ihrer Betrachtungen kommt es mir doch aber so vor, als wenn das Naturell unserer deutschen Wohlgesinnten

ein noch größeres Hindernis für das Entstehen einer solchen Literatur abgebe. Diejenigen unter ihnen, die schreiben können, gehören großenteils den höheren und gelehrten Ständen an, und man muß beobachtet haben, mit welcher unüberwindlichen Scheu sie sich von der Öffentlichkeit zurückhalten; eine Empfindlichkeit, die aus falscher Vornehmheit, ordinärer Trägheit und Sorge vor verletzenden Erfahrungen zusammengesetzt ist! Wie viele meiner besten Freunde sind in diesem Falle; sie werden sich über die schlechte Presse ärgern, ihre Verkehrtheiten auf das scharfsinnigste und beredteste nachweisen, aber nie Hand anlegen, um eine gute ins Leben zu rufen. Die Zensur würde immer noch freisinnig und unparteiisch genug sein, sie nicht daran zu hindern.

Waldheim.

Dennoch schlagen Sie dieses Hindernis zu gering an, lieber Arneburg. Blicken Sie nur auf das Feld, das jetzt noch weit mehr umgewühlt wird als das rein politische. Ist in paritätischen Staaten, wie es ziemlich alle deutschen sind, eine unparteiische Zensur überhaupt denkbar? Unparteiisch im objektiven Sinne ist überhaupt niemand, nur mehr oder minder gleichgültig. Wie soll aber nun in den religiösen Materien, die in Zeitungen oder Büchern fast die politischen überwuchern, die Zensur behandelt werden? Soll der katholische Fürst unter seiner ausdrücklichen Genehmhaltung jeden Angriff gegen seine Kirche gestatten, und umgekehrt? oder beide die gegen den christlichen Glauben in jeder Gestalt gerichteten Schmähun-

gen? Eine Genehmhaltung aber ist die erteilte Druckerlaubnis, und daß sie dies ist, wälzt eben die schwere Verantwortlichkeit auf die Schultern der Regierung.

Arneburg.

Gerade darin liegt aber nach meinem Gefühle auch wieder die Unmöglichkeit, daß eine christliche Obrigkeit still dabei zusehen dürfte, was in ihrem Lande gedruckt wird. Geht es mit der Zensur nicht, so müßte sie wenigstens stets mit öffentlicher Reprobation jedes gottlose und unzüchtige Buch belegen und ihre Untertanen dagegen warnen. Für eine gewissenhafte Obrigkeit hat es etwas ebenso Schmähliches, wenn ein solches Buch sich im Lande umhertreibt, als für ein Familienhaupt, wenn man es auf dem Tische seiner Kinder liegen fände.

Oeder.

Warum nicht lieber gar eine Kongregation des Index! Verschonen Sie uns mit Vorschlägen, die nur den Spott der Menschen reizen würden! Ein solches offizielles Verzeichnis der reprobierten Bücher wäre das sicherste Mittel, um sie in jedermanns Hände zu bringen. Aber die Bedenken, die unser Freund Waldheim in der Zensur bei religiösen Materien findet, sind ja durch die ausdrücklichen Bestimmungen beseitigt, daß keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit gehindert, sondern nur unanständige, lieblose, verketzernde Angriffe auf andere Glaubensparteien vermieden werden sollen.

Waldheim.

Können Sie wirklich glauben, lieber Freund, daß mit einer solchen Bestimmung das Problem der gestatteten Grenzen der konfessionellen Kontroverse auch nur im entferntesten gelöst sei? Was ist wahrhaft und bescheiden, was ist unanständig und lieblos? Derselbe Zeitungsartikel, dieselbe Broschürenphrase, die der eine Teil für eine notgedrungene Abwehr, eine gerechte Beschwerde, eine unwiderlegbare Wahrheit in der gemäßigtsten Form hält, erscheint dem andern als eine sträfliche Störung des konfessionellen Friedens, eine giftige Lästerung des Heiligsten! Wo ist die Instanz, welcher beide Teile das Richteramt zuerkennen? Das unvergängliche Schema für dieses ganze Gebiet liefert das naive Gutachten der Wittenberger in den brandenburgisch-kalvinistischen Streitigkeiten: die Reformierten seien verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil sie ihnen keine Grundirrtümer beimessen könnten; aber den Lutheranern dürfe eben deswegen ein Gleiches nicht zugemutet werden. Sie lachen? Glauben Sie, daß wir uns gegenwärtig hierin in einer andern Lage befinden? Wenn Sie meine Besorgnis für übertrieben erachten, so bitte ich Sie, die Zensurklage der Protestanten in Bayern und der Katholiken am Rhein und in Württemberg nebeneinander zu stellen. Wahrlich, schon dieses Verhältnis allein müßte die Unmöglichkeit zeigen, bei dem bisherigen Systeme zu beharren!

Oeder.

Was wollen Sie aber an dessen Stelle setzen?

Soll dem verheerenden Strome gar kein Damm entgegenstehen?

Waldheim.

Dies ist so wenig meine Ansicht, daß ich vielmehr eben das Ungenügende der jetzigen Dämme beklage. Ich glaube, daß man in Deutschland nicht allein ohne Schaden, sondern mit entschiedenem Vorteile von dem polizeilichen zum gerichtlichen, von einem unwirksamen Präventivsysteme zu einem wirksamen Repressivsysteme übergehen könne.

Oeder.

Ihre Meinung fällt also ganz mit der Weisheit zusammen, die jetzt auf den Gassen und von den Dächern laut genug gepredigt wird. Diese Allianz sollte Sie etwas behutsam machen.

Waldheim.

Ich muß mir die bittere Bemerkung schon gefallen lassen; sie beirrt mich keineswegs. Die Frucht des Zeitgeistes kann unbewußt einen gesunden Kern in sich verschließen; es ist die Frage, ob dies nicht immer der Fall ist, und es nur darauf ankäme, ihn jedesmal aus der verderbten Schale, die sich selbst für den Kern hält, herauszufinden.

Oeder.

Geben Sie uns doch wenigstens die Umrisse einer Behandlung der Preßsachen in Ihrem Sinne, aber auf das Wirkliche gerichtet; die bloße Kritik der bestehenden Einrichtungen ist leicht, aber das Verbessern sehr schwer. Was würden Sie raten und tun, wenn es Ihnen obläge, hierin tätig zu sein?

Waldheim.

Nun, ich würde damit beginnen, mir und anderen möglichst deutlich zu machen, daß es auf diesem Gebiete drei Begriffe gibt, die man sorgfältig unterscheiden muß. Eine Druckschrift kann gefährlich, sie kann verbrecherisch, sie kann unbequem und ärgerlich sein.

Oeder.

Sie holen weit aus! Dies versteht sich ja ganz von selbst!

Waldheim.

Es ist mir sehr erwünscht, wenn Sie an dieser Klassifikation keinen Anstoß nehmen. Besonders aber, wenn Sie zugleich die weitere Folgerung ebenso selbstverstanden finden, daß nur das Gefährliche Sache der polizeilichen Überwachung, das Verbrecherische hingegen der Bestrafung durch die Gerichte zu überlassen sei. Das Unbequeme, Fatale, Ärgerliche — — —

Oeder.

— wollen Sie ganz auf sich beruhen lassen.

Waldheim.

Richtig, und hiemit allein sind schon drei Vierteile aller Preßfälle beseitigt.

Oeder.

Allerdings, wenn man ein Vergehen weder verhüten noch bestrafen will, so erleichtert man sich dessen Behandlung ungemein!

Waldheim.

Ich rede von jenen sogenannten Preßvergehen, die man nicht bestrafen darf und nicht

verhüten kann; es leidet daher weder die Gerechtigkeit noch die Sicherheit, wenn man das anerkennt, was ohnehin faktisch geschehen muß. Was nun die beiden andern Kategorien betrifft, so kann ich nicht umhin, zu behaupten, daß ein der eigentlichen Literatur angehöriges Buch nie gefährlich in dem polizeilichen Sinne ist.

Oeder.

Was nennen sie eigentliche Literatur?

Waldheim.

Ich werde gleich diesen Begriff durch seinen Gegensatz näher darzulegen suchen. Also ich würde, wenn ich zu raten hätte, davon ausgehen, daß Bücher von der präventiven Zensur ganz zu befreien seien. Ein Werk kann aber durch seinen Inhalt ein Vergehen, ja ein entschiedenes Verbrechen konstituieren; der Staat lasse daher die Literatur durch seinen Fiskal streng überwachen und ziehe Verfasser und Verleger solcher Bücher stets vor Gericht.

Oeder.

Woher aber ein Preßgesetz nehmen, das in allen Fällen genügend sich erwiese?

Waldheim.

Ich verkenne die Schwierigkeiten eines solchen ebensowenig, als die Mangelhaftigkeit aller bestehenden Gesetzgebungen. Sie sind aber zu lösen, wenn man davon ganz absteht, einzelnes vorsehen zu wollen und sich nur auf allgemeine Normen beschränkt. Weit wichtiger erscheint mir das Gerichtsverfahren und die Wahl gewissenhafter Richter ohne Furcht vor dem

Mißfallen der Partei, ohne Begierde nach ihrem Lobe. Ein tüchtiger Gerichtsgebrauch wird sich dann von selbst ausbilden und das übrige tun.

Oeder.

Sehen Sie aber denn nicht, daß man von allen Seiten her die Jury verlangen würde? Der Übergang in den Zustand der französischen Presse wäre dann sofort gegeben.

Waldheim.

Freilich müssen die deutschen Regierungen fest entschlossen sein, eine Forderung entschieden abzulehnen, von welcher die Partei, welche sie stellt, nur zu gut die weiteren Folgen kennt. Auf einem Gebiete, auf welchem, den politischen Leidenschaften gegenüber, Recht und Unrecht völlig zusammenfließen, dürfen eben diese Leidenschaften nie das Richteramt üben, weder das der Tat noch das des Rechts, wenn auch diese spielende Distinktion hierbei einen wirklichen Sinn hätte.

Oeder.

Und die Öffentlichkeit, die Mündlichkeit!

Waldheim.

Daß diese beiden verschiedenen Dinge stets in solcher Verbindung genannt werden, ist ein bekannter Kunstgriff. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß ich eine öffentliche Verhandlung der Preßvergehen für ebenso unzulässig, als eine mündliche für unbedenklich, ja für dienlich halte. Vor allem aber nichts Vereinzeltes, sondern ein Bundespreßgesetz und Bundespreßgerichte, vielleicht mit paritätischer Besetzung.

Oeder.

Aber das Zeitungswesen, wie wollen Sie dieses mit dem geregelten Gange gerichtlicher Verhandlungen in Einklang bringen? Wie soll hier eine lange nachher folgende Bestrafung den Schaden aufwiegen, den ein längst durch tausend Hände gegangenes Blatt angerichtet hat?

Waldheim.

Bei den politischen Zeitblättern tritt allerdings der Begriff wirklicher Gefährlichkeit in den Vordergrund. Die Beschaffenheit des Leserkreises, der Dienst des Augenblicks, der unmittelbare Appell an die Leidenschaften der urteilslosen Menge, die tägliche, hundertgestaltige Wiederholung desselben Angriffs, alles dieses unterscheidet die Wirkung der Journale gänzlich von der jedes Buches. Ich halte die Annahme eines abgesonderten Rechtsbodens für das Zeitungswesen um so mehr für vollkommen begründet, da dieses gar nicht zur eigentlichen Literatur gehört, sondern ein wirkliches Gewerbe bildet.

Arneburg.

Und zwar eines der gefährlichen Gewerbe, wie Pulvermühlen und Apotheken. Schon für diese ist eine exzeptionelle Beaufsichtigung überall eingeführt und niemanden anstößig.

Waldheim.

Gleichwohl muß auch hier der polizeilichen Behandlung nur das entschieden Notwendige eingeräumt werden. Gleichheit vor dem Gesetze ist sicher ein oft gemißbrauchtes Wort, und

Stahl hat sehr wahr und sinnreich ausgesprochen, daß dabei in den meisten Köpfen eine große Verwechselung zwischen der Macht des Gesetzes und dessen Inhalt mit unterlaufe. Aber Gleichheit vor der Polizei ist völliger Irrsinn! Eine Zeitung von dem würdigen Charakter, der europäischen Bedeutung, dem altbewährten Schicklichkeitsgefühle der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit demselben Maße messen, wie jedes auftauchende Schmutz- und Winkelblatt, ist brutale Vexation. Der Staat befasse sich in keiner Weise mit den Personen, welche die politischen Zeitungen redigieren, und habe ausschließlich mit der Verlagshandlung zu tun. Nur angesehenen, wohlbegründeten Buchhandlungen, wenn auch ganz abgesehen von der politischen Farbe, erteile man die Konzession für neue Zeitungsunternehmungen und fordere eine namhafte Kaution. Zunächst bestehe die bisherige Zensur fort; nach Verlauf eines Jahres, wenn Ton und Haltung des Blattes sich genügend herausgestellt haben, trete die Selbstzensur des Verlegers ein. Er hat diese nach Inhalt der auch ihn verpflichtenden Instruktion der Zensoren zu führen. Übertretungen verfallen der Anklage vor dem kompetenten Preßgerichte. Dieses erkennt in aufsteigender Reihe: Verweise und Geldstrafen bis zum Belaufe der gesamten Kaution. Eine bestimmte Zahl und Art von Vergehen führt unausbleiblich das Urteil auf Unterdrückung der Zeitung herbei.

Stahl, Friedrich Julius, Staatsrechtslehrer und Politiker in durchaus konservativem Sinn (1802 bis 1861).

Oeder.

Ich habe Sie nicht unterbrochen in Ihrem Projekte, wieviel ich auch gegen seine Ausführbarkeit einzuwenden hätte. Sie werden es ohnehin nur für fragmentarische Andeutungen wollen gelten lassen und zugestehen, daß noch gar vieles dabei unerwogen geblieben ist, was sich erst zeigen würde, wenn man Hand an die Ausführung legen wollte.

Waldheim.

Ganz gewiß, aber dennoch bin ich davon durchdrungen, daß der jetzige Zustand unhaltbar ist und früh oder spät auf diesem oder einem ähnlichen Wege Abhilfe gesucht werden muß.

Oeder.

Zunächst erinnere ich Sie daran, daß ein einzelner deutscher Staat gar nicht auf solche Weise vorgehen könnte, da die Bundesgesetzgebung die Aufhebung der Zensur nicht zuläßt.

Waldheim.

Dagegen könnte ich zu zeigen suchen, daß die Bundesbestimmungen, richtig verstanden, einem Verfahren, wie ich es andeutete, vielleicht nicht so unbedingt entgegen stehen. Aber ich ziehe vor, zu erklären, daß ich überhaupt durchaus gar kein Heil in vereinzelten Maßregeln, sondern nur allein in einem gemeinsamen Schritte des Bundes sehe.

Oeder.

Dann setzen Sie Ihre Pläne hierdurch von selbst in das Reich der Unmöglichkeit. Es wird nie dahin kommen, daß sich sämtliche deutsche

Regierungen über einen Gegenstand einigen, der so verschiedenartige Interessen berührt. Wozu Dinge beginnen, von denen man im voraus weiß, daß sie nach langen, bitteren Kämpfen doch zu keinem Resultate führen!

Waldheim.

Weshalb nicht? Was berechtigt Sie ohne weiteres zu einer solchen Annahme? Ich hege eine bessere Ansicht von dem Gemeinsinn unserer deutschen Regierungen. Liegt die Notwendigkeit wirklich vor, zu einer andern Behandlung der Preßfrage überzugehen, so wird man sich einigen, sobald nur der erste Schritt einmal geschehen ist. Daß unter unseren Regierungen mehr als eine selbst diese Notwendigkeit fühlt, davon bin ich überzeugt, wenn ich auch nicht in ihrem Rate sitze.

Oeder.

Eitle Voraussetzung! Nutzlose Bemühung!

Waldheim.

Und selbst wenn die Schwierigkeit so groß wäre, wie sie Ihnen erscheint, so ist dies gar kein Grund, davor zurückzuschrecken. In den Bundesangelegenheiten wie in anderen ist das eben der verhängnisvolle Irrtum, daß man sich berechtigt wähnt, die heilsamsten und dringendsten Dinge deswegen zu unterlassen, weil sie schwierig sind. Wissen Sie denn nicht, daß eben in den höchsten Interessen nichts etwas taugt, was nicht schwierig ist? Wenn ich aus dem Munde verständiger Menschen diesen stets bereiten Einwand höre, so begreife ich, wie es

schon Goethe am sonderbarsten fand, daß die Menschen nicht bloß alle unmöglichen Dinge, sondern auch so viele mögliche unterlassen!

Arneburg.

Sie treffen hier auf einen Punkt, worin ich ganz und durchweg Ihre Empfindung teile. Es ist für jeden, der Deutschland und seinen Fürsten mit wahrer Liebe anhängt, ein tiefer Kummer, daß das weite, kostbare Feld der nationalen Interessen so ganz unangebaut geblieben ist. Was ist geschehen seit dreißig Jahren, um in diesem herrlichen Volke das Bewußtsein der Gemeinschaft lebendig zu erhalten, um seine Einheit nach innen, seine Kraft nach außen darzustellen, um es seinen hochmütigen Nachbarn gegenüber auf den Platz zu erheben, den der göttliche Wille so deutlich angewiesen hat?

Oeder.

Sie vergessen in Ihrer Begeisterung die einfache Tatsache, daß Deutschland kein geschlossenes Reich, sondern eine freie Vereinigung unabhängiger Staaten ist.

Arneburg.

Daran erinnerte im Jahre 1813 niemand, als jeder und alle ihr Herzblut freudig darbrachten, um das Joch des Drängers abzuwerfen. Pommern, Märker, Preußen, Schlesier, Sachsen, Hannoveraner, Hessen, Westfalen, Rheinländer, Österreicher, Tiroler schlugen vereint auf den Feind, und die süddeutschen Brüder eilten herbei, als die Tore sich ihnen auftaten. Nicht von Preußen, Sachsen, Österreich, Bayern, Hessen

war die Rede, sondern von Deutschland. Von diesem die Schmach abzuwälzen, die eben der Sondergeist, die schlechte Staatsweisheit der Zeiten über unser edles Volk gebracht hatte, deswegen kämpften und bluteten wir, deswegen brachten wir unsern letzten Taler und unsern letzten Mann zum Opfer dar. Wer damals ausgesprochen hätte, daß nach wenigen Jahren schon dieser lebensvolle Strom in die dürftigen Kanäle der kleinlichsten Selbstsucht verrinnen werde, der wäre als ein Verleumder an der Herrlichkeit der Nation und dem Edelsinne unserer Fürsten gebrandmarkt worden! Fluch denen, die dieses heilige Feuer absichtlich verlöschen wollen! Wehe denen, die es durch stumpfsinnige Gleichgültigkeit unter der Asche begraben lassen!

Oeder.

Ei, lieber Obrist, wenn ich Sie nicht sonst als loyalen Untertanen kennte, so würde ich besorgen müssen, den Nachklang jener Gesinnung vor mir zu haben, die unmittelbar nach der Volkserhebung, von der Sie reden, ein Gegenstand der ernsten Besorgnis aller verständigen Männer und der strafenden Gerechtigkeit der Staaten wurde.

Arneburg.

Kläglich und schimpflich genug! Die dienstbeflissenen, kurzsichtigen, kurzatmigen Offizianten, die sich zu jener Zeit um die deutschen Throne drängten, haben ihnen wahrlich schlecht genug gedient!

Oeder.

Ich erkenne Sie in diesen Ausbrüchen kaum wieder! Sie, der ritterliche Diener Ihres Herrn, der Aristokrat durch Geburt und Gesinnung, werfen sich zum Lobredner eines Treibens auf, das zwischen hohler, poetischer Phantasterei und qualifiziertem Hochverrat in widrigem Wechsel hin und her taumelte! Sie schmähen die treuen Diener des Staates, die sich aller Ungunst der irregeleiteten öffentlichen Meinung mutig aussetzten, um die bestehende Ordnung gegen das halb bubenhafte, halb verbrecherische Sturmlaufen zu schützen. Wo bleibt der unbedingte Gehorsam, den Sie als Mittelpunkt Ihrer politischen Lehre bekennen? Waren es nicht die Regenten, in deren Befehlen und Namen die heilsamen Maßregeln ergriffen wurden, die Sie mit dem Anathem belegen?

Waldheim.

Erlauben Sie mir, daß ich ins Mittel trete und Arneburgs Antwort übernehme. Allerdings haben sich an jene reinen Flammen der Befreiungskriege bald genug auch trübe, auch fremdartige, auch schlechte Elemente angeschlossen. Aus dem Frankreich heraus, das eben mit den Waffen niedergeworfen worden war, und aus manchen andern Quellen drang ein Geist bei uns ein, der, dem deutschen nationalen Freiheitssinne völlig fremd, doch mit ihm eine zwitterhafte Ähnlichkeit zeigte. Die deutsche Freiheit, die mit dem Rechte identisch ist, wurde mit dem frei-gleichen Zerrbilde verwechselt, das auf seiner heillosen Laufbahn von der

Konstituante aus durch die Schreckensherrschaft und das bonapartische Soldatentum hindurch, eben wieder bei der zahmen Gestalt der Charte angelangt war. Diese Verwirrung bemeisterte sich vieler Köpfe und rief Erscheinungen hervor, die freilich von jeder pflichtgetreuen Regierung scharf zurückgewiesen werden mußten. Alle konservativen Instinkte standen hierbei den Regierungen zur Seite, denn jeder wußte, wie ungenießbar und ungesund eine solche Mischung der ungleichartigsten Bestandteile ausfallen würde.

Oeder.

Nun, eben dieses behaupte ich ja nur!

Waldheim.

Gestatten Sie mir zum Ende zu kommen. Durfte denn mit der sehr gerechtfertigten Abwehr des fremden, schlechten Unkrautes auch das gesunde edle Gewächs der eigenen Flur ausgerauft werden? Lieber Freund, auch der abgeschlossene Anhänger des Status quo hätte sich damals sagen können und sollen, daß über Deutschland ein neuer, gewaltiger Geist gekommen sei. Er mochte diesen preisen oder schmähen, immer hätte jede aufrichtige, unbefangene Erwägung zu der Überzeugung führen müssen, daß man zu dem Staatswesen des achtzehnten Jahrhunderts, zu dem bevormundenden Beamtenregimente, dem liberalen oder illiberalen Administrationsmechanismus nicht zurückkehren könne. Die Regierungen selbst hatten in dem verflossenen Jahrzehnt durch ihre Gesetzgebungen die Lücken in jenes Gebäude gebrochen, ob nach richtigem Plane und Maße, bleibe hier un-

erörtert. Allenthalben wandte sich die Sehnsucht, die Liebe der Nation wieder zu einer lebensvollen Gemeinschaft mit ihrer eigenen Vergangenheit zurück. Die Befreiungskriege, die nicht von dem alten, sondern von einem neuen Geiste bewegt wurden, trugen hierzu das Ihrige reichlich bei. Das Deutschland von 1815 war nun einmal ganz sicher nicht mehr das von 1806. Hier wäre es nun eine Aufgabe gewesen, der größten Staatsmänner würdig, die verwerflichen Bestandteile des Zeitgeistes auszuscheiden, die nebelhaften zerrinnen zu lassen, aus dem gesunden kräftigen aber das Staatswesen des deutschen Bundes neu aufzubauen.

Oeder.

Was verstehen Sie unter der freilich sehr einfachen Forderung des Neuaufbauens?

Waldheim.

Lassen Sie mich auf diese Frage für jetzt nur die ungenügende Antwort geben: an die Stelle des bloßen mechanischen Regierens einen Organismus setzen, in dem alle vorhandenen positiven Elemente des Volkslebens zu ihrem Rechte und ihrer Freiheit gelangen. Ich kann mich gegenwärtig davon entbinden, hierin näher einzugehen, da Sie mir zugeben werden, daß damals weder nach einer noch der andern Richtung auch nur unternommen wurde, den in der Nation lebendigen Kräften und Strebungen irgend Rechnung zu tragen. Man kam vielmehr bewußt und unbewußt darin überein, die neugeborenen Potenzen zu ignorieren oder zu beseitigen, und den Staatswagen baldmöglichst

wieder in die Geleise zurückzuführen, aus welchen ihn die Stürme gewaltiger Zeiten herausgeworfen hatten.

Oeder.

Konnte man anders? Ich kann mich nicht von der Möglichkeit überzeugen.

Waldheim.

Ja man konnte und man mußte, wenn man die Vergangenheit erwogen, die Gegenwart begriffen und die Zukunft so weit geahnt hätte, als diese Gabe jedem wahren Staatsmanne verliehen sein soll. Ich klage niemand an. Diejenigen, die zu jener Zeit ihre Herren berieten, haben gewiß in gutem Glauben und so gehandelt, wie es ihre Natur mit sich brachte. Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal und mit ihm das Schicksal des Berufes, der ihm gegeben worden! Aber es ist unmöglich, nicht zu sehen, welche tief schmerzlichen Erscheinungen im deutschen Volksgeiste aus dem Mißverstehen der wahren Aufgabe jenes welthistorischen Momentes hervorgegangen sind! Erscheinungen, deren ganzen Umfang zu würdigen dem gegenwärtigen Momente vorbehalten ist.

Oeder.

Wollen Sie denn aber nicht die wirklich gegebenen Verhältnisse in Anschlag bringen, unter denen die Wiener Vereinbarungen zustande kamen? War denn Deutschland eine tabula rasa, auf der man beliebige Figuren verzeichnen konnte? Saßen denn in dem Kreise derer, welche hierüber zu beschließen hatten, nicht auch andere, deren Ansichten und Interessen sehr weit

von dem ablagen, was Sie als heilsam für Deutschland erachten? Es ist das Verhängnis der Männer, die man am Rade der Zeit drehen gesehen, daß sein Lauf dann als ihr willkürliches Werk, als das Ergebnis eigener freier Absicht ausgegeben wird. Da, wo ihnen der größte Dank gebührte, daß sie nicht ermattet, nicht angewidert von törichten Forderungen und groben Mißverständnissen, doch endlich zwischen Wirkung und Gegenwirkung hindurch ein Ziel errungen haben, da wirft ihnen jeder vor, daß es nicht das bestmögliche Ziel, daß es vor allem nicht dasjenige sei, was er selbst im Auge hatte! Trauriges Geschick!

Waldheim.

Ich glaube mich dieser Ungerechtigkeit nicht schuldig, sondern lasse bei meiner Betrachtung „den Scheinlaut der Zeit, die kleinlauten Hindernisse“ allerdings sehr schwer ins Gewicht fallen. Aber eben von ihrem sonstigen Standpunkte aus werden Sie nicht bestreiten wollen, daß in praktischen Dingen der Erfolg ein Gottesurteil ist! Dieser aber ist gegen das Werk des Jahres 1815 und gegen die Werke, die hierauf aus den meisten Kabinetten hervorgegangen sind.

Arneburg.

Noch einmal hat Gott uns den Weg zeigen wollen, um das Versäumte nachzuholen. Ich habe im Jahre 1840 Augenblicke gehabt, wo mir das Bild der Zeiten der Befreiungskriege wieder lebhaft vor die Seele trat. Wenn man damals die Herausforderungen unseres Erbfeindes

mutig angenommen hätte, wenn man nicht wieder scheu zurückgetreten wäre vor dem heiligen Ernste der Waffen! Alles war für uns! Die Allianz des Jahres 1815, die seitdem unrettbar zerfallen schien, stand wieder beisammen, Österreich, Preußen, England, Rußland sahen ihrem Feinde gemeinsam ins Angesicht. Und über allem diesem, welch ein Aufschwung in der Nation! Man fühlte sich wieder als lebendiges Glied eines herrlichen Ganzen; von der Eider bis zu den Alpen, und von den Ardennen bis zu den Karpathen richtete sich jedes Haupt empor, um dem übermütigen Nachbar Trotz zu bieten. Der Sieg war unser, so gewiß als die nüchternste Berechnung ihn nur zu verbürgen vermag. Und welch ein Sieg! Wir würden der kläglichen Erfahrungen des Pariser „Abkommens“ eingedenk geblieben sein, alles, was in deutscher Zunge Gott preist, alle die Kinder, preisgegeben in schlechten Zeiten an die Fremden, wären wieder zu der Mutter zurückgekehrt. In der Wiedergeburt Deutschlands hätten die Fürsten und die Völker ihr wahres, einiges Ziel erkannt. Angesichts dieser großen Aufgabe wäre das Mißtrauen, das Unbehagen, in dem sich unsere besten Kräfte verzehren, von uns gewichen, und eine neue Zeit brach heran.

Oeder.

Entschuldigen Sie meine Prosa, wenn der Gedanke an einen den ganzen Weltteil erschütternden Krieg mir nicht so lachende Bilder vorführt wie Ihnen. Mit aller Achtung vor Ihrer strategischen Einsicht kommt mir doch der gün-

stige Ausgang nicht ganz so ausgemacht vor. Aber wenn auch der Sieg unseren Waffen blieb, so sage ich Ihnen offen, daß um den Preis der Greuel, der Verwüstung, der Verwilderung eines langen allgemeinen Krieges, mir fast jeder Vorteil zu teuer erkauft scheint. Was dreißig Friedensjahre mühsam aufgebaut für den Wohlstand, die Bildung, die gesetzliche Ordnung, das müßte als erstes Opfer auf den Altar dieses Molochs dargebracht werden, um von ihm die ungewisse Aussicht auf zweifelhafte Vorteile zu erkaufen! Nein, ich glaube, daß Europa denen hohe Verbindlichkeiten schuldig ist, die auf der einen und der andern Seite diesen Brand gelöscht haben, ehe er zum Ausbruche kam. Wir haben wahrhaftig auch ohne Krieg schon genug an den wirklichen Gefahren der Gegenwart zu leiden, und bedürfen noch lange einer friedlichen Zeit ohne äußere Störung, um das Schiff des Staates durch die Klippen hindurchzuleiten!

Arneburg.

Das ist ja eben Ihr gänzlicher Irrtum, Ihre unglaubliche Verblendung, daß Sie wähnen, der äußere Frieden sei das Heilmittel gegen die Gefahren, die Sie sich auch selbst nicht verbergen können! Frißt nicht die Motte das niedergelegte Gewand stärker an als das bewegte? Gerade der von Ihnen gepriesene lange Friede hat ja allein den Zustand erzeugt, an dem die europäische Menschheit jetzt krankt! Hängt denn das wahre Glück der Nationen von der Ellenzahl des Kattuns ab, den sie fabrizieren, von dem Thermometer der Börse, oder etwa von der

Zahl der Kinder, die durch Schulzwang lesen lernen? Nein, es hängt ab von der Furcht gegen Gott und der Liebe zu dem Nächsten! Ist aber darin der Anblick, den uns Deutschland darbietet, ein erfreulicher? Hat die Ehrfurcht vor der Obrigkeit, die Eintracht unter den Genossen, die Ehrbarkeit, die Zufriedenheit, die Mäßigkeit, das Vertrauen zugenommen? Ich sage nein, und abermals nein!

Oeder.

Nun, was hat dieses aber mit der Frage über Krieg und Frieden zu schaffen?

Arneburg.

Alles! Nur der Friede ist ein wahrer, der aus der Abkehr von der Sünde, aus der Vereinigung mit dem Herrn erwächst. Jeder andere ist eine Fiktion, eine Lüge. Ihn verkündigen, heißt sich denen gleichstellen, von denen die Schrift sagt, daß sie das Volk verführen und ausrufen: Friede, Friede, so doch keiner ist. Die gefallene Menschheit verträgt keinen dauernden Frieden; sie bedarf des Krieges ganz ebenso wie das Meer des Sturmes, damit seine unbewegten Fluten nicht in Fäulnis übergehen. Gott bedient sich unserer eigenen Verkehrtheiten nicht bloß, um uns zu züchtigen, sondern auch, um uns zu retten, so auch des Krieges. Wird er da, wo er aus der historischen Fügung notwendig eintreten mußte, aus feiger Scheu und Genußsucht von dem Gebiete der Waffen künstlich weggewiesen, so entbrennet er desto verderblicher auf den anderen Gebieten der menschlichen Tätigkeit. Was ist es anders, was wir in der politi-

schen, der religiösen, der sozialen Richtung jetzt vor Augen haben, als Krieg, blutiger, zerstörender, hassesreicher Krieg. Und zwar Kriege, in denen die ritterliche Sitte, die Achtung vor dem Gegner, die Schonung des Besiegten undenkbar, Kriege, in denen ein echter Friede unmöglich ist, denn wer kann sich dort als überwunden fühlen und bekennen!

Waldheim.

Ich glaube kaum, lieber Arneburg, daß Sie unsern Freund zu der Ansicht hinüberziehen werden, daß der Krieg ein Universalheilmittel für die Krankheiten der Gegenwart sei. Aber er wird vielleicht minder widersprechen, wenn ich behaupte, daß auch im Frieden Großes geschehen könne und solle, um die Strömungen der nationalen Kräfte in furchtbringende Kanäle zu leiten, statt sie versanden oder in wilde Gewässer zerrinnen zu lassen.

Oeder.

Gut regieren ist das einzig Mögliche und das einzig Dienliche!

Waldheim.

Wenn ich aus der Fassung komme, so sind Sie dieses Mal etwas schuld daran! Können Sie bei Ihren reichen Erfahrungen und Beobachtungen wirklich auch nur einen Moment glauben, daß es auf weiter nichts ankomme, um das tiefe Zerwürfnis unserer Zeit zu heilen, als daß man hie und da einige Verbesserungen in der Verwaltung anbringe, einige mangelhafte Gesetze und Einrichtungen durch zweckmäßigere ersetze? Sie werfen mir zuweilen vor, zuviel an die Ver-

gangenheit zu denken, hier aber ertappe ich Sie auf dem schlimmsten Anachronismus. O ja, es hat Zeiten gegeben, in denen ein Regent sagen konnte: in meinem Lande wird die Justiz gerecht und pünktlich gehandhabt, die Finanzen sind blühend, die Verwaltung tätig und umsichtig, der Handel und die Gewerbe gedeihen, der Ackerbau schreitet vor. Alles, was zu regieren ist, befindet sich in bester Ordnung. Also müssen meine Untertanen zufrieden sein, und wenn ein einzelner es nicht ist, so kann dies nur aus individueller Verkehrtheit oder böser Absicht kommen, die man nicht achten oder strafen soll. Sagen Sie mir aufrichtig, wäre diese Schlußfolge auch jetzt noch richtig?

Oeder.

Nein, sie wäre es leider nicht. Die deutschen Staaten sind zu keiner Zeit in ihrer Gesamtheit besser regiert, alle Bedingungen des allgemeinen Wohlseins sind nie in höherem Maße vorhanden gewesen als jetzt. Und daneben steht und wächst in unbegreiflicher Verblendung selbst in den Massen die grollende, fieberhafte Unzufriedenheit!

Waldheim.

Dann aber, teurer Freund, wie können Sie hoffen, daß ein solcher aus allen bisherigen Normen heraustretender Zustand durch die kleinen, verbrauchten Mittel des mechanischen Staates gebessert werden könne. Es bedarf neuer Wege, großer Taten, die fähig sind, die Seelen zu erwärmen, die besseren Gefühle zu beleben, es bedarf solcher Ziele, die oberhalb und außerhalb des Zwiespaltes der Parteien liegen.

Oeder.

Wo suchen Sie diese Ziele?

Waldheim.

In den großen nationalen Empfindungen und Interessen! Noch steht es mit Gottes Hilfe in Deutschland so, daß die Ehre, die Würde, die Wohlfahrt des großen Vaterlandes von der religiösen und politischen Parteiung nicht verschlungen ist. In diesem Bewußtsein findet sich noch heutigestags, ja vielleicht mehr als in anderen Zeiten, der Legitimist, der Aristokrat, der Liberale, der Radikale, der Kommunist, der Katholik, der Altlutheraner, der Herrnhuter, der Rationalist, der Pantheist zusammen. Dies ist also der neutrale Boden, dieses das gemeinsame Fundament, auf dem noch ein einträchtiger Bau aufzuführen ist!

Oeder.

Und wer soll bauen?

Waldheim.

Wer anders als der deutsche Bund, der berechtigte und verpflichtete Vertreter aller Interessen der Nation. Hier sage ich mir allerdings mit innigem Schmerz, daß er hinter dieser Aufgabe bisher noch weit zurückgeblieben ist.

Oeder.

Wollen Sie denn ganz vergessen, wie unendlich viel Gutes und Ersprießliches seit dreißig Jahren nach allen Richtungen hin in Deutschland geschehen ist?

Waldheim.

In Österreich, Preußen, Bayern und allen einzelnen Staaten, ja! durch und für den Bund, nein!

Oeder.

Dies ist ja im Effekte ziemlich gleichgültig.

Waldheim.

Nichts weniger als das! Eine Reihe von Aufgaben ist schon gar nicht anders zu lösen, als durch gemeinschaftliche, ganz Deutschland umfassende Beschlüsse. Ich habe Ihnen die Preßsache angeführt, und könnte leicht dartun, daß unter vielen anderen auch wohl die so tief bedeutsamen Fragen auf dem Grenzgebiete zwischen Kirche und Staat ganz in diese Kategorie gehören. Aber es genügt für den höhern sittlichen Zweck auch gar nicht, daß diese oder jene Regierung eine heilsame Maßregel treffe, die Nation verlangt, daß alles Heilsame, das nicht auf rein lokalen Bedingungen beruht, ein gemeinsames Deutsches, daß es zugleich ein Symbol werde, in dem sie sich als ein einziges, großes Ganze erkenne und fühle. Diese Forderung nach den Äußerungen eines nationalen Lebens ist unabweislich; sie wird so lange eine gefährliche Waffe in den Händen der Revolutionspartei bleiben, bis sie ihr entwunden ist. Blicken Sie auf die allgemeine europäische Erscheinung, daß in dem Nationalgefühl eben in unserer nächsten Gegenwart eine neue unermeßliche Kraft herangewachsen ist. Staaten, die verschiedene Volksstämme umfassen, werden durch die Äußerung dieser zentrifugalen Kraft in stete

Gefahr gesetzt, auseinander gesprengt zu werden, so Österreich in seinen deutschen, magyarischen und slavischen Elementen, so das britische Reich dem irischen Bestandteile gegenüber, so Dänemark und Holstein. Das Umgekehrte muß da eintreten, wo dieselbe Nation unter mehrere Regierungen verteilt ist; hier hat die Gefahr die zentripetale Form, wie Italien täglich zeigt. Finden wir uns in Deutschland nicht derselben Gefahr und daher auch derselben Aufgabe gegenüber?

Oeder.

Meinen Sie vielleicht den Gedanken, die Bundesversammlung als erste Kammer zu organisieren und daneben eine von dem gesamten Volke ernannte Deputiertenkammer als zweite? Dieses vortreffliche Projekt habe ich nicht allein in den Broschüren radikaler Skribler, sondern selbst bei den Rednern einiger ständischen Kammern wieder gefunden!

Waldheim.

Spielen Sie nicht mit dieser ominösen Äußerung! Es ist freilich leicht, die Torheit solcher Aufwallungen einzusehen, aber das Traurige liegt darin, daß damit nicht der Grund gehoben ist, aus dem sie quellen. Wir können nur nach dem urteilen, was offen vor unsern Augen liegt. Nun wird kein aufmerksamer und billiger Beurteiler leugnen, daß die Institution des Bundes uns wehrhafter gemacht hat, als Deutschland je gewesen. Es ist dies sicher ein großes Verdienst, ein Nutzen, der weit höher anzuschlagen ist, als es gewöhnlich geschieht. Wenn

man nach der weitern Tätigkeit des Bundes fragt, so kann wieder nicht verkannt werden, daß er manches Unheil abgewehrt hat, das uns drohte. Ist aber mit bloßem negativem Verhalten das erfüllt, was die Nation von dieser großen Anstalt, von diesem letzten Bande ihres historischen Daseins erwarten kann und muß? Wo sind seine Schöpfungen, wo die Werke, die den eigenen Angehörigen Stolz und Zufriedenheit, den fremden Völkern Achtung einflößen?

Oeder.

Ich kann den reellen Nutzen solcher Vereinbarungen etwa nur auf dem Felde gewisser materieller Einrichtungen zugestehen. Hier ist freilich manches zum gemeinen Besten zu wünschen. Hätten wir wie die Franzosen die Einheit der Maße, Gewichte, Münzen, so wäre der Verkehr gewiß sehr erleichtert. Vermöchten wir den Zollverein bis zum Nordmeere auszudehnen und zur Bundesanstalt zu erheben, so stünde er um vieles höher und erfolgreicher da, als jetzt. Die deutsche Schiffahrt würde erblühen, eine mächtige Flagge sie decken, und auch dann erst möglich werden, die Auswanderungssache in geordnete Bahnen zu bringen, die jetzt für so viele zum Unglück und für die deutschen Staaten zur offenen Wunde wird. Ach ja, auf diesem Felde wäre freilich noch manches zu ordnen!

Waldheim.

Und nicht auch auf dem Rechtsgebiete? Wir Deutschen sind ein Rechtsvolk, und was dort Heilsames geschieht, wiegt mehr als alle materiellen Fortschritte. Ist es denn gewiß, daß wir

nicht noch zu einem obersten Bundesgerichte gelangen sollten, dessen Bedürfnis schon in Wien von den größten Regierungen anerkannt wurde? Sollten wir hierin selbst gegen die Zeiten zurückbleiben, wo das heilige römische Reich deutscher Nation seinen langen Todeskampf kämpfte? Ist kein allgemeines Strafrecht, kein Handels- und Wechselrecht möglich, das uns von den unhistorischen und unwillkürlichen Partikulargesetzgebungen befreite? Könnten wir vor allem nicht dazu kommen, die Schmach abzuwerfen, daß es noch unbescholtene Deutsche gibt, die in Deutschland nirgends eine Heimat haben, weil sie bei der Verschiedenheit der Gesetze in dem einen Staate ihr Heimatsrecht verloren haben, ohne es in einem andern wieder zu gewinnen? Dieser eine Punkt macht mir, ich leugne es nicht, schon das Blut wallen, und ich werde den Augenblick segnen, wo ein guter Geist uns von diesem dunklen Flecken reinwäscht!

Arneburg.

Man lege nur Hand an, das deutsche Volk wird den Fürsten zujauchzen, die auf dieser Bahn vorantreten.

Oeder.

Ich will nicht leugnen, daß in Ihren Wünschen manches Wahre und Nützliche liegt. Aber ich sehe nicht ein, wie eine solche Umwandlung auf dem streng verfassungsmäßigen Wege erreicht werden könne, und nur von einem solchen kann doch zwischen uns die Rede sein. Eingriffe in die Souveränität auch des kleinsten Bundesregenten sind weder möglich noch gerechtfertigt,

wie gut auch der vorgesetzte Zweck sei. Freie Vereinbarung aber, wie soll eine solche unter einer so beträchtlichen Zahl von Regierungen zustande kommen, die auch wirklich oft partikuläre Interessen oder bestehende Einrichtungen zu beachten haben? Deutschland ist nun einmal, wie ich immer wiederholen muß, kein geschlossenes Reich unter einer und derselben Regierung; zu verlangen, daß es die Vorteile gewähre, die ein streng zentralisierter Staat darbietet, ist unbillig. Es mag dieses vielen anstößig und unangenehm sein; es besteht so zu Recht und muß geachtet werden.

Waldheim.

Zu diesen gehöre ich durchaus nicht. Ich beklage gar nicht die Teilung der deutschen Nation unter mehrfache und selbständige Fürstenhäuser. Zunächst nicht, weil sie eine rein von aller menschlichen Willkür unabhängige Gestaltung unserer gesamten Geschichte, ja recht eigentlich ihr charakteristisches Wesen ist. Dann aber auch, weil ich selbst mit den blöden Menschenaugen in dieser göttlichen Fügung deutlich den tiefsten Grund der Vorzüge erkenne, die uns zuteil geworden sind. Eben daß sich nirgends das Leben der Nation in irgend eine unermeßliche Hauptstadt, an irgend einen Hof konzentrieren konnte, hat es bewirkt, daß die reichen Ströme des Geistes alle Teile unseres großen Landes befruchten und allenthalben eine unabhängige Entwickelung hervorgebracht haben. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum des deutschen Geisteslebens liegt ganz in dieser Tatsache. Daß kein Eroberer die Gesamtkraft dieses mächtig-

sten Volksstammes in seine Hand vereinigen und gegen Europa führen konnte, dieses hat die Geschichte des Weltteils und hiermit der ganzen christlichen Welt recht eigentlich bestimmt. Und noch jetzt ist hierdurch Deutschland der Schwerpunkt des ganzen politischen Systems von Europa, wie weltmächtig auch England, wie waffenstark auch Frankreich, wie drohend auch das große slavische Reich sich erhoben habe. Deutschland wird seine eigentümliche Herrlichkeit und seine Rolle in der Weltgeschichte an dem Tage einbüßen, wo es zu einer abstrakten Staatseinheit gewaltsam zusammengeschlagen würde!

Oeder.

Aus diesen richtigen Betrachtungen sollten Sie aber auch selbst den Schluß ziehen, daß man nicht nach Vorteilen ringen muß, die nur mit Verlust höherer Vorteile zu erkaufen wären.

Waldheim.

Verwechseln Sie hier nicht zwei Begriffe? Folgt daraus, daß in einem Staatenbunde, wie der deutsche, gewisse Ziele nicht auf dem Wege trockener Anordnung erreicht werden können, daß man sie *überhaupt* nicht erreichen könne? Gibt es nicht auch hier die vorgezeichneten Wege, um zu Gemeinsamem zu gelangen, das dann ein um so köstlicheres ist, weil es nur durch den Zwang der Überzeugung errungen worden? Man wolle nur aufrichtig, man gehe nur ernstlich ans Werk, der reine Wille hat eine große Kraft und die Wahrheit eine noch größere.

Oeder.

Lieben Freunde, keiner von uns weiß, wie viel oder wie wenig hierin schon versucht worden ist. Daher laßt uns bescheiden in unserm Urteile sein. Jeder von uns hat in seinem eigenen Berufe Gelegenheit genug gehabt, um zu erfahren, wie schnell der Tadel, wie laut die Forderung ist, wie schwer es aber dem wird, an den sie der Außenstehende richtet, oft nur einen kleinen Teil daran zu erfüllen. Daher bedarf jeder, daß man ihm traue, auch da, wo er sich über die Gründe seiner Handlungen nicht ausweisen kann. Was wir in unserem engern Bereiche, Sie in Ihrem Regimente, Waldheim von seinen Pflegbefohlenen, ich von meinen Untergebenen fordern, sind wir dies nicht noch in weit höherem Maße dem Staatsmanne schuldig, der mit unendlich schwierigeren und störenderen Elementen seine Rechnung zu führen hat? Ich denke ja, und möchte nicht auch in bester Absicht dem schlimmen Beispiele folgen, das uns jetzt jedes Zeitungsblatt, jedes Kaffeehaus vorführt. Sie, lieber Waldheim, sprachen unlängst das schöne Wort aus: Ihr Untertanen, habt Geduld mit euren Fürsten, ihr Fürsten, mißbraucht nicht die Geduld eurer Untertanen! Es kann sein, daß in manchen früheren Zeiten die Regierungen die Geduld ihrer Untertanen wirklich mißbraucht haben. Jetzt ist aber sichtlich das Umgekehrte eingetreten; die Untertanen haben keine Geduld mehr mit ihren Regierungen. Laßt uns nicht auch in diese Fehler verfallen. Doch es ist spät und ich werde erwartet, daher breche ich ohne weiteres auf.

Neuntes Gespräch.

Crusius.

Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, meinem lieben Detlev in alle Irrgänge und Schlupfwinkel seiner Sophismen nachzugehen. Er hat freilich vor Ihrer wissenschaftlichen Einsicht mehr Achtung als vor meinem schlichten Menschenverstande, und wenn mich nicht alles täuscht, so ist er doch über vieles sehr nachdenklich geworden. Sie haben große Geduld bewiesen.

Waldheim.

Dies wird nicht schwer, wenn man einem Idealisten des Irrtums gegenübersteht. Ja, ich leugne gar nicht, daß ich solche Gemüter nicht bloß mit innigem Interesse, sondern sogar mit dem Bewußtsein einer gewissen Verwandtschaft betrachte.

Crusius.

Verwandtschaft? Sie und Detlev? Der Radikale und — —

Waldheim.

— und der Ultra, der Obskurant. Sprechen Sie nur ruhig aus, liebster Herr Crusius; der Gedanke einer solchen Allianz hat nicht einmal die Gefahr der Neuheit, als Vorwurf ist er schon oft gehört worden. Ich muß indessen doch hinzufügen, daß ich jene Verwandtschaft nicht eben bei der ganzen, sehr gemischten Gesellschaft verspüre, die jetzt unter der radikalen Fahne vereint ein-

herzieht. Männer, die aufrichtig anerkennen, daß es im Einzelnleben wie im Staate nicht auf das sinnliche Wohlsein, sondern auf die Verwirklichung einer ewigen Idee ankomme, daß das Sichtbare diesem Unsichtbaren dienen, und von ihm erst seine Berechtigung empfangen müsse, diese Männer, sage ich, sind mir wirklich verwandt, wenn ich auch die zugrunde liegende Idee als eine entschieden falsche betrachten muß. Ich kann einem solchen, wenn auch irrigen Gedankengang einen sittlichen Wert beimessen und stets an die Möglichkeit glauben, daß die wahre Erkenntnis sich noch Bahn brechen werde.

Crusius.

Ach ja, Detlev ist eine reine Seele, die überall nur das Gute will. Wenn man ihn nur vor den Übertreibungen hüten könnte, zu denen ihn sein Feuerkopf hinreißt!

Waldheim.

Übertreibungen nennen Sie die Schlußfolgen, die er aus Ihren Vordersätzen zieht? Lieber Herr Crusius, es scheint mir, als ob Ihre Wahrheitsliebe sich bei einer so bequemen Erklärungsweise unmöglich beruhigen könnte. In der Reihe der Folgerungen, die Detlev aus Ihrem eigenen Prinzip ableitet, werden weder Sie noch ich eine trügerische Übertreibung nachzuweisen vermögen. Wenn es wirklich oberste Forderung des sogenannten modernen Bewußtseins ist, daß das Volk sich selbst regiere, so kann der Prozeß der legalen oder gewaltsamen Umwandlungen der Staatsform nicht eher schließen, bis er bei der absoluten Demokratie angelangt

ist. Dasselbe gilt von der ökonomischen Seite. Steht das soziale Leben der Menschheit unter keinem höheren Gebote als unter dem des gleichen Anspruches an irdischen Genuß, so ist der Eigentumsbegriff hiermit durchaus unverträglich, und die Gütergemeinschaft in einer oder der andern Form das unabweisliche, letzte Glied in der Kette der sozialen Revolutionen.

Crusius.

Nun, so weit ist es, gottlob! noch nicht gekommen. Noch haben wir Kraft genug, um den tollen Ausbrüchen eines Haufens Schwärmer und ihres hungrigen Anhanges Schranken zu setzen.

Waldheim.

Wird diese Macht immer in Ihren Händen bleiben? Werden die besitzenden Mittelklassen auch in den nächsten großen Krisen, die in keinem Zeitabschnitte ausgeblieben sind, das Übergewicht behaupten können, das der Ausgang der ersten Revolution ihnen zugewendet hat? Aber ich frage weiter, und wende mich an Ihr Herz. Erlaubt Ihnen und allen den rechtschaffenen Männern, die auch in Ihrer politischen Partei zahlreich sind, das Gewissen, daß Sie einen Zustand festhalten oder gar herbeiführen wollen, von dem Sie sich selbst sagen, daß er ein stetes Unrecht, eine wahre Beraubung derjenigen ist, die nach Ihrer eigenen Lehre mit Ihnen ganz gleich berechtigt sind? Sprechen Sie aufrichtig!

Crusius.

Manche dieser Bedenken will ich nicht zurückweisen. Aber ich habe den guten Trost, daß wie

die Menschen und die Verhältnisse einmal sind und bleiben werden, eine Regierung durch die Gesamtmasse nicht möglich ist. Ungleichheit der Intelligenz, des Fleißes, der Geschicklichkeit, und daher auch des Besitzes und des Einflusses, muß immer unter den Menschen sein. Eben hierauf gründet sich das konstitutionelle Repräsentativsystem. Es ist und bleibt deshalb auch das relativ beste, um die Rechte und die Wohlfahrt der Staatsangehörigen vor der Willkür zu schützen. Bei so großen Gütern muß man die Mängel schon mit in den Kauf nehmen, und das Gute genießen, ohne nach dem Bessern zu jagen.

Waldheim.

Zwei Bedingungen müssen doch also auch nach Ihrer Auffassungsweise erfüllt sein, um dem Repräsentativsysteme den ausschließlichen Wert zu verleihen, welchen man ihm jetzt ziemlich allgemein beimißt. Es muß den Schutz gegen das, was Sie Willkür nennen, auch wirklich gewähren, und dieser Schutz muß nicht auf anderem Wege sicherer und vollkommener erreicht werden können.

Crusius.

Ganz richtig. Eine gute Staatsform soll möglichst vollkommene Bürgschaft leisten, daß überall das allgemeine Beste, und nicht die Leidenschaft oder der Eigennutz einzelner die Handlungen der Regierung bestimme. Dieses verstehe ich unter dem Schutze gegen die Willkür.

Waldheim.

Erlauben Sie mir dann, daß ich Sie bitte, noch einmal ganz unbefangen den wirklichen

Tatbestand zu überblicken. Daß in den Repräsentativ-Konstitutionen, wie sie die jetzt herrschende Meinung verlangt und in den meisten Ländern erreicht hat, ein großer Teil des Volkes seine Bedürfnisse nichts weniger als befriediget findet, darüber hat Detlev nur ausgesprochen, was in immer lauteren Stimmen durch ganz Europa widerhallt. Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, weshalb die Besitzlosen niemals zugeben können und werden, daß eine von den Besitzenden ausgehende Gesetzgebung ihre Interessen sicherstelle. Der ganze Begriff von Volksvertretung, der so viel Illusionen genährt hat, wird bald genug in seiner ganzen Blöße vor jedermanns Augen offen darliegen. Aber auch selbst innerhalb der in den heutigen Konstitutionen wirklich vertretenen Schichten des Volkes, wie viele sehen ihre wichtigsten Ansprüche immerdar unerfüllt, weil ein entgegengesetztes Interesse über die Mehrzahl der Stimmen verfügt! Ich erinnere Sie beispielsweise an die englischen Korngesetze, den Gegenstand des hundertjährigen Kampfes zwischen den Grundbesitzern und dem Fabrikstande, oder an die französische Zollgesetzgebung, welche die ganze Nation zugunsten einiger Produktionszweige in der willkürlichsten Weise brandschatzt. Studieren Sie die parlamentarische Geschichte des Landes, das ja wohl aus den Julitagen als konstitutioneller Musterstaat hervorgegangen ist, und fragen Sie sich aufrichtig, ob die Charte den Schutz gegen Willkür gewährt, welchen Sie selbst als die Bürgschaft definieren, daß das all-

gemeine Beste und nicht der Vorteil einzelner regiere.

Crusius.

Wenn ich Ihnen auch alles dies zugeben wollte, so würde ich doch immer wieder ausrufen müssen, besser alle diese Mängel als die Rückkehr in die Feudalregierung! Was Sie mir auch sonst einwenden mögen, hierin stimmt mir ohne allen Zweifel die unermeßliche Mehrzahl des ganzen lebenden Geschlechtes in Europa bei.

Waldheim.

Sie wählen die Bezeichnung dessen, was Ihnen Abscheu erregt, nicht eben sehr richtig. Es würde mich indessen zu weit führen, wenn ich Ihnen zu zeigen suchte, wie es mit den öfter geschmähten als verstandenen Feudaleinrichtungen beschaffen war. Ich glaube Sie jedoch vollkommen zu verstehen, wenn ich annehme, daß Ihnen eigentlich das Staatswesen vorschwebt, wie es sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in den meisten europäischen Ländern gestaltet hatte.

Crusius.

Welches sonst? Die unumschränkte willkürliche Kabinettsregierung, die den Launen und Leidenschaften der Fürsten und ihrer Diener die Rechte, das Eigentum und die Personen der Untertanen preisgab, die auch im günstigsten Falle das Wohl und Wehe ganzer Nationen von den vorgefaßten Meinungen abhängig machte, die gerade am Hofe im Kurs waren.

Waldheim.

In dieser Ihrer Abneigung gegen die absolutistische Willkürherrschaft liegen wir nicht weit auseinander, lieber Herr Crusius. In ihren beiden Formen, da, wo sie als soldatisches Imperatorentum auftritt, oder wo sie sich als Beamtenregiment verkörpert, erkenne ich gleichmäßig nur traurige Ausartungen der wahren, rechtlichen Staatsordnung. Meine Vorwürfe gegen den Repräsentativ-Konstitutionalismus beziehen sich daher nicht sowohl auf die Schranken, welche er den Regierungen setzen will, sondern auf die Befugnisse, die er den sogenannten Volksvertretern beilegt. Nicht in dem Regierenden, in dem, was er abwehren möchte, steckt sein Fehler; diese Negationen sind vielmehr fast immer nur versuchte Reparaturen der Risse, welche die europäischen Staatsgebäude durch die despotischen Eingriffe von oben herunter erhalten haben, Versuche, um irgend einen Rechtsboden wieder zu gewinnen. Das Positive hingegen, die unbeschränkte Gewalt, die dem konstitutionellen „Staate" wieder vindiziert wird, diese ist es, in welcher der verwerfliche Charakter des Systemes an den Tag tritt.

Crusius.

Darauf muß ich Ihnen immer wieder antworten, daß wir uns lieber der Gefahr unterziehen, die parlamentarische Gewalt einmal in schlechte Hände geraten zu sehen, als daß wir uns einer absoluten Herrschaft preisgeben. Wir sind lange genug gegängelt, bevormundet, ge-

zwängt und verletzt worden; wir wollen aus der Knechtschaft in die Freiheit, aus dem Polizeistaate in den Rechtsstaat gelangen; keine Macht auf Erden wird diese Bewegung aufhalten!

Waldheim.

Hier kommen Sie dem Punkte näher, wo ich Sie mit meiner zweiten Frage erwarte. Von allen Phrasen abgesehen, mit welchen die Afterpolitik unserer Tage die einfachsten Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umsponnen hat, verlangen Sie, lieber Herr Crusius, eigentlich doch weiter nichts, als daß Ihre geistigen und materiellen Rechte unverletzlich, Ihr gesamtes Eigentum vor jedem Eingriffe geschützt sei, er komme von welcher Seite und unter welchem Vorwande er wolle. Diesen Zustand nennen Sie Freiheit.

Crusius.

Was kann die vernünftige Freiheit anders sein? Die Einrichtung, welche einen solchen freien Zustand für jedermann verbürgt, nenne ich eben den Rechtsstaat. Er ist es, der allen seinen Angehörigen den steten Schutz gegen willkürliche Rechtsverletzung gewähren soll.

Waldheim.

Ganz richtig. Aber auch gegen jede Willkür, daher auch gegen die Rechtsverletzung im Namen irgend einer, etwa dem momentanen Zeitgeiste besonders zusagenden Meinung?

Crusius.

Wenn es eine unrichtige Meinung ist, ja!

Waldheim.

Sie machen einen Rückschritt, lieber Herr Crusius, und heben Ihre eigene, oberste Forderung, die Heiligkeit eines unverletzbaren Rechtsstaates, wieder auf. Wo liegt das Kennzeichen des Richtigen und Unrichtigen auf diesem Gebiete? Wird nicht der Verletzte, der Leidende stets daran festhalten, daß die Meinung, aus deren Anlasse man sein unzweifelhaftes Recht zertrat, eine unrichtige sei? Täuschen Sie sich nicht mit dem geheimen Gedanken, daß etwa die jetzt vorwaltenden Lieblingsmeinungen der Zeit eine dauerndere Gestalt zeigen werden als die früheren. Was Ihnen in den Institutionen des Mittelalters als die sträflichste Unterdrückung durch Geistlichkeit und Adel erscheint, ja, was auch ich in jenen Zeiten als tadelnswert bedauere, war recht eigentlich nur Produkt des herrschenden Zeitgeistes. Jedes nähere Eindringen in die Geschichte jener Epoche wird Ihnen bestätigen, daß das, was man die öffentliche Meinung nennt, damals ganz ebenso für die Ausbreitung der adligen und geistlichen Macht kämpfte, wie sie jetzt der Macht des Mittelstandes dieselben Dienste erweiset. Wie nun, wenn ein neuer Umschwung diese wandelbare Meinung in das Lager des besitzlosen Volkes hinüberführte? Wenn dann die Proletarier unter dem Paniere des Zeitgeistes den Rechtsboden des Mittelstandes verheerten? Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß es an bedenklichen Symptomen nicht mangelt, die jetzt schon das Herannahen eines solchen Wendepunktes anzeigen.

Crusius.

Es würde dies freilich nur das Signal zum Umsturze aller geselligen Ordnung und zum Rückfalle in eine neue Barbarei sein! Schon der bloße Versuch des Jahres 1793 hat namenloses Unglück über ein ganzes Land und so wenig die gewollte Rechtsgleichheit gebracht, daß Sieyès das Resultat in die denkwürdigen Worte faßte: inégalité renversée de droits, et égalité de misère! Nein, hiervon will ich durchaus nichts wissen.

Waldheim.

Dann aber werden Sie den zu irgend einer Zeit herrschenden Ansichten auch nicht die Befugnis einräumen können, in die bestehende, rechtliche Ordnung einzugreifen.

Crusius.

Eingreifen, nein! Aber es kann doch unmöglich alles beim Alten bleiben, die Bedürfnisse des Kindes sind nicht die des Mannes; die Völker wachsen und reifen und die Staatsinstitutionen können nicht hinter dem Entwickelungsprozesse zurückbleiben.

Waldheim.

Wer verlangt das, wer hält das für möglich? Aber um bei Ihrem Gleichnisse zu bleiben, ist dieser Entwickelungsprozeß des Körpers,

---

Sieyès, Emanuel Joseph, französischer Staatsmann des Revolutionszeitalters (1748—1836).

inégalité renversée de droits, et égalité de misère = Umsturz der Rechtsungleichheit, Gleichheit im Elend.

dieses Wachsen und Reifen etwas von einem Vorsatz Eingegebenes, von einer Verstandesoperation Bedingtes? Ich denke, daß alle Veränderungen, deren sie gedenken, von der menschlichen Willkür, von ihren Absichten und Ansichten völlig unabhängig vor sich gehen.

Crusius.

Das hieße ja, auf das Staatsleben angewendet, alles einem blinden Zufall anheimstellen!

Waldheim.

Ungefähr das Umgekehrte. Ich will Ihnen nicht zumuten, in der Geschichte mit mir nur eine Erscheinungsreihe göttlicher Willensakte zu erblicken, obgleich ich auch an Ihren religiösen Standpunkt die Forderung stellen könnte, eine ewige Weltregierung in den irdischen Dingen zu bekennen. Aber es genüge, Sie auf die organischen Prozesse hinzuweisen, die von Willkür wie von Zufall gleich entfernt, das gesamte Leben der Schöpfung erhalten, fortbilden, umgestalten, oder, wenn Ihnen der Vergleich besser zusagt, an den Entwicklungsgang der Sprache, bei der die Analogie mit der Rechtsbildung deutlich in die Augen springt. Durch Menschen gehegt und gepflegt, zu täglicher Anwendung hingegeben, in stetem Wandel begriffen, ist sie gleichwohl in ihrem unsichtbaren und ungreifbaren Lebensgange allen vorsätzlichen Einwirkungen völlig entzogen. Nur die schon vorhandene Sprache vermag die Grammatik in Regeln zu fassen und darzustellen, ganz ebenso das Gesetzbuch oder die Konstitution nur das schon vor-

handene Recht. Dieses natürliche Verhältnis umkehren, aus der Meinung eines einzelnen oder irgend einer Versammlung heraus in die unendliche Mannigfaltigkeit der Rechte und Pflichten einzugreifen, welche die Privaten unter sich und mit der Regierung verbinden, dieses nenne ich Absolutismus, er gehe von einem Regenten, von einer Beamtenschaft oder von einer Deputiertenkammer aus. Wo die Untertanen, oder nach Ihrem Sprachgebrauche die Staatsbürger, solcher Eingriffe in ihre rechtliche Existenz ausgesetzt sind, da ist ihr Zustand ein unfreier. Es ist hierbei völlig gleichgültig, ob die Verletzung durch nackte Gewalttätigkeit oder durch Gesetze erfolgt. Ebenso gleichgültig ist dabei die Staatsform, sie trage den Namen monarchisch, aristokratisch oder demokratisch.

Crusius.

Freilich werden die Luzerner Liberalen nicht dadurch über die Tyrannei ihres Großen Rates getröstet sein, daß sie in verfassungsmäßiger Form ausgeübt wird!

Waldheim.

Ebensowenig aber auch die Katholiken des Freienamtes oder die gläubige Geistlichkeit des Waadtlandes über die gesetzgeberische Tätigkeit ihrer Volksregierungen! Die neueste Geschichte der Schweiz ist überhaupt des ernstesten Stu-

---

Schweiz. Die vom Papst verworfenen Badener Artikel (1834), wodurch das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Eidgenossenschaft im Sinne des Staatskirchentums geregelt werden sollte, hatten in Luzern, Aargau, Thurgau, Basel-Land und Bern Gesetzeskraft erlangt. Der Versuch sie durchzuführen

diums wert; wieviel liegt dort offen zutage, was in unsern deutschen Staaten noch in trügerischem Schimmer verhüllt ist!

Crusius.

Wenn ich Sie recht verstanden, so kommen Sie also bei dem sonderbaren Resultat an, daß die Repräsentativverfassung deshalb zu verwerfen sei, weil sie der Freiheit Abbruch tue?

Waldheim.

Genau mein Gedanke! Da, wo meine teuersten Besitztümer, mein gesamter positiver

---

erzeugte jedoch eine konservative Gegenbewegung mit aufständischem Charakter zunächst im Berner Jura (1835) und konservative Verfassungsänderungen in Luzern (1841) und Wallis (1844). Parallel damit ging die Berufung von D. Fr. Strauß auf einen theologischen Lehrstuhl in Zürich, der den Sturz der dortigen liberalen Regierung zur Folge hatte (1839) und auch weiterhin konservative Erfolge zeitigte. Dagegen behaupteten sich die Liberalen in Tessin, Solothurn und Aargau. Ihr Sieg im Aargau und ihr Einschreiten gegen die konservativen Führer verursachte den Aufstand im katholischen Freiamt, den 1841 die Liberalen zur Aufhebung von acht Klöstern benützten. Die Forderung der eidgenössischen Tagsatzung, dies rückgängig zu machen, beantwortete Aargau mit dem Antrag, die Jesuiten aus der Schweiz auszuweisen, die seit 1814 in Wallis, Freiburg und Schwyz Kollegien errichtet hatten. Als nun 1844 Luzern sie zur Leitung seiner höheren Schulen berief, setzten die Radikalen 1844/45 zwei Freischarenzüge zum Sturz der Luzerner Regierung ins Werk, wurden aber blutig zurückgeworfen. Dadurch ermutigt, schlossen die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis 1845 den Sonderbund, der von den siegreichen zwölf gegnerischen Kantonen 1847 aufgelöst wurde (Sonderbundskrieg 1847).

Rechtsstand den Beschlüssen der eben in einer Deputiertenkammer herrschenden politischen oder kirchlichen Partei preisgegeben ist, da besteht keine Freiheit! Die Form, unter welcher die Gesetze gegeben, unter welchen regiert wird, steht in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der wirklichen Freiheit. Diese hat nur einen einzigen Gegner: den absoluten Staat, die Lehre, daß das Recht aus den Gesetzen fließe, oder daß jedem überhaupt nur zustehe, was die Staatsgewalt zuerkennt. Keine Zeit hat mehr von der Freiheit gesprochen als die jetzige, und keiner ist ihr wahrer Begriff mehr abhanden gekommen, sonst hätte sie sich nie den Wechselbalg der Formen unterschieben lassen.

Crusius.

Aber die eine dieser Formen kann doch der Erzeugung der Freiheit günstiger sein als die andere?

Waldheim.

Wenn dies der Fall ist, so behaupte ich, daß die älteren fürstlichen Herrschaften ein weit größeres Maß reeller Freiheit zu gewähren vermochten als die aus der falschen Staatsidee entsprossenen modernen Konstitutionen.

Crusius.

Sie erwarten gewiß nicht, daß ich Ihnen bis in die Spitze dieses Raisonnements folge, aber ich will nicht leugnen, daß manches darin mir als wahr erscheint. Gewiß, auch die konstitutionelle Verfassung, wie wir sie jetzt verstehen, kann für die Privatrechte Gefahren haben und noch größeren die Bahn brechen. Aber bestreiten

Sie nur auch nicht, daß die Völker zu solchen vielleicht bedenklichen Schutzmitteln hingedrängt worden sind, nachdem das, was Sie die ältere fürstliche Herrschaft nennen, zum Sultanismus verzerrt war, nachdem die Regierungen überall die Heiligkeit des Rechts ihrem absoluten Willen unterworfen hatten.

Waldheim.

Bestreiten? Ich bestreite diesen Satz nicht allein gar nicht, sondern gebe ihn in vollem Umfange zu. Solange das Recht als alleinige Basis des Staats anerkannt und daher alle einzelnen Rechte sowohl des Privaten als der Korporationen unantastbar gehalten wurden, durften die Edelleute, die Bürger, die Bauern die obrigkeitliche Gewalt unverkürzt in den Händen derer wissen, denen sie Gott anvertraut hatte; sie konnten nie ein wirkliches Bedürfnis empfinden, die Rechte ihrer Fürsten anzutasten, da in ihnen die Bürgschaft, der Schutz ihrer eigenen ganz ebenso unantastbaren rechtlichen Existenz lag.

Crusius.

Ist dieser Zustand aber nicht allenthalben von oben herunter umgestürzt, von der Allmacht des absoluten Königtums verdrängt worden? Zieht sich nicht seit zwei Jahrhunderten eine ununterbrochene Kette von despotischen Eingriffen, von freventlichen Verletzungen durch die Staatsgeschichte aller europäischen Länder?

Waldheim.

Vielleicht sind bei dieser Umwandlung des fürstlichen Regiments weniger Herrschbegierde

und andere schlechte Triebe in Tätigkeit gewesen, als es den Anschein hat. Weit einflußreicher ist es, daß um jene Zeit die aus irriger Übertragung antiker Staatsideen und falschem Philanthropismus entsprungene Lehre allgemeinen Eingang fand, die den Beruf des Staates in die Vertretung des sogenannten Gemeinwohles setzt. Mit diesem, überdem in der niedrigsten Weise aufgefaßten Zwecke mußte notwendig selbst unter den wohlmeinendsten Regierungen die ältere Rechtsidee in unauflöslichen Zwiespalt geraten und die fürstliche Herrschaft in unseliger Verblendung ihr eigenes Grab bereiten. Wenn die Heiligkeit des Eigentums und der Privatrechte, die Sondertümlichkeit der Interessen aufhören und einer im Sinne der sogenannten Staatszwecke fortschreitenden Gesetzgebung Platz machen solle, so lag nichts näher als der Gedanke, daß man diese ungeheure Befugnis nicht mehr den aus ganz anderen Vordersätzen hervorgegangenen Obrigkeiten überlassen könne.

Crusius.

Und wohl mit vollem Grunde! Was das Recht verlangt, weiß, insoweit es ihn selbst angeht, jeder, wenn er nur will. Wo Konflikte mit anderen eintreten, sind die Gerichte da, um den Streit zu entscheiden. Was aber das allgemeine Beste erheischt, darüber können doch diejenigen wohl fordern, allein gehört zu werden, die ihren Leib und ihr Gut solchen Gesetzen unterwerfen sollen. Sklaven, Narren und Kinder leitet man am Gängelbande; Männer müssen verlangen, daß die Gesetze, nach denen man

sie beglücken will, auch aus ihren eigenen Überzeugungen hervorgegangen seien!

Waldheim.

Da haben Sie die Genesis des Repräsentativsystems! Abgesehen von den eigentlichen Revolutionären, hat diese Staatseinrichtung auch nur deshalb in unserer Zeit einen so großen Anklang gefunden, weil jedem einleuchtete, daß man aus dem Zustande des administrativen Despotismus herauskommen müsse. Daß man diese Scylla nur vermeide, indem man in die Charybdis der in den Kammern eben herrschenden Faktionen gerate, daß beides überhaupt nur zwei Formen desselben Staatsabsolutismus seien, dieses ist freilich erst den wenigsten klar geworden!

Crusius.

Eine Frage muß ich doch noch an Ihre so laut ausgesprochene Abneigung gegen das Repräsentativsystem knüpfen. Nach Ihrer Ansicht ist die monarchische Willkür erst aus einer Verderbnis des älteren Zustandes erwachsen. Soviel ich davon weiß, bestanden aber in den Zeiten, die jener Veränderung vorhergingen, in allen Monarchien Stände mit großen Rechten und Befugnissen. Wenn diese nun in dem von Ihnen gepriesenen Staatswesen ihren angewiesenen Platz einnahmen, wenn man sie für völlig vereinbar mit einer guten und kräftigen Regierung hielt, weshalb hegen Sie einen so großen Widerwillen gegen ähnliche Einrichtungen, die jetzt den Namen Deputiertenkammer angenommen haben?

Waldheim.

Darauf kann ich sehr bestimmt antworten: weil beide gar nichts miteinander gemein haben.

Crusius.

Nun, die Stellung, die wir jetzt für die Vertreter des Volkes ansprechen, ist doch aber in letztem Ende weiter nichts als eine höhere Stufe in derselben politischen Organisation. Was den Prälaten, Vasallen und Magistraten zustand, das verlangen wir für die Repräsentanten aller Volksklassen; was dort unvollständig und unbestimmt war, soll jetzt vollständig und bestimmt sein. Ich sehe in allem diesem immer nur einen Unterschied von Mehr und Minder, eine vollkommnere Ausbildung desselben Prinzips, daß die Regierung einer Beschränkung und Kontrolle bedarf, um auf dem richtigen Wege erhalten zu werden.

Waldheim.

So verführerisch diese Meinung auch ist, so muß ich sie dennoch als grundirrig bezeichnen; sie hat unendlich viel dazu beigetragen, um rechtschaffene, loyale Männer in das Lager des modernen Konstitutionalismus hinüberzulocken. Nein, das ständische Wesen ist nichts weniger als eine untere Stufe oder ein Keim der jetzigen sogenannten Volksvertretung; es steht dieser vielmehr diametral entgegen und gehört einer durchaus verschiedenen Staats- und Lebensordnung an.

Crusius.

Ich wünschte doch, daß Sie diesen Gegensatz etwas deutlicher nachwiesen. Bis jetzt leuchtet er mir noch keineswegs ein.

Waldheim.

Wenn dies nur so einfach möglich wäre! Eben in dem Umstande, daß die älteren ständischen Verhältnisse nie deutlich zu begreifen sind ohne ein vollkommenes Eingehen in das ganze Wesen des Patrimonialstaates, eben darin liegt die Ursache, daß eine so grobe Verwechselung möglich und häufig ist. Sie werden weder verlangen noch wünschen, daß ich in den kurzen Momenten unsers Zusammenseins darzulegen unternähme, wie die auf den Privatrechten und Pflichten beruhende ältere gesellige Ordnung in die jetzige abstrakte Staatseinheit übergegangen ist. Daher muß ich mich auch beschränken, den Gegensatz beider Systeme nur in einigen ihrer auffallendsten Wirkungen zu zeigen. Das ständische Wesen ist eine Vertretung der Rechte, das Repräsentativsystem eine Vertretung der Meinungen. Bei ersterem kommen daher nur diejenigen unmittelbar in Betracht, welche Rechte besitzen, und ihre Wirksamkeit reicht nur so weit, als man etwas von ihnen verlangt, was diese Rechte angeht. Die Repräsentanten hingegen vertreten den eben herrschenden Zeitgeist, und da dieses jeder kann, so ist auch jeder dazu berufen, der etwa eine gewisse Bildung hat. Die Stände haben eine ganz bestimmte Basis, sie sind auf das Erhalten des Bestehenden angewiesen; die Repräsentanten hingegen haben keine andere Basis als die stets wechselnde der Meinung, daher auch kein stetiges Ziel ihrer Tätigkeit. Da aber eben die sogenannte öffentliche Meinung als die oberste Norm für das gesamte Staatsleben gilt, so muß der Genehmigung der Repräs-

sentanten dieser Meinung jeder öffentliche Akt unterzogen werden. Hierdurch werden sie nicht bloß zu Teilhabern der Regierung, sondern ihr Streben wird naturgemäß immer dahin gehen, die eigentliche Regierung in ihre Mitte zu verlegen; ein Streben, das weder in dem Interesse noch in dem Berufe der Stände liegen, höchstens nur als augenblickliche Usurpation auftreten konnte.

Crusius.

Wenn dieses wirklich die untrennbare Folge des konstitutionellen Systems wäre, so behielte der kommunistische Schneider von Magdeburg mit seiner Behauptung recht, daß in einem gut organisierten Staate gar keine Regierung, sondern nur eine Verwaltung sein dürfe!

Waldheim.

Er hat damit nur den unbewußten Gedanken der Mehrzahl unserer Politiker präzis ausgesprochen. Ich habe es überhaupt nie dahin bringen können, Weitling lächerlich zu finden; die Gestalt dieses Handwerkers, der mit mehr Talent und Ehrlichkeit als hundert unserer Tagespublizisten nach einer neuen Ordnung in Kirche und Staat ringt, ist mir eher rührend und tragisch.

Crusius.

Nun, vorläufig bin ich schon damit zufrieden, daß auch in Ihrer politischen Gedankenwelt der

---

Der kommunistische Schneider Wilhelm Weitling (1808—1871) wirkte agitatorisch seit 1840 in Westeuropa und in den Vereinigten Staaten. Er schrieb: Garantien der Harmonie und Freiheit (1842) und Evangelium des armen Sünders (1845).

Fürsten- und Ministergewalt Schranken gesetzt sind. Wenn man der Regierung nicht die Befugnis beilegt, über die persönlichen und Eigentumsrechte der Bürger ohne deren freie Zustimmung zu verfügen, so bleibt sie auf den Beruf als Schutzmacht im weitesten Sinne beschränkt. Diesen zu schwächen oder zu hindern, wird kein vernünftiger Mann beabsichtigen. Könnten Sie also von einer Staatseinrichtung nachweisen, daß sie diese Bürgschaften sicher gewährt, so möchte es freilich weniger darauf ankommen, ob es gerade unter der Form einer Repräsentativ-Konstitution geschähe. Nur Freiheit und Recht für jedermann!

Waldheim.

Darin stimme ich vollkommen mit Ihnen ein.

Crusius.

Lassen Sie mich noch hinzufügen, daß es mich überrascht, so freisinnige Grundsätze von Ihnen zu vernehmen. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich bei aller Achtung für Ihren Charakter und Ihre Einsicht doch geglaubt habe, Sie als einen Gegner der Volksfreiheit betrachten zu müssen. Wenn ich auch recht gut fühle, daß wir in der Wahl der Mittel noch vielfach auseinandergehen, so scheint es mir doch, als müßten wir uns in bestimmt gegebenen Fällen wohl über das Wahre und Rechte verständigen können. Dies überrascht mich!

Waldheim.

Sie haben, lieber Herr Crusius, hierin nur eine Probe der jetzt herrschenden Verwirrung in Begriffen und Worten. Wenn ein sol-

cher Zustand im Zivilrechte stattfände, so würde ich mich hüten, einen Wechsel einzuklagen, aus Besorgnis, daß der Richterspruch dahin ausfiele, mich selbst gefangen zu setzen. Wer gegen die Tyrannei der Volkssouveränität ankämpft, wer dieser brutalsten aller Sklavereien gegenüber auf die einzige echte Freiheit hinzeigt, der wird von dem Liberalismus des Tages als Absolutist gebrandmarkt. Derselbe aber, wenn er für eben diese Freiheit gegen den Administrations-Despotismus spricht, heißt im Sprachgebrauche der Offizianten revolutionär. Ich habe das eine wie das andere erfahren. Nun herzlich Lebewohl.

Zehntes Gespräch.

Arneburg.

Seltsam genug, Ihr lieben Freunde, daß wir stets damit beginnen, unter tiefem Kummer über die Leiden und Gefahren der Gegenwart uns zusammenzubringen, und dann wieder sofort in unseren Wegen auseinandergehen! Das ist der Fluch auf dieser zerrissensten aller Zeiten, daß auch nicht drei Menschen mehr in volle Gemeinschaft treten können!

Oeder.

Wie sollte es anders sein! Sie heben jede politische Betrachtung gleich in schwindelnde Regionen empor, und ich liebe es nicht, den festen Boden unter den Füßen zu verlieren.

Arneburg.

Fühlen Sie aber denn nicht, daß Sie den Radikalen gegenüber gerade allen festen Boden

einbüßen, wenn Sie die königliche Macht nicht auf die christliche Grundlage stellen? Wo wollen Sie selbst sonst die Kraft hernehmen, Ihrem Herrn auf Leben und Tod zu dienen, als aus dieser innern Gewißheit? Ich verehre in der Person des Königs Gottes gesalbten Stellvertreter, der die Geschicke der Völker lenkt und nur dem ewigen Herrn Rechenschaft schuldig ist. Daher ist seine Macht unbegrenzt, soweit es die Natur der Körperwelt gestattet, sie ist unbegreiflich, denn sie entspringt einer höhern Weltordnung.

Oeder.

Halten Sie ein, lieber Obrist! solche Reden sind es, mit denen man die gute Sache der Regierungen nur verdächtig macht. Wir haben wahrlich schon genug mit unseren politischen Widersachern aller Farben zu tun, um uns nicht noch durch die Zusammenschmelzung mit dem religiösen Mystizismus alle Hellerdenkenden der lebenden Generation zu Feinden zu machen. Mit nichts schlägt man den Regierungen tiefere Wunden, als wenn man sie in den Kampf der kirchlichen Parteien hinunterzieht, der eben durch solche Unvorsichtigkeiten wieder ganz Deutschland in Brand zu setzen droht. Wer wie Sie seinen Fürsten liebt, sollte auch an seinem Teil alles vermeiden, was ihm in einer so gefahrvollen Zeit neue Gefahren bereitet.

Arneburg.

Und wenn es so wäre, wenn die Mächte der Hölle, die freilich jetzt losgebundener sind als je, den Thron auch um des Altars willen bestür-

men, soll eine christliche Obrigkeit deshalb feig zurückbleiben? Soll sie aufhören, ihre erste Pflicht zu erfüllen, die ewige Wahrheit zu schirmen?

Oeder.

Was Sie und die Ihrigen Wahrheit nennen, ist es nicht für jedermann! Diese Tatsache werden Sie nicht in Abrede stellen und ebensowenig, daß es nicht Sache des Staates ist, zwischen Ihnen und den zahlreichen anderen Auffassungen des Christentums zu entscheiden. Wir wollen uns weder die Zeiten der byzantinischen Hoftheologie, noch die des siebzehnten Jahrhunderts zurückwünschen; was damals bloß widerwärtig und lächerlich war, würde überdem jetzt mehr als verderblich sein. Die Regierung hat dafür zu sorgen, daß die Religionsgesellschaften nicht über ihre Schranken greifen und mit den höheren Staatszwecken in Konflikt geraten; mit ihrem dogmatischen Gehalte hat sie durchaus nichts zu schaffen. Rezipierte Kirchen soll der Staat bei ihren verfassungsmäßigen Rechten erhalten wie jede andere Korporation; ihre Bekenntnisse aber brauchte er so wenig zu schützen als sie ihn zu stützen.

Arneburg.

Sie sehen sehr wegwerfend auf den Beruf, den man in besseren Zeiten als den heiligsten jedes Landesherrn erkannte. Sind Sie aber nicht, selbst nach dem jetzigen Maßstabe gemessen, in einer großen Täuschung befangen, wenn Sie glauben, daß irgend ein Staatswesen ohne den innigsten Zusammenhang mit seiner reli-

giösen Grundlage bestehen könne? Ich denke doch, daß die Heiligkeit des Rechtes noch überall in jedem christlichen Staate der Anfang und das Ende alles dessen ist, was man Gemeinwesen nennt, wie verschieden dieses auch sonst aussehen möge. Das Recht aber ist kein Menschenwerk, es ist der ausgesprochene Wille Gottes, dem Menschen kund getan in der Heiligen Schrift und seinem Gewissen.

Oeder.

Immer wieder solche allgemeine Phrasen! Mit dem gesamten göttlichen Rechte würden Sie nicht den einfachsten Rechtsstreit schlichten können. Wenn ich meinen Vater beerben und mit Stiefgeschwistern teilen soll, so entscheidet darüber nicht die Bibel, noch mein Gewissen, sondern es ist rein menschliche Bestimmung, ob ich nach Kulmischem Recht, oder nach der Danziger Willkür, oder nach dem gemeinen Recht, oder nach dem preußischen Landrechte erbe. Wenn ich einen Schatz in diesem Hause finde, so entscheidet nicht die Bibel oder mein Gewissen, ob er mir, oder dem Hauseigentümer, oder dem Landesherrn gehöre, sondern das Gesetz, das in einem bestimmten Jahre von einem bestimmten Gesetzgeber erlassen ist. Und wahrhaftig, es sollte Ihnen schwer werden darzutun, daß das römische Privatrecht, oder das ältere deutsche Recht, oder der Code Napoléon oder das badische Landrecht von 1811 einen integrierenden Teil der Bibel ausmachen, oder aus sonstigen Offenbarungen geschöpft seien!

Arneburg.

Weshalb schweigen Sie so hartnäckig, lieber Waldheim, und geben mich meinem juristischen Gegner gänzlich preis?

Waldheim.

Weil ich nach meiner Anschauungsweise bei meinen beiden Freunden ein Stück Wahrheit finde und über das Verhältnis beider zueinander nachdenke.

Arneburg.

Wollen Sie etwa eine Vermittelung nach der beliebten Art versuchen, wobei man die beiden Extreme abschneidet und dann den Rest zusammenwirft?

Waldheim.

O nein, dazu verspüre ich weder Neigung in mir, noch Veranlassung in der Sache! Jeder von Ihnen hat vielmehr eine Seite der Frage vollständig ergriffen und irrt nur darin, daß er die andere, ebenso befugte ausschließt.

Arneburg.

Mißverständnisse kommen, wie Asmus sehr scharfsinnig bemerkt, daher, daß sich die Menschen nicht verstehen. Helfen Sie also zum Verständnis.

Waldheim.

Ich sollte meinen, jede aufrichtige Betrachtung lehre, daß das Recht ebensowohl eine göttliche als eine menschliche Seite hat.

Arneburg.

Gibt es denn aber, um von dem Nächsten zu reden, ein Eigentum ohne das göttliche Gebot: Du sollst nicht stehlen? Würden alle die Gesetzbücher, die der Ministerialrat herzählt, imstande gewesen sein, dieses allen Völkern, wenn auch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Form geoffenbarte Gebot zu erfinden oder in die Herzen der Menschen zu pflanzen?

Waldheim.

Sicher nicht. Das Menschengeschlecht ist mit der Wahrheit zerfallen und hat sie daher nicht mehr in sich; wie der Planet bedarf es einer bescheinenden Sonne, um erleuchtet zu werden. Die Bestimmung, daß jedem das Seinige bleiben soll, so einfach sie klingt, konnte nur durch göttliche Autorität Eingang finden, und ohne diese wäre selbst der Begriff eines Eigentums undenkbar. Dieses ist daher auch die göttliche Seite des Rechtes, niedergelegt für die Völker in ihren Offenbarungen, für den Einzelnen in seinem Gewissen, unabhängig und unerreichbar für jeden menschlichen Willen. Hiermit ist jedoch immer nur die eine Seite erwogen. Was nämlich für jeden als das Seinige, als sein wohlerworbenes Eigentum anzusehen sei, hierüber kann nicht versucht werden, Aufschluß in den heiligen Schriften oder in dem einzelnen Gewissen zu finden, sondern es muß hierzu allerdings noch die menschliche Seite des Rechts in Betracht gezogen werden. Zwischen dem göttlichen Recht und dem einzelnen Falle steht immer noch ein Drittes, Mittleres, das positive Recht im juristischen Sinne.

Arneburg.

Also soll es zulässig und gestattet sein, daß menschliche Willkür, die Theorien einer glaubensleeren, antichristlichen Zeit, dem ewigen Rechte der geoffenbarten Wahrheit zum Hohne, über die wichtigsten Angelegenheiten der Völker verfügen? Diese Lehre hätte ich in Ihrem Munde nicht erwartet!

Waldheim.

Sie legen sie aber auch erst in meinen Mund. Vielleicht leuchtet Ihnen mein Gedanke besser ein, wenn ich statt der menschlichen von der historischen Seite des Rechtes spreche. Ebensowenig willkürlich, ebensowenig vom menschlichen Fürwitze gewollt und gemacht, als der Gang der Geschichte überhaupt, ebensowenig ist es die historische Rechtsbildung.

Arneburg.

Wie entsteht denn aber nun dieses positive Recht, worin liegt die Bürgschaft, daß es nicht in Widerspruch mit den geoffenbarten Geboten trete?

Waldheim.

Ich antworte Ihnen: Es entsteht durch Gewohnheit und Gesetz. Die Gewohnheit geht aus dem gesamten Kulturzustand und Leben der Nationen hervor; durch die fortgesetzte Befolgung der Regel wird sie zur Sitte; dadurch, daß sie auch von der Obrigkeit als etwas sich von selbst Verstehendes anerkannt wird, zur eigentlichen Rechtsgewohnheit. Das Gesetz hat ursprünglich nur den Beruf, die Lücken des Ge-

wohnheitsrechts zu ergänzen, die Widersprüche zu lösen, das Ganze übersichtlich zusammenzufassen. Geht ein Gesetz über diese Aufgabe hinaus, ändert und verletzt es wohlerworbene Rechte, so ist es ein ungerechtes, gleichviel von wem es ausgegangen. Ja es wird für den Gesetzgeber zur wirklichen Sünde, denn wenn jemand durch menschliches Recht einen Besitz, ein Eigentum einmal rechtlich erworben hat, so schützt ihn das göttliche Gebot in seinem Recht, und wer ihn darin stört, der bestiehlt ihn, um es kurz zu sagen.

Oeder.

Bis zu diesem Äußersten wollte ich Sie gelangen lassen; es richtet sich selbst! Da in Ihrem Rechtsbildungsprozeß alles entweder göttlich oder geschichtlich hergeht, so ist für das eigentlich Vernünftige nirgends eine Stelle frei. Statt das Organ des präsumtiven, vernünftigen Gesamtwillens zu sein, als Gesetz auszusprechen, was die Verwirklichung des höhern Zweckes erheischt, verbleibt dem Staate nur die niedrige Rolle: zu schützen, was ohne ihn entstanden ist.

Waldheim.

Freilich habe ich auch nicht vom Privatrechte reden können, ohne hiermit zugleich den Mittelpunkt und Kern unseres alten Zwistes über das Wesen des Staates zu treffen. Ich will ihn nicht im einzelnen erneuern, lieber Freund, aber ich muß aus tiefstem Herzensgrunde wiederholen, daß diese unselige Theorie von einer Staatsgesetzgebung, die zu allem berufen und berechtigt sei, mehr als alle Leidenschaft,

als aller böser Wille an dem Gebäude des europäischen Staatslebens gerüttelt und in dem politischen Gefühle des Menschengeschlechtes den verhängnisvollen Umschwung erzeugt hat, der seit einem halben Jahrhunderte den Weltteil bedroht.

Arneburg.

Aber auch ich, lieber Waldheim, muß mich gegen Ihre Ansicht verwahren, da sie dem Zeitgeiste, den Sie bestreiten, gefährliche Zugeständnisse macht. Der Staat ist keine Rechtsanstalt, sondern ein Haushalt, in welchem Gott der Hausvater, der Fürst sein irdischer Stellvertreter ist, und die Untertanen seine Kinder. Darum sollen sie nicht bloß dem gütigen Herrn, sondern auch dem wunderlichen gehorchen, darum sollen sie untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt hat. Er ist es, der die Kleinen und die Großen gemacht, der in allen Landen Herrschaft gesetzt hat, und wer dieser widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung in den menschlichen Dingen. Diese Lehre mag den Ohren der Mitwelt hart klingen, aber sie ist von dem Geiste der Wahrheit verkündet und wird dauern, wenn alle Gespinste der Afterweisheit längst zerrissen sind.

Waldheim.

Wie und wo soll ich es anfangen, Ihnen entgegen zu treten, teuerster Arneburg! Alle großen, edlen Irrtümer sind ja immer nur daraus entstanden, daß ewige Wahrheiten aus ihrem Zusammenhange gerissen und vereinzelt wurden! So auch hier. Suchen Sie sich in das

Wesen der christlich-germanischen Monarchie ganz hinein zu versetzen, so werden die von Ihnen hingestellten Schriftworte dort ihre volle Erfüllung, zugleich aber auch ihre notwendige Ergänzung finden. Ohne diese und in dem Sinne genommen, der Ihnen jetzt vorschwebt, verfallen sie dem Geschick aller von ihrer lebendigen Umgebung entkleideten Texte: sie öffnen die Türe zu verkehrten Auslegungen und irrigen Systemen.

Oeder.

Muß ich wieder auf eine jener pretiösen Redensarten stoßen, die mit allem Rechte das Stichblatt der Witzeleien der Radikalen und des Mißmutes besonnener Männer geworden sind! Christlich-germanische Monarchie!

Waldheim.

Mag sein, daß diese Bezeichnung die Heiterkeit der einen und den Verdruß der andern reizt; ich wünschte wohl selbst, daß ein Wort in den Sprachgebrauch überginge, das den Gegensatz zu dem Absolutismus in allen seinen Gestalten schärfer und einfacher ausdrückte. Bis dahin aber bleibe ich bei meinem Terminus, der mindestens den Vorteil hat, die beiden Hauptelemente des wahren Staates deutlich nebeneinander zu stellen.

Arneburg.

Weshalb nicht lieber bloß von einer christlichen Obrigkeit sprechen, wie eine bessere gläubige Zeit die Regierungen benannte?

Waldheim.

Weil hier bedenkliche Mißverständnisse mit unterlaufen können, wie Sie es an sich selbst beweisen, mein lieber Freund! Gestatten Sie mir, den Nachweis hiefür etwas näher zu führen. Die antike Staatsidee, die auf der Vergötterung des Lebens in seiner Erscheinung beruht, und sich daher als das unbedingt Höchste setzen mußte, ist eben durch jene beiden Mächte gebrochen worden, die ungefähr zu gleicher Zeit in die Geschichte eintreten: das Christentum und die germanische Nationalität. Das erste lehrt den Menschen, daß seine Heimat nicht auf dieser Welt, und deren Erscheinungen im Staate daher nicht den höchsten Maßstab für sein Verhalten abgeben könne. Es befreite ihn aus den Banden des absoluten Staates, indem es ihm aber gebot, der Obrigkeit um Gottes willen zu gehorchen, setzte es ein ganz anderes Prinzip der Unterordnung ein als dasjenige, welches aus dem Aufgehen des Einzelwillens in die republikanische Gemeinschaft erwachsen war.

Arneburg.

Ohne Zweifel! Der antike Staat verlangt, daß der Einzelne seinen Willen verliere an die Gesamtheit, deren Glied er wiederum war; das Christentum gebietet ihm aber, seinen Willen aufgehen zu lassen. Ist diese Grundlage aber nicht völlig genügend, um darauf den Gottes Ordnung entsprechenden Staat aufzubauen?

Waldheim.

Immerhin wird doch noch weiter zu erwägen sein, mit welchem Material und nach welchem

Plane das Gebäude auf jenem Grunde aufgeführt wurde. Der jüngere Zachariä weist vortrefflich nach, daß die Alten nur die Wahl zu haben glaubten zwischen Tyrannei und Volksherrschaft. Daher ihre natürliche Vorliebe für die Republik, obgleich ihre Philosophen der Idee nach die Monarchie für den vollkommensten Staat erklärten. Man hielt principatum ac libertatem für res dissociabiles. In den Nationalitäten der alten Welt hätte daher die schriftmäßige Lehre dem Despotismus der königlichen Alleingewalt die Türe geöffnet und eine wirkliche Cäsareopapie begründet. Die Geschichte der späteren Imperatoren sowie noch ferner die byzantinischen Kaiser liefern hievon den Beweis. Da führte die göttliche Vorsehung die germanischen Völker auf die große Weltbühne, und mit ihnen die Freiheitsidee, die dem Christentum entspricht. Jene glühende Freiheitsliebe, die in der Heilighaltung jedes Einzelnrechtes wurzelt, „jener würdevolle Gehorsam, jene Dienstbarkeit der Herzen“ ist durch und durch germanischer Natur.

Oeder.

Allerdings zeigt sie uns schon Tacitus in allen Hauptzügen. Ich begreife, daß Sie den Entwickelungsprozeß des mittelalterigen Staa-

---

Zachariä, Heinrich Albert, berühmter Staats- rechts- und Strafrechtslehrer (1806—1875).

principatum ac libertatem für res dissociabiles = Monarchie und Freiheit für unvereinbar.

Tacitus in seiner Germania.

tes in das Durchdringen des christlichen und des germanischen Elementes setzen. Der Gehorsam des Christen und die Freiheit des Germanen!

Waldheim.

Vortrefflich! Dieses Verhältnis ist es aber auch, in welchem noch bis zum heutigen Tage alles wurzelt, was den gesunden Kern unserer ganzen europäischen staatlichen und geselligen Ordnung ausmacht, ungeachtet des theokratischen Absolutismus des siebzehnten und des philanthropischen Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts, ungeachtet der wilden Revolution der Jakobiner und der zahmen Revolution der liberalen Beamten und Deputierten!

Oeder.

In allem dem mag neben vielem Nebelhaften auch einiges Richtige liegen. Aber lassen Sie mich von diesen Abschweifungen zur nächsten Gegenwart zurückkehren und eine Frage wiederholen, der Sie schon einmal auswichen. Wie verschieden wir auch über den Ursprung und Verlauf der jetzigen politischen Gefahren urteilen mögen, daß sie leider in drohender Gestalt vorhanden sind, daß es hohe Zeit wäre, ihnen wirksamer als bisher zu begegnen, darüber kann unter denen, die es mit ihrem Lande redlich meinen, kein Zwiespalt sein. Ich habe früher wohl selbst die vorhandenen Mittel der Verwaltung, energisch angewendet, für hinreichend gehalten, will aber nicht leugnen, daß eine Herbeiziehung neuer Kräfte sehr wünschenswert wäre. Was können und sollen denn

nun die Regierungen nach Ihrer Ansicht unternehmen, um dem Zerstörungswerk Einhalt zu tun?

Waldheim.

Unermeßliche Frage! Der Versuch, hierauf allgemein zu antworten, würde die leerste Abstraktion sein! Wenn irgend etwas, so ist diese Aufgabe nach Zeit und Ort durchaus verschieden. Was vor dreißig Jahren nach der großen Restauration bei klarer Erkenntnis und aufrichtigem Willen leicht gewesen, war im Jahre 1840 selbst bei höchster Vorsicht nur noch annähernd zugänglich. Was vor fünf Jahren noch vielleicht direkt erreichbar schien: eine klare Verständigung mit dem bessern Geiste der Nation, mit seinen reellen Bedürfnissen und Ansprüchen, ist jetzt schon in dem Strome der Parteiungen mit fortgerissen. Was in kleinen Ländern möglich und zweckdienlich ist, paßt nicht auf die großen, in die Weltverhältnisse verflochtenen Mächte; was dort ausführbar erscheint, wo der politischen Wahrheit nur die Formen des administrativen Absolutismus gegenüberstehen, darf da nicht versucht werden, wo eine moderne Konstitution dem Staatsabsolutismus eine rechtliche Existenz gewährleistet hat.

Oeder.

Nach Ihrer eigenen frühern Forderung werden Sie aber doch wenigstens ein bestimmtes Ziel andeuten müssen, auf das die Regierungen in Ihrem Sinne lossteuern sollen, wenn auch unter den verschiedenartigsten Modifikationen.

Waldheim.

O ja! Dergleichen ist ja dem Konjekturalpolitiker, vulgo politischen Kannengießer, stets gestattet.

Oeder.

Kein unzeitiger Scherz in einer so ernsthaften Materie!

Waldheim.

Ich verfalle aus bloßer Beängstigung in diesen schlechten Ton, da Ihr politisches Verhör mich etwas angreift. Also wenn ich berufen wäre, Rat zu erteilen, so würde ich sagen: Die Regierungen möchten versuchen, die falsche Freiheit durch die wahre Freiheit zu bekämpfen.

Oeder.

Mit diesem sybillinischen Rate wäre wohl niemand sonderlich gedient. Lassen Sie es sich lieber gefällig sein aus dem Orakelton in die nüchterne Wirklichkeit herabzusteigen und etwa die noch beschränktere Frage zu betrachten: Welchen Weg können unter den gegenwärtigen Umständen solche Regierungen einschlagen, die noch nicht durch die Repräsentativkonstitutionen an Händen und Füßen geknebelt, heilsamer Einflüsse unfähig geworden sind?

Waldheim.

In der Rolle, die Sie mir in unserm Zwiegespräche zuteilen, müßte ich dem Zuhörer ziemlich anmaßend und lächerlich vorkommen. Da wir deren aber keine haben, so wage ich allerdings wenig dabei, mein Programm aufzustellen: die Regierungen sollen erstens viele

Dinge gar nicht mehr regieren, sondern sie denen zu besorgen überlassen, die es angeht.

Oeder.

Dies ist allerdings eine sehr einfache Lösung wesentlicher Schwierigkeiten! Man regiere gar nicht mehr, entschlage sich der höchsten Pflicht des Staates, für die Wohlfahrt der anvertrauten Untertanen zu sorgen, und lasse die Dinge gehen, wie sie eben wollen. Ob dabei der Staat von einer hohen Kulturstufe auf die unterste zurücksinkt, ob die Schulen bestehen, die Wege fahrbar, die Flüsse schiffbar sind, ob der Gemeindehaushalt überwacht, die Sicherheitspolizei gehandhabt, die Gewerbe abgegrenzt und beaufsichtigt, das Armen- und Krankenwesen geordnet sei, alles das sind untergeordnete Rücksichten, keiner Betrachtung wert!

Waldheim.

Dieses Mal sind Sie derjenige, welchen die Nüchternheit verläßt, der in wilde Übertreibung gerät. Damit, daß ich behaupte, von den Dingen, die Sie herzählen, könnten manche ohne materielle Nachteile und mit entschiedenem politischem Vorteil aus den Händen der Staatsverwaltung in die der Privaten, Korporationen, Gemeinden, Kreis- und Provinzialverbände zurückgegeben werden, habe ich noch keineswegs unternommen, die angemessene Linie zwischen beiden Gebieten zu ziehen. Ich beschränke mich auf die Überzeugung, daß die zentralisierende Allesregiererei eine der gefährlichsten Krankheiten des modernen Staatswesens ist, und daß

man aufrichtig an ihre Heilung gehen müsse, wenn für die wahre Freiheit wieder Luft und Raum gewonnen werden soll. Lassen Sie mich hieran noch eine zweite Forderung knüpfen: die Regierungen sollen andere Dinge nur in voller Gemeinschaft mit denen regieren, die es angeht.

Oeder.

Diese Redensart ins Verständliche übersetzt, heißt also: Stände, schreiende, störende, verwirrende, hemmende, mitregierende Stände!

Waldheim.

Nach Abzug der schmückenden Beiworte antworte ich: Ja!

Arneburg.

Um bei diesem Resultat anzulangen, hätte es der Verwahrungen gegen die Verirrungen des Zeitgeistes wahrlich nicht bedurft! Die noch aufrecht stehenden Obrigkeiten sollen den Widerstand gegen die Revolution aufgeben und sich die Fesseln selbst anlegen! — Nein, lieber fallen im ehrlichen Kampfe für das gute Recht unserer Könige, für den Thron, auf den sie der göttliche Wille und die Taten ihrer Vorfahren gesetzt, für die legitime Herrschaft, unter der die Staaten groß und glorreich geworden sind! Keine Teilung der Souveränität, keine Beschränkung einer Gewalt, die stets unbeschränkt gewesen und es zum Heil der Völker stets bleiben muß!

Waldheim.

Stets unbeschränkt gewesen? Ich muß Sie zunächst bei dieser Behauptung festhalten, lieber

Arneburg. Erlauben Sie mir, daß ich mich gegen Sie einer Argumentation bediene, die noch dazu das Interessante hat, daß unlängst der erste Minister des heutigen Frankreichs sie zu ähnlichem Zwecke gegen einen unserer Freunde gebrauchte. Sie haben sich, wie ich weiß, gründlich mit der Geschichte des französischen Mittelalters beschäftigt und von der Chronique de St. Denys an bis zu Enguerrand de Monstrelet fleißig aus den Quellen geschöpft. Glauben Sie wohl, daß ein König in der blühendsten Epoche des Patrimonialstaates, daß etwa Ludwig der Heilige irgend eine große Regierungshandlung habe durchführen können, wenn er dabei im entschiedensten Widerspruche mit seinen Prälaten und Baronen gestanden hätte? oder ein etwas späterer König noch außerdem mit den Kommunen und Parlamenten? Würde er ein tief eingreifendes Gesetz erlassen, eine Änderung in der Thronfolge beliebt, einen großen Krieg unternommen, ja nur eine neue allgemeine Steuer ausgeschrieben haben, wenn eine solche Maßregel die bestimmte Mehrheit der Meistberechtigten in der Monarchie offenbar gegen sich gehabt hätte?

Arneburg.

Ich getraue mich allerdings nicht diese Frage zu bejahen.

Waldheim.

Sagen Sie lieber bestimmt nein. Der König war, dem positiven Recht und noch weit mehr

---

Enguerrand de Monstrelet, französischer Chronikschreiber (1390—1453), der im Dienste Johannes des Blinden von Luxemburg stand. Seine zwei Bücher Chroniken setzen die Froissarts fort.

der Natur der Dinge nach, daran gebunden, seine wesentlichsten Handlungen im Einklange mit den bedeutenden Männern des Landes zu erhalten. Wie, wenn nun jetzt bloß eine Veränderung darin eingetreten wäre, daß dasselbe, was dem Könige damals gegen einige hundert geistliche und weltliche Vasallen oblag, jetzt gegen hunderttausend Personen zu beobachten ist, die ein gewisses Maß von Steuern bezahlen? An die Stelle der Edelleute und Prälaten wären hiebei die Wähler getreten; eine Veränderung in der Zahl und Art, bei der aber das Verhältnis der königlichen Machtvollkommenheit zu deren Beschränkung ungefähr dasselbe bliebe. Der König müßte die Meinung der Wähler für seine Absichten gewinnen, wie damals die Meinung der Vasallen.

Arneburg.

Unmöglich wollen Sie doch diesen Vergleich in seinem ganzen Umfange gelten lassen. Sie ergötzen sich lediglich an einer sinnreichen Zusammenstellung.

Waldheim.

Damit legen Sie wohl dem Gedanken weniger Wert bei, als er verdient. Das Repräsentativsystem steht als Zerrbild doch dem mittelalterigen Feudalstaate näher als die Hof- und Beamtenregierung seit Ludwig XIV. Übrigens sollte das Guizotsche Zitat auch nur dazu dienen, Ihren Ausspruch über die Unbeschränktheit der königlichen Macht etwas näher zu be-

Guizot, Guillaume, französischer Geschichtschreiber und Staatsmann (1787—1874).

leuchten. Das Schiefe, Irrige in jener Vergleichung gebe ich Ihnen in vollem Maße preis.

Arneburg.

Schon die Personen, die in diesen beiden Zeitabschnitten den Königen gegenüberstanden: die rechtmäßigen, historischen Stände und die jetzigen Volksvertreter! Dies erinnert mich an Geijers Abhandlungen, die ich unlängst gelesen. Wie hat es diesem geistvollen, auch auf seinen jetzigen Abwegen unendlich belehrenden Forscher begegnen können, zu glauben: der Hauptcharakter der Gegenwart bestehe darin, daß das Persönlichkeitsprinzip vorwiege! Ich bin geneigt, genau das Umgekehrte zu behaupten und einen Hauptunterschied früherer und jetziger Zeit in das Verhältnis vom Sein zum Haben zu verlegen. Die Bedeutung eines Menschen in besseren Zeiten hing davon ab, daß er etwas war. Ich bin Fürst, Edelmann, ich bin aus diesem oder jenem Geschlechte, ich bin Bürger dieser oder jener Stadt; dieses gab die Entscheidung für die Stellung im Leben. Wenn auch das später Erlangte hinzutrat, immer klebte die ganze Stellung an der Person als solcher, an der Persönlichkeit. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entwickelte sich ein bedeutungsvolles Mittelglied: der Beamtenstand. Der Kanzler, der Richter, der Amtmann ist zwar etwas, aber doch nur insofern er dieses Amt hat. Er verliert jene Eigenschaft, wenn er den Besitz des Amtes verliert.

Geijer, Erik Gustav, schwedischer Historiker und Dichter (1783—1847).

Waldheim.

Lassen Sie mich Ihren Gedanken noch an einem sehr überzeugenden Beispiele klarmachen, an dem Gegensatze des katholischen Geistlichen zu dem protestantischen. Der Priester *ist* Priester, ganz unabhängig von dem besondern geistlichen Amte, das er etwa bekleiden mag; der character indelebilis bleibt ihm, wenn er die Pfarre verliert. Der protestantische ist hingegen als Geistlicher nur dann etwas Bestimmtes, wenn er ein bestimmtes geistliches Amt bekleidet; wenn er dieses einbüßt, so hindert ihn nichts, in jeden andern Lebensweg einzutreten. Nicht wahr?

Arneburg.

Ich nehme den Handschuh nicht auf, weil es mir hier nicht auf den Vorzug oder die Verwerflichkeit eines besonderen Priesterstandes, sondern nur auf das Faktum ankommt.

Waldheim.

Fahren Sie ja ungestört fort.

Arneburg.

In der jetzigen Zeit tritt nun das Element des Besitzes immer mehr in den Vordergrund. Man *hat* eine Fabrik, ein Handelsgeschäft, ein Landgut, man *hat* überhaupt Geld. Hierdurch, durch diesen Besitz, abgesehen von jeder Persönlichkeit, wird man angesehen und einflußreich. Man tritt an die Spitze der modernen Gesellschaft, man wird Volksrepräsentant, Geschworener, Gemeinderat, Offizier der Nationalgarde. Daneben hält sich noch die Stellung durch das Amt gerade durch ihre gemischte Natur. Die

reine Persönlichkeit hingegen tritt immer mehr zurück oder sucht zu kapitulieren: der Fürst wird Staatsoberhaupt, der größere Edelmann Pair.

Waldheim.

Wollen Sie nicht noch das letzte Glied dieser Kette hinzufügen? Das Ende und zu gleicher Zeit der totale Umschwung läge ja offenbar in der konsequenten Durchführung der Demokratie, in der wieder alles auf die nackte Persönlichkeit, auf die allgemeine Eigenschaft ein Mensch zu sein, basiert ist. Auf weitem Umwege kommen wir so wieder bei Geijers Satz an.

Oeder.

Schlagen Sie überhaupt keine so weiten Umwege und Abwege ein, und geben Sie uns lieber einen getreuen Abriß Ihrer ständischen Mustermonarchie. Die Regierung hat also hinfüro mit dem gemeinen Wohle nichts mehr zu schaffen, und was ihr dann noch etwa übrigbleibt, das teilt sie mit den Ständen auf die Gefahr hinaus, was bei dieser societas leonina dann herauskomme.

Waldheim.

Scherzen Sie jetzt nicht in einer ernsten Materie? Ich bin weder der Ansicht, daß der

---

societas leonina. Aus Äsops Fabeln „Der Löwe und der wilde Esel" und „Der Löwe, der Esel und der Fuchs" entlehnen wir den Ausdruck „Löwenanteil", d. h. den unverschämt großen Anteil, den sich der Stärkere kraft des Rechts des Stärkeren zuspricht. Auf Grund dieser Fabel heißt in der Rechtswissenschaft ein Gesellschaftsvertrag, wonach der eine Teilnehmer allen Nachteil trägt, der andere allen Nutzen zieht, eine societas leonina.

Landesherr sich indifferent gegen das materielle Wohl seiner Untertanen zu verhalten habe, noch daß er verpflichtet sei, seine sämtlichen Regierungsakte an die Genehmigung der Stände zu binden. Weder im Recht noch in dem wohlverstandenen Vorteile der Stände ist eine solche Forderung begründet, die allerdings eine wirkliche Revolution in sich schlösse.

Oeder.

Um so mehr erbitte ich mir dann eine nähere Abgrenzung Ihres ständischen Systems.

Waldheim.

Sie werden mir freilich erlauben müssen, weiter auszuholen. Ich unterscheide in dem königlichen Berufe zwei Seiten, gewissermaßen eine negative und eine positive, die Pflicht, den bestehenden Rechtszustand zu schützen, und die Sorge für die Wohlfahrt der Untertanen. Die erstere umfaßt wieder den Schutz nach außen, durch das Kriegsheer und die auswärtigen Relationen, und den Schutz nach innen: die Gerechtigkeitspflege. Die Handhabung des innern und des äußern Friedens ist allein Recht und Pflicht des Königs; niemand ist berufen und befähigt, die Ausübung dieses Amtes mit ihm zu teilen.

Arneburg.

Gewiß nicht; Gottes Einsetzung spricht hiefür ebenso laut, als selbst die gemeinste Erwägung des wahrhaft Dienlichen, sobald sie nur nicht schon vom Schwindelgeiste vorweg verfälscht ist.

Waldheim.

Anders verhält es sich mit der Sorge für die leibliche und geistige Wohlfahrt des anvertrauten Volkes. Was hierin geschehen kann und soll, dem kann nun entweder schon durch die eigenen Mittel des Landesherrn genügt werden, oder die erforderlichen Mittel greifen in die Privatrechte der Untertanen ein.

Oeder.

Der Unterschied ist mir nicht deutlich. Beispiele!

Waldheim.

Beispielsweise also zähle ich zu den ersteren die Handhabung der Polizei, insoweit sie keine Freiheitsbeschränkungen in sich schließt, die Einrichtung des öffentlichen Schulwesens, die weltliche Hilfe für die Zwecke der Kirche, die Armen- und Krankenpflege, genug alles, was die materiellen, sittlichen und intellektuellen Fortschritte des Volkes zu fördern geeignet ist, soweit die Regierung es wirklich in ihren Kreis ziehen muß und soweit sie hiezu keinerlei positive Opfer von den Untertanen in Anspruch zu nehmen hat. Hieraus ist klar, was ich zu der andern Kategorie rechnen muß: alle solche Anstalten und Maßregeln zum gemeinen oder partikularen Besten, die nur durch Veränderungen in dem bestehenden Rechtsstande und Auferlegung von Opfern ins Leben treten können.

Oeder.

Einfacher gesagt: Sie wollen unterscheiden zwischen solchen Maßregeln der Regierung, wo

sie bloß gibt, und denen, wo sie vorher nehmen muß.

Waldheim.

Sehr gut! Trotz Ihrer Abneigung gegen doktrinelle Formeln haben Sie dieses Mal selbst die kürzeste gefunden. Ich halte nun dafür, daß der Landesherr sich zu diesen beiden Kategorien von Regierungsmaßregeln, Gesetzen oder Verordnungen in einer ganz verschiedenen Stellung befindet. Im ersteren Falle läge der Entschluß zwar noch innerhalb seiner eigenen Befugnisse; man darf aber niemand gegen seinen Willen beglücken, und es ist vermessen, über das Wohl und Wehe anderer zu verfügen, ohne sich davon zu überzeugen, was sie selbst dafür erkennen. Der Landesherr wird daher auch in bester Absicht nichts auf diesem Gebiete beschließen, ehe er nicht den vollen Rat und das Gutachten der Beteiligten eingezogen hat. Im andern Falle, wo es sich um aufzulegende Opfer und Eingriffe in die Rechtssphäre der Untertanen handelt, sei es durch Gesetzgebung oder Verwaltung, darf in der gerechten Monarchie nichts geschehen ohne freie Zustimmung derer, welchen die Opfer, die Rechtsänderungen zugemutet werden.

Oeder.

Bei Handlungen, die nicht bloß den Schutz des Vorhandenen, sondern die weitere Entwickelung des Staatslebens betreffen, bedarf also der Landesherr nach Ihrer Ansicht im erstern Falle des Rates der Stände, im andern ihrer Zustimmung?

Waldheim.

Allerdings. Wenn diese, wie ich glaube, aus dem wahren Wesen deutscher Fürstenherrschaft entnommenen Grundsätze festgehalten werden, so scheint mir die Form der ständischen Institutionen nicht von besonderer Wichtigkeit.

Oeder.

Haben Sie wohl die naheliegende Frage einigermaßen erwogen, wie sich die Finanzen, der eigentliche Mittelpunkt der heutigen Staatsmaschine, zu Ihrem ständischen Systeme verhalten würden? Es kommt mir vor, als wenn diese allein hinreichten, um es aus den Angeln zu heben.

Waldheim.

Ich verkenne gar nicht, daß dies der schwierigste Punkt ist, um aus dem abstrakten Staate herauszukommen. In der ältern Monarchie bestritt der Landesherr bekanntlich die Ausgaben, soweit hierzu die dem regierenden Hause aus den Domänen, Regalien und nutzbaren Rechten zufließenden Einnahmen hinreichten. Was darüber hinaus erforderlich war, brachte das Land durch seine Steuern auf, nachdem ihm die Notwendigkeit des Ausgabepostens dargetan worden war. Die finanzielle Wirksamkeit der Stände hatte daher ein für beide Teile scharf begrenztes Feld; nur die Zölle blieben gemischter Natur. Von schlechten Theorien verleitet oder gezwungen, haben die regierenden Häuser ihren eigenen Besitz großenteils eingebüßt, und hiermit das Fundament des ganzen Staatshaushaltes.

Oeder.

Eben deshalb ist ja aber die Rückkehr zu Ihrem Ideale unmöglich.

Waldheim.

Davon kann ich mich noch nicht überzeugen. Freilich würde eine Budgetsverhandlung nach jetzigem Zuschnitte auch das beste ständische Wesen in den Repräsentativstaat umschlagen machen. Aber man unterscheide zwischen dem exzeptionellen Übergangszustand und der Zukunft. Den Bestand der Monarchie in Frage zu stellen, in den Bedingungen ihrer Existenz zu wühlen, diese unermeßliche Verantwortlichkeit kann und darf niemand auf sich laden. Die jetzigen Einnahmen sind daher als fester Ausgangspunkt anzunehmen, über welche, als dem langjährigen, erfahrungsmäßigen Bedürfnisse, keine Transaktion gestattet ist. Wo hingegen in Zukunft neue Steuern ausgeschrieben, wo neue Staatsschulden eingegangen werden sollen, da ist die Zustimmung der Stände allerdings unerläßlich. Eine Budgetsverhandlung folgt daraus begreiflicherweise noch keineswegs, sondern nur die genügende Rechtfertigung der neuen Ausgabe und der aufrichtige Nachweis, daß die bisherigen Einnahmequellen sie nicht decken.

Oeder.

Welche Regierung würde sich aber freiwillig solche Beschränkungen auferlegen wollen? welche Gattung unserer Reformer sich mit einem solchen Verfassungszustande begnügen?

Waldheim.

Vielleicht weit mehrere, als wir, an dem Maßstabe der Kammerreden und Zeitungsartikel gemessen, jetzt glauben! Auch ich glaube den politischen und sozialen Entwickelungsgang unsers Volkes seit einer Reihe von Jahren aufmerksam und nicht ohne Frucht beobachtet zu haben. Neben den leider überlauten Stimmen der eigentlichen revolutionären Partei ist selbst in den Reihen der Opposition noch die Zahl der Männer sehr groß, die lediglich einen sichern Schutz ihrer Eigentums- und Personenrechte gegen Willkür jeder Art verlangt. Daß sie bisher diesen Schutz nur in dem Repräsentativsysteme zu finden gewähnt, ist die größte politische Kalamität der Gegenwart. Mit solchen ist eine Aussöhnung, eine aufrichtige Verständigung noch möglich. Der Regent trete aus dem verderblichen Dunkel des absoluten Staates heraus, mit seinen Rechten und Pflichten den Untertanen offen gegenüber. Er spreche vollständig und ohne Rückhalt aus, wo die Grenzen seiner Befugnisse gezogen sind, er entsage der Zentralisation und dem Verwaltungsdespotismus, er setze die rechtmäßigen Stände in ihre volle Wirksamkeit ein, er erkläre dabei, daß sie die Vertreter aller positiven Rechte, aber weder die Wächter seiner Regierung, noch weniger seine Mitregenten seien. Wahrlich, hiermit allein würde allen, die der Belehrung und des unbefangenen Urteils noch fähig sind, ein fester Anhalt gegeben sein; sie würden erkennen, daß jedes gute Recht geschützt, jeder Willkür Schranken

gesetzt, und dabei doch die Bedingungen festgehalten seien, auf denen die Ehre, die Macht und die wahre Wohlfahrt Deutschlands unabänderlich beruhen!

Oeder.

Wie gern möchte ich Ihrem Traumbilde Leben wünschen, selbst seine großen Schwächen überdecken, wenn es vor dem Schlimmern schirmte! Aber ich kann diesen sanguinischen Hoffnungen nicht folgen. Sobald das Schiff des Staates aus dem Hafen, der es bisher barg, hinaus auf das offene Meer geworfen wird, kann ihm niemand mehr die Richtung geben! Die übermächtige Strömung wird es auf die Klippen treiben, an denen so viele andere bereits gescheitert sind. Entweder die unbeschränkte Staatsgewalt oder die Repräsentativkonstitution!

Arneburg.

Und mit ihr die Regierung des Mittelstandes, und mit dieser der Untergang des alten christlichen Europa!

Waldheim.

Wäre Ihre schneidende Alternative wirklich die einzige, vermöchten es unsere Fürsten nicht mehr, das Nessushemde des Staatsabsolutismus abzustreifen, ohne dadurch der Revolution selbst die Türe zu öffnen, so wäre damit zugleich ausgesprochen, daß es überhaupt keine andere Rückkehr mehr gibt, als das Äußerste des Übels. Alle europäischen Staaten wären dann dazu verdammt, den Kreislauf zu vollenden, der von

dem Konstitutionstreiben durch die anarchistische Republik hindurch in den Militärdespotismus führt, und aus diesem heraus nach langen unendlichen Leiden wieder in einen politischen Zustand, der im Einklange mit den ewigen Wahrheiten allein Dauer verheißt. Ich stehe noch nicht auf dem Punkte, die Hoffnung aufzugeben, die es einem Fürsten, der die Erkenntnis mit dem Willen verbindet, unmöglich fallen sollte, seinen Staat auf der Grundlage wahrer Freiheit zu restaurieren. Wäre es aber in Gottes unerforschlichem Ratschluß anders beschlossen, so gebe Er, daß, wenn sein Gericht einst vorübergegangen ist, die teure Lehre besser genutzt werde als in jenem welthistorischen Abschnitte, den man Restauration zu nennen pflegt!

Arneburg.

Noch gebe ich den Kampf nicht auf, noch sind auch für unsere Fürsten die Hilfen nicht erschöpft, um im Streite gegen die triumphierende Mittelmäßigkeit zu bestehen. Sie mögen den Mut haben, sich an die Massen zu wenden. Dort in den unteren und zahlreichsten Volksklassen sind noch ihre natürlichen Verbündeten, sind noch unverbrauchte Kräfte, sind noch Naturen, die der Dankbarkeit, der Ehrerbietung, der Belehrung fähig sind, die vor allem der Rückkehr zur Gottesfurcht zugänglicher sind, als das in der schlechten Zeitbildung verkommene, um Treu und Glauben gebrachte Publikum der Zeitungen, Bürgerversammlungen und Deputiertenkammern!

Oeder.

Predigen Sie einen Bundschuh, einen Kampf der Armen gegen den Reichen?

Arneburg.

Die Monarchie ist in Deutschland noch nicht mit Fäusten und Pflastersteinen angegriffen worden; sie braucht diese auch noch nicht zu ihrer Verteidigung. Man bekämpft sie öffentlich und unterwühlt sie heimlich auf dem legalen Wege; auf demselben Wege verteidige sie sich! Und zwar wie jede tüchtige Verteidigung, indem sie selbst in Angriff übergeht!

Oeder.

Was wollen Sie damit sagen?

Arneburg.

Können Sie leugnen, daß die Gesetzgebung bisher fast ausschließlich die Interessen des Mittelstandes zum Ziele und Zwecke gehabt, daß die Regierung überwiegend in deren Sinne geführt worden ist? Wir wissen, welchen Dank die Landesherren geerntet, welcher Gebrauch von dem erlangten Alleinbesitze der Geldmacht vor unseren Augen gemacht wird! Wenn eine Regierung ihr gottlob noch immer beträchtliches Gewicht in die andere Wagschale würfe, wenn sie sich die Interessen der besitzlosen Stände zum Hauptziele nähme, wenn sie in diesem Sinne regierte, verwaltete? Versteht sich, immer auf rein gesetzlichem Wege, aber dieser ist sehr

---

Bundschuh, Bauernaufstand 1491/1492, so genannt, weil die Gotteshausleute der Abtei Kempten zuerst den Bauern- oder Bundschuh als Kriegszeichen aufsteckten.

breit. Selbst den liberalsten Kammern kann man Gesetze abfordern, die noch liberaler, wenn auch in einer andern Richtung als die hergebrachten sind! Glauben Sie nicht, daß die große Mehrzahl des Volkes imstande wäre, sich von dem trugvollen Leitseile loszumachen, an welchem sie jetzt von der Aristokratie des Geldes, der Industrie, des Spießbürgertumes gegängelt wird? daß sie einzusehen vermöchte, wo ihre eigentlichen Gegner und wo ihre wahren Verbündeten zu suchen sind? Glauben Sie nicht, daß dann auch eine Tagesliteratur emportauchen würde, die ihnen diese Lehre ebenso eindringlich vorhielte als jetzt die umgekehrte? daß sich auch eine öffentliche Meinung bilden könnte in entgegengesetzter Richtung, wie die heutige? daß diese die gerechte Sache der Könige mächtiger stützen werde als alle Palliative der heutigen Regierungskunst? daß das Verhältnis der Kräfte in beiden Lagern sich gewaltig umgestalten, bei einem etwaigen Zusammenstoße ganz andere Resultate liefern würde als die Katastrophen, die wir seit 1789 gesehen haben?

Oeder.

Ich habe keine andere Antwort auf Ihre stürmischen Fragen, als daß kein besonnener Staatsdiener zu einem solchen entsetzlichen Wagestücke raten könnte. Um diesen Preis wäre jede Hilfe zu teuer erkauft!

Arneburg.

Weil Ihnen an dem gleichförmigen Gange des Staatsräderwerks mehr liegt als an dem ge-

heiligten Rechte Ihres Fürsten; mehr an der genußreichen Ordnung des materiellen Lebens, als an der legitimen, in Gottes Geboten begründeten Ordnung des christlichen Staates!

Waldheim.

Verzeihen Sie seinem Schmerze, lieber Oeder! Wir müssen ja alle drei unser Gespräch enden, wie wir es begonnen: in der ängstigenden Gemeinschaft des Gefühles einer gefahrvollen Zeit und in der Einsicht, daß gegen jeden Rettungsgedanken sich ebenso große Bedenken erheben! Ich teile zwar mit Ihnen die volle Überzeugung, daß keine Zuversicht auf eine höhere Leitung der menschlichen Geschicke davon entbinde, mit Daransetzung aller Kräfte stets die Hand an den Pflug zu legen. Aber wenn es gilt zu suchen, wo hinaus sich wenden, dann werden Sie sich wieder mit uns in der Bitte vereinigen müssen, daß Gott diejenigen, die Er dazu berufen, erleuchten möge mit Seinem Lichte, ohne welches keine menschliche Einsicht den heilsamen Pfad in der tiefen Finsternis finden wird!

Elftes Gespräch.

Arneburg.

Ich nehme von dem heutigen Nachmittage und Ihrem gastfreien Hause die angenehmste Erinnerung mit, geehrtester Herr Crusius. Damit ich aber mit gutem Gewissen glauben kann, nicht die entgegengesetzte Empfindung bei Ihnen zurückzulassen, möchte ich Sie noch ganz

summarisch um Verzeihung bitten, wenn ich Sie in der Lebendigkeit unseres Tischgespräches in irgend einer Weise verletzt haben sollte.

Crusius.

Sie beschämen mich, Herr Obrist; auf mir als Wirt ruht ja die doppelte Schuld, wenn ich Veranlassung dazu gegeben habe, Ihr Mißfallen zu reizen.

Arneburg.

Nicht also. Keine Veranlassung berechtigt dazu, in der Liebe zu fehlen. Und so verlange ich nochmals, daß Sie mir aufrichtig sagen, ob ich Ihnen durch meine Äußerungen über die Wislicenusschen Streitigkeiten und das Wesen der Lichtfreunde wehgetan habe, damit ich Sie noch um Verzeihung bitten kann, ehe die Sonne über unserm Streit untergeht.

Crusius.

Von meiner Person ist hiebei keine Rede; ich bin ganz davon überzeugt, daß Sie mir nie etwas Unangenehmes zufügen wollen. Anders ist es freilich mit der Sache selbst. Daher erwidere ich Ihre offene Frage mit einer ebenso offenen: Wie können Sie es mit der Liebe vereinigen, die das Christentum als das höchste der Gebote erklärt, Andersglaubende ohne weiteres zu verdammen?

Wislicenus, Gustav Adolf, Führer der freien Gemeinden (1803—1875), ursprünglich evangelischer Pfarrer, nach seiner Amtsentsetzung (1846 wegen des Vortrags „Ob Schrift, ob Geist") Prediger der „Lichtfreunde" zu Halle.

Arneburg.

Ich verdamme nicht Personen, sondern Lehren.

Crusius.

Diese Unterscheidung kenne ich, kann sie aber nicht gelten lassen. Eben mit diesem Satze hat man in den finstersten Zeiten des Mittelalters alle die Greuel hervorgerufen, vor deren bloßen Erzählung uns jetzt noch die Haut schaudert. Aus dem hochmütigen Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Satzungen heraus, hat die römische Kirche alle Lehren als Ketzerei bezeichnet, die von der ihrigen abweichen. Auch sie hat die Ketzer nicht mit irdischen Strafen treffen wollen, sondern sie lediglich dem weltlichen Arm überwiesen. Wohin diese feine Unterscheidung führte, davon geben die Scheiterhaufen von Huß und der spanischen Inquisition unvergeßliche Zeugnisse. Nein, Herr Obrist, wenn man erst den Mut sich angemaßt hat, Lehren zu verdammen, so folgt die Verdammung der Personen immer hinterher. Wenn irgend etwas als die teuerste Errungenschaft des von den Fesseln der Hierarchie befreiten Menschengeistes angesehen werden kann, so ist es die Toleranz. Ich gestehe Ihnen offen, daß bei der Partei unserer Frommen nichts mich mehr abstößt als dieser Abfall von dem Geiste der Reformation, diese Rückkehr zu der papistischen Intoleranz.

Arneburg.

Der Gegenstand, welchen Sie berühren, ist zu ausgedehnt, als daß ich es jetzt unternehmen

könnte, ihn in seiner eigentlichen Bedeutung darlegen zu wollen. Ich muß daher selbst den sonst sehr leichten Beweis unterlassen, daß Sie sich eben in der Hauptsache, in dem Geiste der evangelischen Reformation und ihrer Urheber gänzlich täuschen. Dagegen erlaube ich mir Ihnen folgende Frage vorzulegen: Weshalb wenden Sie die von Ihnen als oberste Forderung hingestellte Toleranz nicht auch auf diejenigen an, welche auf dem religiösen Standpunkte stehen, den Sie Pietismus, Mystizismus nennen? Während an unserm Tische viel davon die Rede war, daß die Juden volle Emanzipation verlangen, daß die von Christus mit klarem Bewußtsein sich lösenden Männer in Magdeburg, Breslau, Halle, Königsberg ungehindert bleiben müßten, innerhalb der evangelischen Kirche ihr Zerstörungswerk fortzusetzen, rief man die Energie des Staates auf gegen das neue protestantische Papsttum, gegen die Konventikel, die Gewissensbeunruhigung durch kleine Traktate und große Vereine. Wenn ich nun für diese Richtung dieselbe Duldung, dieselbe Befreiung von öffentlichem Zwang und heimlicher Befeindung in Anspruch nehme, mit welchem Rechte verweigern Sie hier die Toleranz?

Crusius.

Hierauf habe ich eine sehr einfache Antwort zu geben: Nur wer Gutes selbst leistet, kann das gleiche in Anspruch nehmen. Nur wer selbst tolerant gegen Andersgläubige ist, kann dieselbe Toleranz für sich fordern. Machen Sie hiervon die Anwendung auf Ihren Fall.

Arneburg.

Diese Anwendung werde ich machen. Ihr Räsonnement läßt sich präzis in folgende Gestalt bringen: Ich habe eine gewisse Meinung, nämlich die, daß man gegen jede andere Meinung tolerant sein müsse. Ein anderer hat diese Meinung nicht. Also brauche ich auch gegen diesen nicht tolerant zu sein. Oder in anderen Worten ausgedrückt: Sie sind duldsam gegen denjenigen, der mit Ihnen einerlei Meinung ist, aber unduldsam gegen den, der es nicht ist. Nun möchte ich aber nur einzusehen vermögen, welcher Unterschied zwischen diesem Gedankengange und dem Grundsatze ist, den Sie der christlichen Orthodoxie vorwerfen. Auch diese verträgt sich vollkommen mit allen, die mit ihr auf derselben Grundlage stehen, und schließt nur diejenigen aus, die diese Grundlage nicht anerkennen. Doch ja, ein Unterschied ist allerdings vorhanden. Der gläubige Christ stützt die Sicherheit und die Alleingültigkeit seines intoleranten Glaubens auf göttliche Erleuchtung, während der Gegner seine intolerante Toleranz aus eigener Berechtigung ableitet.

Crusius.

Wenn Sie nicht scherzten, so müßte ich dies scharfsinnige Räsonnement als echt jesuitische Sophismen bezeichnen.

Arneburg.

Sie tun mir damit teils zu viel Ehre, teils ebensoviel Unrecht an. Doch hier kommt unser Freund Waldheim, der von den Jesuiten mehr wissen sollte als wir.

Waldheim.

Hat sich der Kampf noch weiter fortgesponnen?

Crusius.

Ich sollte freilich unsere protestantischen Schwächen nicht vor Ihnen aufdecken. Aber bitten möchte ich Sie doch, dem Herrn Obristen, der mir eben die Identität von Toleranz und Intoleranz bewiesen hat, diesen Unterschied deutlicher zu machen, als ich es vermocht habe.

Waldheim.

Ich kenne die Gedanken meines Freundes hierüber und wünsche nur, daß auch er seine richtige Lehre da in ungeteilte Anwendung bringe, wo sie gegen ihn selbst von anderer Seite her in Anspruch genommen wird.

Arneburg.

Ich verstehe den Vorwurf.

Crusius.

Aber ich nicht, und daher bitte ich nochmals, daß Herr Waldheim, den ich als einen billig denkenden Katholiken achte, uns sage, was er von seinem Standpunkt aus von der Toleranz halte, die ich nun einmal nicht umhin kann, als die höchste Notwendigkeit anzusehen.

Waldheim.

Ich fürchte, daß ich das Lob der Billigkeit, welches Sie mir beilegen wollen, in Ihrem Sinne nicht rechtfertige. Doch nehme ich keinen Anstand, Ihnen ganz beizupflichten, daß in

unseren bestimmt gegebenen Verhältnissen diejenige Forderung für alle Teile unbedingt notwendig sei, die mit einem nicht glücklich gewählten Ausdruck als Toleranz bezeichnet wird. wird.

Crusius.

Weshalb nennen Sie dieses köstliche Wort ein unglücklich gewähltes?

Waldheim.

Weil es mannigfaltigen und groben Mißverständnisses fähig ist. Der Beigeschmack von Indifferentismus ist es auch wohl, der meinen Freund Arneburg dahin bringt, sich dagegen aufzulehnen. Religiöse Duldsamkeit wird erst dann zur Tugend, wenn sie eben eine religiöse ist, das heißt, wenn sie von eigenem festem Glauben ausgeht.

Crusius.

Hiermit scheint mir aber doch nichts, wie unser Ministerialrat sagen würde, für den praktischen Standpunkt gewonnen zu sein. Ich frage daher ganz bestimmt, wie sollen nach Ihrer Ansicht die verschiedenen religiösen, ja auch die verschiedenen politischen Parteien sich einander ansehen, was sollen sie einander leisten?

Waldheim.

Hierauf antworte ich zunächst: Gerechtigkeit und Liebe. Sie sollen gegeneinander unterlassen, was die Gerechtigkeit verbietet, sie sollen einander gewähren, was die Liebe verlangt.

Crusius.

Dann wird gewiß niemand widersprechen.

Waldheim.

Wollte Gott, niemand handelte dagegen, und gleichwohl ist das Entgegengesetzte die Regel. Die Gerechtigkeit fordert schon nach der Definition des heidnischen Juristen, daß man ehrlich handle, niemand verletze, jedem das Seinige gebe. Werden diese Gebote in den Kämpfen der politischen und religiösen Parteien beobachtet? Die Liebe ist nach einem weit höhern Ausspruche langmütig und freundlich, sie eifert nicht, sie blähet sich nicht, sie sucht nicht das ihre, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. Ist das Bild, welches sich vor unsern Augen zeigt, diesen Anforderungen entsprechend? Könnte ich doch hiervon diejenigen ausnehmen, welchen es gegeben worden ist, die Wahrheit in den ewigen und irdischen Dingen zu bekennen! Aber auch die Wahrheit kann als Partei verfochten werden, und auch die Wohlmeinendsten und Erkenntnisreichsten verfallen dann denselben Gefahren, wie ihre Gegner.

Arneburg.

Daß auf den Gebieten der höchsten Interessen der Kampf gerade in unserer Zeit wieder stärker entbrannt sei, halte ich für einen wahren Segen. Aber ich habe allerdings schmerzlich genug erfahren, was es heißt, politischen und religiösen Anfeindungen gegenüberzustehen. Wer den Gehorsam gegen seinen von Gott gesetzten Fürsten bewahrt, gilt dem heutigen Liberalismus als ein Mann, der sich den Mächtigen angenehm machen, Ehren und Glücksgüter erwerben wolle, und um seines Eigennutzes

willen Ohr und Herz vor jeder bessern Überzeugung, jeder freisinnigen Regung verschließe. Fürstenknecht, Schmeichler, Kriecher sind seine Namen, und hat er gar etwa das Unglück einer höhern Geburt, so kann er der Brandmarke nicht entgehen, daß es ihm nur um Rettung seiner Privilegien zu tun sei. Dieselbe Behandlung erfährt der gläubige Christ von dem Unglauben in allen seinen Schattierungen. Er ist ein Heuchler oder ein Schwärmer, will betrügen oder ist betrogen. Unterdrückung jeder geistigen Tätigkeit, planmäßige Verfinsterung, diese Zwecke werden stets bei ihm vorausgesetzt, Bosheit oder Dummheit, zwischen beiden läßt man ihm, dem Pietisten, Frömmler, Mucker, Jesuiten, allein die Wahl.

Crusius.

Dieses Zerrbild, denn für ein solches gilt es mir, Herr Obrist, paßt wenigstens nicht auf die Kreise, in welchen ich gelebt habe. In diesen beschränkt man sich lediglich darauf, seine politische und religiöse Unabhängigkeit und die teuersten Güter, welche eine bessere Zeit errungen hat, gegen die Ultras aller Art zu verteidigen.

Arneburg.

Ganz recht, von dem, was Sie Verteidigung nennen, sprach ich soeben.

Waldheim.

Erlauben Sie mir, Herr Crusius, daß ich die weitere Antwort übernehme. Mein lieber Arneburg, der genau weiß, wie weit unsere

gemeinschaftliche Basis reicht, wird mir vielleicht mehr Unbefangenheit in diesem Zwiste zuerkennen. Die Hand auf das Herz, lieber Freund, pflegen wir es mit jenen politischen Gegnern anders zu halten? Sind wir nicht sehr geneigt, bei denen, welche sich zu den kurrenten Zeitmeinungen bekennen, schlimme Nebenabsichten, Neid gegen Höherstehende, Sucht, sich einen Namen zu bereiten, Popularität zu erlangen, von vornherein vorauszusetzen? Wer unter ihnen nach seinem Bekenntnisse handelt, wer gar an dem Streite gegen die rechtmäßige Obrigkeit tätigen Anteil nimmt: glauben wir nicht auch, daß es ihm nur darauf ankomme, das Bestehende zu stürzen, um die jetzigen Machtgeber zu beerben, seinem Eigennutze, seiner Herrschsucht zu frönen? Was setzen wir bei unsern religiösen Gegnern voraus, bei denen, die dem Christentume mit Wort und Tat entgegentreten? Die Bande des ewigen Gesetzes sollen gelockert, die Schranken durchbrochen werden, welche die Leidenschaften, die Genußgier, alle die schlechten Triebe unter göttlicher Autorität gefangen halten. Persönliche Schlechtigkeit, Feindschaft gegen die ewige Wahrheit, oder in gelindester Auslegung Mangel an aller Erhebung über den Standpunkt der Sinne: dieses sind die alleinigen Erklärungen, die wir für die Seelengeschichte derer zu geben wissen, welche sich der Offenbarung in Christo entziehen.

Crusius.

Ja, das ist wahr, so lauten die Verketzerungen, die man täglich hören und erdulden muß.

Waldheim.

Beides ist wahr, und daß es für beide Seiten wahr ist, darin liegt der tiefe Schmerz. Jeder fängt damit an, seinen Gegnern subjektive Zwecke unterzuschieben, und eher nach allen Auslegungen zu suchen als anzunehmen, daß sie in gutem Glauben und ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil der Ansicht anhängen, die sie für die richtige halten. Daher die Bitterkeit, die Gehässigkeit, die sich in alle politische und religiöse Zwiste mengt, ihnen sofort den Charakter der Persönlichkeit verleiht, sie aber auch zugleich für die Ausbreitung der Wahrheit völlig unfruchtbar macht.

Arneburg.

Dem, was sie sagen, lieber Waldheim, will und kann ich nicht entgegentreten. Aber es war das nicht zu allen Zeiten Ihre Anschauungsweise.

Waldheim.

Ich verdiene den Vorwurf und nehme ihn bereitwillig hin. Ich habe diese Erfahrungen allerdings erst in vollem Maß an meinem eigenen Herzen machen müssen. O ja, es gibt Menschen genug, die in den Parteiungen nur sich selbst, ihren Gewinn oder die Befriedigung ihrer Leidenschaften suchen. Diese sind aber auf beiden Seiten und machen keineswegs die Regel aus. Man darf und soll voraussetzen, daß der Gegner bei seinen Handlungen keine außerhalb der Sache liegende Absicht habe, sondern daß es ein in der menschlichen Gebrechlichkeit wurzelnder Irrtum sei, welchem er in festem Glauben

an dessen Wahrheit anhänge und zur Richtschnur seines Lebens mache. Eine solche Überzeugung wirkt durchaus keine Indifferenz, aber sie schützt vor persönlicher Gehässigkeit, und daher wolle Gott sie in uns mehren und stärken!

Crusius.

Diesem Schlusse trete ich ganz bei. Aus demselben Gefühle sind mir aber Streitschriften so widerwärtig; es kommt mir so vor, als spräche und schriebe jeder nur für seine eigene Partei, wie sehr er sich auch anstellen möge, als wolle er den Gegner überzeugen. Enfoncer des portes ouvertes ist der bezeichnende Ausdruck der Franzosen dafür.

Waldheim.

Daß die in der Seele lebende Überzeugung in Rede und Schrift nach allen Kräften verteidigt werde, ist für jeden, der den innern und äußern Beruf hierzu empfangen hat, Pflicht. Ihr Verdammungsurteil über Streitschriften im allgemeinen teile ich daher nicht. Aber ich verlange dabei objektive Gerechtigkeit im Urteil und Gewissenhaftigkeit in dem Gebrauche der Mittel. Ich verlange ferner, daß jeder, der für seine Sprache spricht oder schreibt, wie durchdrungen er auch von dem eigenen Rechte sei, sich auf den Standpunkt der Gegenpartei zu versetzen, und von diesem in den Streit hineinzuschauen vermöge. Wer dieses nicht kann oder will, wird vielleicht bei den Seinigen einiges Wohlgefallen erregen, aber nie eine fruchtbare

---

Enfoncer des portes ouvertes = offene Türen einrennen.

Wirkung auf die entgegengesetzte Seite ausüben. — Doch, lieber Arneburg, es ist Zeit, daß wir dem freundlichen Wirte Lebewohl sagen und unsern gemeinsamen Heimweg antreten.

Zwölftes Gespräch.

Arneburg.

Ich mache mir Vorwürfe, mich in einen unfruchtbaren Streit eingelassen zu haben, nachdem ich mit dem festen Vorsatze in das Haus des sonst so wackern Crusius gegangen war, seiner rationalistischen Selbstgenügsamkeit nicht in den Weg zu treten.

Waldheim.

Allerdings ist es eigentlich nur geraten und ersprießlich, mit denen zu streiten, mit welchen man gleicher Meinung ist.

Arneburg.

Wenigstens die Grundlagen gemein hat. Eben deswegen, lieber Waldheim, nehme ich das Gespräch da auf, wohin Sie es nicht gelangen ließen. Ihre Entrüstung galt doch wohl vornehmlich der evangelischen Kontroverse gegen den Katholizismus.

Waldheim.

Nicht vornehmlich; jene gehässige Weise ist aber freilich auf diesem Gebiete überwiegend.

Arneburg.

Sind wir dabei aber im Angriffe? Haben wohl die ersten Reformatoren und bis jetzt noch

alle evangelischen Christen anderes begehrt, als daß alle diejenigen, die den Namen Jesu anrufen, sich auch als Diener eines Herrn erkennen sollen? Besitzen Sie einen andern Grund für Ihren Glauben als den einen, auf den auch wir bauen? Diese Gemeinschaft ist es ja eben, die von der römischen Kirche verweigert wird, so den ersten Reformatoren wie auch uns. Wodurch anders ist es denn gekommen, daß seit drei Jahrhunderten die Christenheit in zwei feindseligen Lagern sich gegenübersteht!

Waldheim.

Ich habe nicht die Absicht, in eine eigentliche theologische Kontroverse einzugehen. Daher liegt es mir auch im jetzigen Augenblicke nicht ob, Ihnen darzutun, daß es bei der Frage nach dem rechten Glauben nicht allein auf dessen Inhalt, sondern ebenso sehr darauf ankommt, woher wir den Glauben empfangen haben. Es würde uns dieses auf die Lehre von der Kirche führen: die große Kluft zwischen den getrennten Konfessionen. Sie wissen so gut als ich, daß es nicht mehr wie im sechzehnten Jahrhunderte die eigentlichen dogmatischen Differenzen sind, welche die Scheidewand aufrecht erhalten. Die verschiedene Auffassung der Rechtfertigungslehre oder, in weiterer Ausdehnung, die Lehre vom Urzustande des Menschen, von seiner Beschaffenheit nach dem Falle, von Glauben und Werken, Freiheit und Gnade, würden kein durchgreifendes Hindernis zur Verständigung der Konfessionen abgeben. Die Auffassung jener Dogmen ist unter den gläubigen Protestanten

selbst so verschieden, und der Lauf der Zeit hat die ersten schroffen Scheidungen hierin so weit verringert, daß selbst von den Theologen der Gegensatz zu dem Bekenntnisse des Tridentinums schwerlich als unübersteigliche Schwierigkeit angesehen werden möchte. Für die große Masse haben diese mehr spekulativen Unterschiede die trennende Kraft längst verloren; sie sind dem wissenschaftlichen Gebiete längst verfallen, und würden dort neben manchen anderen fortbestehen. Auch die Disziplinarpunkte: der Laienkelch, die Priesterehe, bilden keine solche absolute Scheidewand; sie gehören ungeachtet ihrer hohen Bedeutung doch nur zum historischen Leben der Kirche, und es wären daher transitorische Zugeständnisse möglich, wie es sich bei den Hussiten, unierten Griechen und Armeniern gezeigt hat. Das Leben der kirchlichen Genossenschaften erhält jedoch, wie schon oft bemerkt worden, aus ganz anderen Quellen seine Dauer, als aus den Lehrmeinungen, um derentwillen die Spaltung begonnen hat. In demselben Maße ist der Gegensatz in der Lehre von der Kirche, der kaum in der Absicht der ersten Reformatoren gelegen, zu jener Höhe emporgestiegen, die nach menschlichem Ermessen jede Wiedervereinigung zu verhindern scheint.

Arneburg.

Wollen Sie uns den Besitz einer Kirche absprechen?

Waldheim.

Erlauben Sie, daß ich, um sicher zu sein, nicht meine Definition in Ihren Mund zu legen, den

hier obwaltenden Gegensatz mit den ungefähren Worten eines Ihrer geistvollsten Theologen ausdrücke: der Protestant ist nur Mitglied einer Kirche, weil er weiß, daß diese Kirche die Wahrheit habe, ihm ist der Glaube nicht Resultat der Kirche, sondern die Kirche Resultat des Glaubens; sein Prinzip ist es eben, daß es im Streite um die Wahrheit keinen Richter gebe. Oder wie Tittmann es noch unumwundener ausgesprochen: das Wesen der protestantischen Kirche sei darein zu setzen, daß die Einheit nicht erkannt werde an der Einheit des Bekenntnisses, sondern an der Einheit des Geistes, der in der Schrift allein die Wahrheit sucht, und darum forschet, sie zu finden. Ist hier nicht, wie schon anderswo erinnert worden, die protestantische Kirche ausdrücklich als eine solche gesetzt, welche zum Fundamente nicht die gefundene Wahrheit hat, sondern den Willen ihrer Mitglieder, sie zu finden? Mußte nicht der Protestantismus deshalb stets verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei? Diesen Erklärungen stellen Sie dann unsern Glaubenssatz gegenüber: die katholische Kirche ist die Gesamtheit aller christlichen Gemeinden, die in demselben Glauben vereinigt sind unter einem gemeinsamen Haupte! Doch ich wiederhole, daß ich in keiner Weise gesonnen bin, das theologische Verhältnis der protestantischen Konfessionen zur katholischen Kirche zu be-

---

Tittmann, Johann August Heinrich, evangelischer Theolog (1773—1831), verfaßte u. a. eine „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (1805).

rühren; ich hatte es lediglich mit dem äußern faktischen Charakter derer zu tun, welche nach Gottes unerforschlichem Ratschluß einander in getrennten Bekenntnissen gegenüberstehen.

Arneburg.

Nun dann, so mag man auf seiten der evangelischen wie der römischen Christen noch so sehr beklagen, daß der andere Teil sich der vollen Wahrheit nicht hingebe, mag jeder auch alles daransetzen, den andern von seinen Irrtümern zu überzeugen, immer wird doch das Bedürfnis nicht zurückgewiesen werden können, das rechtliche Nebeneinanderbestehen beider Konfessionen anzuerkennen. Es ist dieses für Deutschland das Resultat der Kämpfe von drei Jahrhunderten, die Grundlage unsers ganzen Staatenlebens, und daß die römische Kirche dennoch dieser unermeßlichen Tatsache eine aufrichtige Anerkennung verweigert, ist es, was nie zu einem wahren Frieden zwischen den Konfessionen gelangen läßt.

Waldheim.

Dieser Vorwurf, so oft er auch gehört wird, scheint mir in dieser Fassung durchaus ungerecht. Es läuft hierbei stets eine handgreifliche Verwechselung des geistlichen und weltlichen Standpunktes mit unter. Der Katholik verkennt sicher nicht die rechtliche Tatsache, daß im ehemaligen deutschen Reiche und im jetzigen Staatenbunde zwei Konfessionen mit völlig gleichen Rechten nebeneinander bestehen: daß jede von beiden unbedingt fordern kann in aller und jeder Hinsicht, innerhalb ihres kirchlichen

Lebens durchaus nicht gehindert zu werden. Diese Grundlage hat sich der Katholik wahrhaftig oft genug in der Lage befunden anzurufen, um sie nicht zu vergessen! Ich gehe aber unbedenklich noch weiter mit Ihnen. Ein weit höheres Gebot verlangt, daß jeder Christ, auf welcher Seite er stehe, sich mit dem gläubigen Teile der andern Konfession bis dahin verbunden erkenne, wo die Differenz beginnt, und daß er daher dessen Sache zu der seinigen mache, wo sie von dem gemeinsamen Feinde, dem Unglauben in jeglicher Gestalt, angetastet wird. Hier soll jeder Zwiespalt schweigen; es ist nicht genug, daß man sich der Mitwirkung bei den am konfessionellen Gegner begangenen Ungerechtigkeiten enthalte, sondern man soll offenkundig Zeugnis ablegen, daß man mit ihm zusammenstehe in dem Kampfe um sein gutes Recht.

Arneburg.

Wer wollte unter uns hier nicht freudig beistimmen?

Waldheim.

Auch danach handeln in der Stunde der Prüfung? Lieber Arneburg, haben die gläubigen Protestanten diese heilige Pflicht in dem letzten Jahrhunderte wohl stets erfüllt, haben sie selbst nur den guten Willen gezeigt, bei den dargebotenen dringenden Veranlassungen den alten Haß beiseite zu setzen?

Arneburg.

Übersehen Sie nicht, daß, wenn in dem Kampfe, welchen eine gerechte und wohlwollende Regierung zu führen sich gedrungen fand, das

konfessionelle Element in den Streit hineingezogen worden ist, der Vorwurf hiefür zuerst die katholischen Schriftsteller trifft, die in ihren glühenden Broschüren und Zeitschriften die irrige Meinung verbreiteten, daß es sich um ein Attentat des Protestantismus gegen den katholischen Glauben handele. Freilich, wenn man jede Fehde des Staates gegen die römische Kirche Protestantismus nennen will, so hat man es leicht, unsern Namen dem Hasse der ununterrichteten Katholiken preiszugeben, aber dieser Protestantismus ist dann ganz ebenso in den katholischen Staaten wie in den evangelischen zu Hause, und hat mit dem Glaubensgrunde der Reformatoren nichts gemein.

Waldheim.

Gesetzt, es habe sich bei jenem schmerzlichen Hergange wirklich alles so verhalten, wie es Ihnen erscheint, was hinderte dann die gläubigen Protestanten, diesen Mißverstand zu lösen und sich aufrichtig auf die Seite der bedrängten katholischen Kirche zu stellen? Statt dessen fanden sie sich, um mit den Ausdrücken eines ihrer ehrenwertesten Wortführer zu reden, sofort gedrungen, Front gegen die katholische Kirche zu machen, ja sie verirrten sich weit genug, um den Theorien eines Staatskirchenrechts zu huldigen, das sonst mit ihrer Anschauungsweise sicher nicht zusammenstimmt.

Arneburg.

Ich dächte, daß Sie auf diese Angelegenheit mit minderem Kummer zurückblicken könnten, da niemand mehr als die Katholiken sich der

Wirkungen derselben zu erfreuen gehabt hat. Eben aus jenem Zusammenstoß ist durch alle Adern der römischen Kirche in Deutschland ein neues Leben überströmt.

Waldheim.

Ich wünschte, mich dieses Segens, den ich in seinem ganzen Umfang erkenne, ungeteilt erfreuen zu können. Daß dieses nie der Fall sein kann, ist mein Schmerz. Aber wenn dort wenigstens Erklärungen möglich und zulässig sind, weshalb die Teilnahme der Protestanten eine stumme oder feindliche war, wie ist es hiermit bei späteren Zeitereignissen beschaffen, die auch nicht entfernt das protestantische Interesse berührten? Ich zeige auf die Verfolgungen, welche die katholische Kirche in der pyrenäischen Halbinsel, in Rußland, in der Schweiz erlitten. Sind nicht auch diese Gewalttaten von den sonst so beredten und rührigen Wortführern des protestantischen Europa mit tiefer Ruhe hingenommen worden, hat es wohl selbst an geheimer und lauter Billigung der Schläge gemangelt, die gegen das Weib von Babylon geführt worden? Ach, wie schwer wird es doch auch den edelsten unter den getrennten Brüdern, gegen das alte Mutterhaus auch nur die gewöhnlichste Gerechtigkeit zu bewahren!

Arneburg.

Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott! Daher will ich selbst nicht denselben Vorwurf gegen die Ihrigen zurückwenden.

Waldheim.

Tun Sie es, ich weigere mich dessen nicht. Das ist ja eben die bitterste Frucht der Trennung, daß auf beiden Seiten der alte unselige Trugschluß gilt: der Feind meines Feindes ist mein Freund. Welchen unabsehlichen Schaden dieses Verfahren bringt, zeigt sich bereits auf dem politischen Gebiete. Erinnern Sie sich nur, mit welcher Freude wir vor zehn Jahren die augenfällige Erscheinung begrüßten, daß zwischen den kirchlichen Katholiken und den offenbarungsgläubigen Protestanten eine Gemeinschaft allenthalben hervortrat, wo es sich um politische Prinzipien handelte.

Arneburg.

Ich setze die Zeit noch etwas weiter zurück; die Jahre kurz vor und nach den Kriegen, die so viele ernstere Gemüter wieder zu Gott führten, sind auch für die Erweckung einer tiefern politischen Erkenntnis fruchtbar gewesen.

Waldheim.

Und hieran nahmen beide Konfessionen in gleichem Maße teil. Unter denen, die sich mehr zu der theokratischen Basis des Staates hinneigten, ebenso wie unter denen, welche mehr die historisch-rechtliche Seite voranstellten, befanden sich Katholiken und gläubige Protestanten. Vielleicht hat Maistre unter den

---

Maistre, Joseph Graf de, sardinischer Staatsmann (1754—1821), der ausgeprägteste und folgerichtigste Vertreter rein katholischer Politik zu seiner Zeit, auch als Schriftsteller tätig.

ersteren und Haller unter den letzteren mehr Anklang gefunden.

Arneburg.

Doch mit Ausnahme, wovon ich ja selbst, lieber Waldheim, in Ihren Augen den Beweis ablege.

Waldheim.

Allerdings stehen Sie dem Hofregimente des vierzehnten Ludwigs näher als dem natürlich-geselligen Staate des vielgeschmähten Restaurators. Doch lassen wir unsere Personen weg. Das ist sicher, es traten immer mehr Symptome sowohl im persönlichen Verkehr als in der Literatur hervor, daß beide Teile, die Katholiken wie die Protestanten, einen gemeinschaftlichen Kampf gegen das revolutionäre Prinzip für möglich und zulässig hielten. So Adam Müller, Fr. Schlegel, Eckstein, Fr. Bucholz, Sommer, Görres, Becke-

---

Haller, Karl Ludwig, Schweizer Staatsrechtslehrer (1768—1854), trat 1820 zum Katholizismus über.

Eckstein, Ferdinand Baron von, französischer Publizist (1790—1861), nach seinem Übertritt zum Katholizismus Lützower Jäger in den Befreiungskriegen, später als begeisterter Legitimist in Frankreich hervorragend tätig.

Bucholz, Franz Bernhard Ritter von, Publizist und Historiker (1790—1838), Freund Friedrich Schlegels in Wien, schrieb u. a. die „Geschichte der Regierung Ferdinands I." (1830 ff.).

Sommer, Johann Friedrich Joseph, Jurist (1793—1856) schrieb u. a. „Von der Kirche in dieser Zeit" (Betrachtungen von Westfalus Eremita 1819).

Beckedorff, Ludolf von, preußischer Staatsmann (1778—1858), 1827 katholisch geworden.

dorf, Cl. Hügel, Walter, Jarcke, Mone, Konstantin Löwenstein, W. Schütz auf der einen Seite, so Lancicolle, Leo, Vollgraff, Huber, Stahl, Göschel, Puchta, W. Raumer, Geißler, Schulz, Gelzer, Henning auf der andern.

Arneburg.

Nun, war das nicht sehr erfreulich?

Hügel, Klemens Reichsfreiherr von, österreichischer Diplomat und Botaniker (1795—1870).

Walter, Ferdinand, katholischer Kirchenrechtslehrer, Rechtshistoriker und Parlamentarier (1794 bis 1891).

Jarcke, Karl Ernst, der berühmte Publizist im Dienste Metternichs (1801—1852).

Mone, Franz Joseph, Germanist, Historiker und Politiker (1796—1871).

Löwenstein, Erbprinz, Konstantin, Verfasser einer Philosophie des Rechts, gest. 1838.

Schütz, Wilhelm von, vielseitiger Schriftsteller (1776—1847), Freund der Romantiker, katholisch geworden, seit 1838 Vorkämpfer des Episkopates gegen die preußischen Behörden.

Lancicolle, Karl Wilhelm von, Rechtshistoriker (1796—1870), Anhänger Hallers und Parteigänger Gerlachs.

Leo, Heinrich, Geschichtschreiber (1799—1878), katholisierender Protestant.

Huber, Viktor Aimé, Schriftsteller (1800 bis 1869), Mitbegründer der konservativen Partei.

Göschel, Karl Friedrich, Philosoph (1784 bis 1861), suchte die Übereinstimmung der Hegelschen Lehre mit dem Christentum nachzuweisen.

Puchta, Georg Friedrich, hervorragender Rechtshistoriker (1798 bis 1846).

Raumer, Georg Wilhelm, Geschichtsforscher (1800—1856).

Waldheim.

Eben aber in diese entstehende Gemeinschaft hinein schleuderte jenes Ereignis die Brandfackel der Zwietracht. Die keimende Eintracht auf dem politischen Gebiet ist von Grund aus zerstört, ihre Wiederherstellung auf lange Zeit hinaus unmöglich gemacht.

Arneburg.

Glauben Sie dies wirklich?

Waldheim.

Leider ja. Betrachten Sie Ton und Tendenz solcher Blätter, die einem und demselben Feinde gegenüberstehen, die gegen die politische Irrlehre in allen ihren Gradationen den täglichen schweren Kampf zu bestehen haben, und fühlen Sie, wie weit der Riß klafft, der sich auch auf dem rein weltlichen Boden zwischen den Katholiken und den gläubigen Protestanten geöffnet hat. Keiner will ferner die Hilfe des andern empfangen, kaum daß man sich enthält dem allgemeinen Feinde zuzujauchzen, wo er den verhaßten Gegner beschädigt. Selbst da, wo die Gewalt der Umstände so stark ist, daß das Ziel

---

Geißler, Christian Anton, Mitarbeiter an Erschens allg. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Schulz, Albert (Pseudonym San Marte), Literarhistoriker (1802—1893), gab u. a. heraus „Das Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach“ (1836 bis 1841).

Gelzer, Johann Heinrich, Historiker (1813 bis 1889).

Henning, Leopold, genannt von Schönhoff, Philosoph und Nationalökonom (1791—1866).

und die Waffen unverkennbar dieselben sind, wird man, sei es auch in der erzwungensten Weise, an den Tag legen, daß man gegen jedes Bündnis protestiere und der alten Feindschaft durch die zufällige Gemeinschaft im Leiden und Streiten durchaus nichts vergeben wolle.

Arneburg.

Mir scheint, daß Sie hier nur das Bild der katholischen Schriften, insbesondere jenes im Hasse wie im Talente gleich merkwürdigen Münchner Blattes entwerfen.

Waldheim.

Es ist löblich, daß Sie mehr, als es bei Ihren Glaubensgenossen der Fall ist, wenigstens den relativen Wert eines katholischen Organes anerkennen, das seine Mängel mit allen Parteischriften, seine Vorzüge mit keiner mir bekannten gemein hat.

Arneburg.

Regt sich denn aber unter den billig denkenden Katholiken nicht der Wunsch, einen Zustand geendigt zu sehen, der wie sie auch über die Schuld der letzten Jahre denken mögen, doch jedenfalls auch für sie ein nachteiliger, dem Feinde förderlicher ist?

Waldheim.

Noch kann ich diese Frage nicht in dem Maße bejahen, wie ich es so sehnlich wünsche. Wie manche meiner eigenen Freunde, und hierunter Männer von der schärfsten Einsicht und dem

---

Münchner Blatt = Historisch-politische Blätter.

lebendigsten Glauben, erkennen sogar in dieser veränderten Stellung einen reellen Fortschritt! Alle Schonung, alles, wenn auch ausdrücklich beschränkte, Abstrahieren von dem Trennenden, alle Versuche zu vereintem Handeln, sollen aufgegeben, der Gegensatz überall und in allen Sphären menschlicher Tätigkeit in schärfster Gestaltung an das Licht gestellt werden. Jede Gemeinschaft, zu welchem Zwecke und auf welchen Grundlagen es auch sei, sei eine bloß scheinbare und verleite zu gefährlichem Truge. Der Katholik könne auch auf dem bloß politischen Gebiete mit dem gläubigen Protestanten nirgends zusammengehen. Dieses sind die Überzeugungen und Gefühle, wie sie durch die letztverflossenen Jahre geweckt worden sind, und aus täglichen Anreizungen leider nur zu viele Nahrung schöpften.

Arneburg.

Eine solche Gesinnung kann doch nur aus dem beschränktesten Fanatismus oder aus einer Lieblosigkeit kommen, für die ich keinen Ausdruck habe.

Waldheim.

Keines von beiden. Die Männer, deren ich in diesem Augenblicke gedenke, sind weder beschränkt noch lieblos, sondern der entgegengesetzten Eigenschaften voll. Einer unter ihnen, der mir gegenwärtig um so lebhafter vorschwebt, da gerade dieses Thema so oft zwischen uns besprochen worden, gehört zu den scharfblickendsten und geistvollsten Politikern, die Deutschland jetzt besitzt.

Arneburg.

Nun, und Sie teilen diese Ansichten?

Waldheim.

Ich teile sie nicht, und nehme gar keinen Anstand, auch Ihnen meine Empfindung ganz unumwunden darzulegen. Der gläubige Protestantismus hat bei seiner Trennung von der Kirche einen Schatz christlicher Wahrheiten bewahrt; diesen kirchengeschichtlichen Satz wird niemand leugnen wollen, da eben hierin der Unterschied von den mannigfaltigen Gattungen des ungläubigen Protestantismus besteht, von dem vulgären Rationalismus bis zu den Lehrmeinungen hinunter, die nur ebenso viele Formen des Heidentumes sind.

Arneburg.

O ja, die Reformation hat sogar alle christliche Wahrheiten mitgenommen und nur dasjenige zurückgelassen, was das Werk der Menschen beigemengt hatte.

Waldheim.

Lassen wir diese ebensooft wiederholte als widerlegte Behauptung; wenn es Ihnen darum zu tun ist, meine Gedanken über die Frage kennen zu lernen, die uns soeben beschäftigt, so werden Sie es immer über sich gewinnen müssen, sich auf meinen Standpunkt stellen zu lassen.

Arneburg.

Ich schweige.

Waldheim.

In welchem Verhältnisse nun jene geretteten Wahrheiten zu der gesamten Heilsanstalt der

sichtbaren Kirche stehen, hierauf kommt es bei dieser Betrachtung noch nicht an. Alles geht vielmehr auf die Frage hinaus: ob die richtigen politischen Grundbegriffe, diejenigen, welche den eigentlichen Gegensatz zu der falschen politischen Lehre bilden, in jenen übernommenen christlichen Wahrheiten wurzeln oder nicht.

Arneburg.

Kann darüber irgend ein Zweifel sein? Sollte die Lehre der Augsburgischen Konfession nicht ebenso geeignet sein, die Rechte der Throne zu sichern, als die Dekrete des Tridentinums?

Waldheim.

Eben weil die politische Wahrheit auch noch andere Bedingungen erfüllen muß als die Thronrechte zu sichern, ist die Frage doch weit zweifelhafter als sie Ihnen erscheint.

Arneburg.

Sie beantworten sie mit nein?

Waldheim.

Das tue ich nicht. Je ernstlicher ich die Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit, die einzigen Grundlagen aller wahren Politik, mit dem Inhalte der den christlichen Protestanten verbliebenen Glaubenslehren vergleiche, je bestimmter muß ich jene Frage mit ja beantworten. Ja, es ist möglich und daher auch notwendig, daß die Katholiken und die Gläubigen unter den Protestanten zusammengehen usque ad aram! Diese Erkenntnis wird sich Bahn brechen, trotz aller Mißgriffe und Mißverständ-

nisse; sie hat nichts gemein mit religiösem Indifferentismus; sie verschmelzt nicht, was getrennt bleiben muß, aber sie zerreißt auch nicht, was vereinigt bleiben darf. Ich verkenne übrigens nicht, daß es ein Grenzgebiet gibt, auf welchem der Gegensatz der Konfessionen sich sofort geltend macht: die Stellung der Kirche zum Staate. Dieses ist aber auch eben kein rein politisches, und selbst hier wäre viel Verständigung möglich, sobald beide Teile nur erst recht davon durchdrungen sind, daß die höchste Freiheit ebenso der Kirche wie dem Staate zum Segen gereiche.

Arneburg.

Wenn doch diese friedliche Gesinnung allen Ihren Glaubensgenossen innewohnte!

Waldheim.

Sie wird es in dem Maße mehr, als man auch auf protestantischer Seite den legalen Gewalttaten ebensowohl als den heimlichen und öffentlichen Privatanfeindungen entsagt. Ich habe durchaus nichts gegen den ernsthaften theologischen Krieg; er wird und muß dauern, bis die Binde von den Augen fällt. Aber ich habe sehr viel gegen die Guerillas und Freibeuterzüge, wie sie gegenwärtig in den Zeitblättern, Broschüren, Volksschriften, Traktätlein geführt werden, allen schlechten Leidenschaften zu täglicher Nahrung. Es wird Ihnen schwer werden, zuzugestehen, daß der katholische Teil hierbei jetzt ziemlich überall in der Defensive sich befindet, und dennoch ist es wirklich so. Diese Lage macht reizbar und mißtrauisch, und wenn ich von den edelsten Charakteren dennoch ver-

lange, daß sie in demselben Momente, wo sie die aufgedrungene Verteidigungswaffe niedergelegt, die Hand wieder zur brüderlichen Gemeinschaft reichen, so ist eine solche Selbstverleugnung doch eine sehr schwere. — Wir sind unmerklich bei Ihrem Hause angelangt, liebster Arneburg, und müssen uns trennen.

Arneburg.

Nein, nicht trennen, eben das wird mir heute besonders schwer. Ich besorge einiges und suche Sie nachher noch auf. Sie müssen mir heute schon eine Stunde mehr überlassen.

Dreizehntes Gespräch.

Arneburg.

Da bin ich wieder, aufgeregt, gequält durch manche Betrachtung, die Ihre heutigen Worte in mir aufgestachelt haben. Es ist so unaussprechlich traurig, daß zwischen denen, die der Herr durch sein Blut so teuer erkauft hat, nicht in allem und jedem ein vollkommenes Verständnis waltet; daß sie statt dessen den Feinden Christi das Schauspiel giftigen Haders darbieten!

Waldheim.

Ich habe an diesem Schmerze nach beiden Seiten hin viel gelitten!

Arneburg.

Bei den Vorwürfen aber, die Sie der protestantischen Literatur hierin machen, haben Sie doch nicht alle Seiten gegeneinander abgewogen.

Ist nicht mitten aus dem evangelischen Deutschland eine Geschichtschreibung hervorgegangen, die man wohl mit allem Grunde gerade im umgekehrten Sinne tadelt? Ich schweige von Hurter, aber denken Sie an Vogt, an Karl Adolf Menzel, an Böhmer, an Gfrörer, an Jaffé, an Barthold, an Leo. Hat man diesen Männern nicht eher eine Würdigung des Katholizismus vorgeworfen, die sie bis zur Gleichgültigkeit gegen die Interessen der Reformation führe? Haben nicht schon die älteren Historiker, Johann Müller, Planck,

---

Hurter, Friedrich Emanuel von, Historiker (1787—1865), urspr. protest. Theolog, 1844 in Rom katholisch geworden.

Vogt, Eduard (1814—1880), verfaßte 1840 eine Biographie des hl. Franz von Assisi.

Menzel, Karl Adolf, Historiker (1784—1855), verfaßte eine katholisierende „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte“ (1826 ff.)

Böhmer, Joh. Friedrich, Historiker (1795 bis 1863), Lehrer Johannes Janssens, Julius Fickers u. a.

Gfrörer, August Friedrich, Historiker (1803 bis 1861), 1853 katholisch geworden.

Jaffé, Philipp, Historiker (1719—1870), verfaßte u. a. die monumentalen Regesta pontificum Roman. (1851), Schüler Rankes, bereits 1843 durch seinen „Lothar von Sachsen“ aufsehenerregend.

Barthold, Friedrich Wilhelm, Historiker (1799 bis 1858), verfaßte eine katholisierende Geschichte des großen deutschen Kriegs von Gustav Adolfs Tod ab (1841).

Müller, Johannes von, Geschichtschreiber und Staatsmann (1752—1809), der gefeierte „Thukydides der Deutschen“.

Planck, Gottlieb Johann, protest. Theolog (1751 bis 1833), als christlicher Historiker hervorragend tätig, bekannte sich zum „rationalen Supernaturalismus“.

auch Raumer in seinen Hohenstaufen, eine sehr billige Beurteilung katholischer Institute und Persönlichkeiten an den Tag gelegt? und dies zwar oft in eben den Epochen und Begebenheiten, die am meisten zur parteilichen Darstellung anreizen dürften? Ja, ich sage kühn, daß auf diesem Gebiete der Literatur die evangelische Seite den entschiedensten Vorzug der unbefangenen Gerechtigkeit für sich hat. Ich kenne nicht die katholischen Historiker, welche in derselben Eigenschaft gegenüber gestellt werden könnten. P. Wolff, Milbiller, Rotteck, E. Münch, A. Müller, Ellendorf als solche zu nennen, würde Ihnen und mir doch als zu schlechter Spaß vorkommen.

Raumer, Friedrich von (1781—1873), gab 1823 ff. seine einflußreiche Geschichte der Hohenstaufen heraus.

Wolff, Pius, Schauspieler und Dichter (1782 bis 1851).

Milbiller, Joseph, Geschichtschreiber (1753 bis 1816), katholischer Priester des Aufklärungszeitalters.

Rotteck, Karl von, Historiker und Politiker (1775—1840), verfaßte u. a. die „Allg. Geschichte" 1812 ff. von liberalem Standpunkt und begründete in gleichem Sinn das „Staatslexikon" 1834 ff.

Münch, Ernst, Historiker und Publizist (1798 bis 1841), von Haus aus katholisch, als Literat im liberalen Sinne wirksam.

Müller, Adalbert von, Schriftsteller (1802 bis 1879).

Ellendorf, Johann Otto, Publizist, von Haus aus katholisch, durchaus in liberalem Sinn tätig, schrieb u. a. über den Primat der römischen Päpste 1841 ff.

Waldheim.

Daß in den letzten Zeiten eine Reihe protestantischer Historiker das Wort zuschanden gemacht haben: die Geschichtschreibung sei seit drei Jahrhunderten nur eine permanente Verschwörung gegen die Wahrheit, erkenne ich mit innigster Freude an. Es mangelt zwar noch viel daran, daß bei der Mehrzahl der Zeitgenossen der wirkliche Hergang der Dinge unter dem Berge von absichtlichen Entstellungen und törichten Mißverständnissen an das Tageslicht hervorgehe, aber was jene Männer hierin geleistet haben, sind Taten deutscher Gelehrsamkeit und Wahrhaftigkeit, für welche ihnen erst spätere Zeiten den vollen Lohn zuerkennen werden. Wenn es mich oft dünken wollte, als ob die kirchliche Spaltung auch die Logik gespalten, auch jede Ehrfurcht vor der objektiven Wahrheit vernichtet habe, so bin ich durch die Beschäftigung mit jenen Werken wieder aufgerichtet und vor bitteren Regungen bewahrt worden.

Arneburg.

So bietet uns auch die gegenwärtige Zeit noch andere erfreuliche Zeichen dar. Können Sie verkennen, daß bei dem Abfall in der römischen Kirche, der sich seit Jahresfrist in Deutschland kundgibt, die Gläubigen unter den Evangelischen keineswegs dem Feinde sich beigesellen? Nirgend wird von dieser Seite her ein Beifallsruf vernommen. Schlagen Sie dies nicht gering an, da die äußere Veranlassung in zwei gewiß sehr anstößigen Punkten gegeben war: der Reliquienverehrung und der Priesterehe. Wo hat

man sich unter den Christlichgesinnten in ganz Deutschland jener Befeindung angeschlossen? Die ehrenwertesten und erleuchtetsten Theologen, die angesehensten literarischen Organe der gläubigen Seite legen öffentliches Zeugnis ab für das Recht der katholischen Kirche, und bestreiten den Unfug vielleicht mit schärferen Waffen, als es bis jetzt von den Katholiken geschehen ist. Lesen Sie Hengstenbergs Kirchenzeitung, W. Menzels Zeitschrift, Hubers Janus! Selbst die von Ihnen getadelte Volksliteratur ist nicht zurückgeblieben; Sie werden zugestehen, daß Tippelskirchs Blatt den Ronge-Czerskischen Unfug nicht geschont, sondern ihn ehrlich und tüchtig aufgedeckt hat. Auch Florencourts fliegende Blätter, wenn ich auch den Verfasser nicht zu den unsrigen zählen darf, reden kühn genug.

Hengstenbergs Kirchenzeitung, dem Rationalismus entschieden feind.

W[olfgang] Menzels Zeitschrift = das Cottasche Literaturblatt, von 1826—1848 von Menzel im antiliberalen Sinn geleitet.

Hubers Janus, von 1845—1848 von Viktor Aimé Huber vom konservativen Standpunkt redigierte Zeitschrift.

Tippelskirch, Friedrich von, prot. Theolog.

Ronge-Czerskischer Unfug. 1844 begründeten die suspendierten römisch-katholischen Priester Joh. Ronge und Joh. Czerski die Sekte der Deutschkatholiken.

Florencourts fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart 1845 ff., deren „mannhafte entschiedene Gesinnung, die weder nach oben noch nach unten Rücksichten nimmt", die Kritik rühmend hervorhebt. Franz von Florencourt trat 1851 zum Katholizismus über.

Waldheim.

Ich gebe es mit Freuden zu, und sehe gern von den Vorbehalten ab, die hie und da an dieses rühmliche Auftreten geknüpft worden sind. Wäre es doch Gottes Wille, daß darin die Keime zu einer segensreichen Verständigung über so manches lägen! Für jeden, der diesen kläglichen Hergang mit offenen Augen betrachtet, ist er unendlich lehrreich.

Arneburg.

Wenigstens können Sie hierbei nicht Ihren alten Vorwurf anwenden, daß bei jedem Angriffe auf die römische Kirche die Mehrzahl notwendig gegen sie sein müsse, da von den vier möglichen Kombinationen immer drei ad hoc vereinigt ständen: die ungläubigen Katholiken, die ungläubigen Protestanten und die gläubigen Protestanten.

Waldheim.

Nein, ich danke Gott mit Ihnen, daß die gläubigen Katholiken ihre natürlichen Bundesgenossen wenigstens dieses Mal nicht in dem feindlichen Lager erblicken müssen.

Arneburg.

Verargen können Sie es aber uns doch nicht, wenn wir in dem Ereignisse, abgesehen von aller Mißbilligung über seinen Ursprung und Verlauf, ein bedeutungsvolles Zeichen der sinkenden Macht der römischen Kirche in Deutschland erblicken. Welch eines geringen Anstoßes hat es bedurft, um einen so weit verbreiteten Abfall hervorzurufen!

Waldheim.

Ich glaube, daß Sie sich hier in doppelter Beziehung irren. Große Wirkungen erwachsen nie aus kleinen Ursachen, sooft auch diese bannale Rede gehört wird. Allerdings können sie durch kleine Mittel hervorgebracht werden; hinter diesen stehen aber immer große Ursachen. So auch hier. Diese Ursachen haben aber mit dem, was Sie die Macht der römischen Kirche zu nennen belieben, nichts gemein, ja, sie tragen nicht einmal irgendeinen spezifisch-katholischen Charakter.

Arneburg.

Wieso?

Waldheim.

Sie müßten denn überhaupt den Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben als einen nur dem Katholizismus angehörigen ansehen wollen. Die Geschichte des großen Abfalles von der Offenbarung, der im achtzehnten Jahrhundert unter dem Namen der Aufklärung begann, umfaßt alle Konfessionen wie alle Nationen gleichmäßig. Sie kennen so gut als ich die Phasen, die er durchlaufen hat, und die verschiedenen Schattierungen, die er aufweist.

Arneburg.

Leider hat zu allen Zeiten der Böse sein Unkraut zwischen den Weizen ausgestreut. Schon die heilige Schrift zeigt uns in den ersten Christengemeinden dieselben Gegensätze. Die einen können nicht, die anderen wollen nicht glauben; die einen wollen den Hochmut der Vernunft, die

anderen können die Gewalt der Sinne nicht beugen unter das sanfte Joch Christi.

Waldheim.

Das Charakteristische dessen, was die europäische Menschheit seit ungefähr hundert Jahren vor Augen hat, liegt indessen darin, daß die Unfähigkeit zum christlichen Glauben, die früher nur einzelne erfaßte, seitdem auf die Massen überging. Daher die Ohnmacht der eigentlichen Wissenschaft, die jetzt so auffallend zutage tritt. Seit Jahrhunderten sind nicht so große christliche Kräfte auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie und Historie tätig gewesen als heute, und eben jetzt macht der vulgärste Unglauben seine ausgedehntesten Eroberungen. Auf die Art der Äußerung hat aber die nationale, nichtkonfessionelle Verschiedenheit eingewirkt. In Frankreich wie in den meisten romanischen Nationen fallen diejenigen, welche der Kirche absagen, auch in der Regel sofort in den völligen Atheismus und die Herrschaft der Sinne. Der deutsche Charakter sowie der der stammverwandten Völker widersteht solchen Extremen, aus guten und üblen Motiven. Die Ehrbarkeit und Gemütlichkeit auf der einen Seite; auf der andern die selbstgenügsame Beschränktheit, das Philistertum, das durchaus nicht geneigt ist, aus bloßem logischem Enthusiasmus sich von den Konsequenzen über den Punkt hinausreißen zu lassen, wo sie unbequem werden.

Arneburg.

Für Deutschland wird freilich der deistische Rationalismus immer die Form sein, in wel-

cher der Unglaube allein große Eroberungen machen kann. Darin liegt eben das größte Unglück; der in der groben Sinnenlust sich Wälzende, selbst der wirkliche Verbrecher kann immer noch eher zur Reue und Erkenntnis und daher zur Rückkehr zu Christus gelangen, als der in seiner Selbstgerechtigkeit verpanzerte Rationalist. Aus solchem Sündenschlafe erwacht, ohne unmittelbares Wunder, niemand.

Waldheim.

Dennoch würden Sie sehr unrecht haben, dieses Urteil, das bei dem einzelnen treffend ist, auf eine allgemeine Betrachtung auszudehnen. Der persönliche Gott, die sittliche Freiheit und die Unsterblichkeit sind unermeßliche Wahrheiten, die dem deutschen Rationalisten geblieben sind; er besitzt in der Idee der Tugend ein Prinzip, das seiner Weltanschauung einen festen Mittelpunkt verleiht. Ich teile zwar allerdings nicht den bekannten Wunsch Schleiermachers, daß man die Kirche so weit bauen möge, daß auch die Rationalisten darin Platz fänden. Aber ich weiß, daß auch ihnen das Maß des unverschuldeten Irrtums und der tätigen Liebe zugute kommen wird, und hier sind große Abstufungen schon dem menschlichen Auge erkennbar.

Arneburg.

Messen Sie aber hierbei nicht mit einem andern Maßstabe als Ihre Kirche? Irre ich nicht, so nimmt diese minderes Bedenken, solche Personen als Ketzer zu bezeichnen und zu verdammen.

Waldheim.

Die Kirche verbietet ausdrücklich, diejenigen unter die Ketzer zu zählen, in welchen ihre Meinung, wenn sie auch irrig ist, keine Geburt verwegenen Eigensinnes, sondern von verführten Eltern überkommen ist, sobald jene Irrenden die Wahrheit ernstlich suchen und bereit wären sie zu ergreifen, wenn sie sie fänden.

Arneburg.

Referieren Sie genau?

Waldheim.

Es sind die Worte des kanonischen Rechts, die ich unter vielen anderen noch weit inhaltreicheren Bestimmungen herausgreife.

Arneburg.

Sind nicht aber seitdem in dieser versöhnlichen Ansicht wieder Rückschritte gemacht worden? Mich dünkt, daß man jetzt in Rom wie in München mehr an Innozenz III. als an Benedikt XIV., mehr an Eck und Bellarmin als an Fénelon und Sailer sich anschließt.

Waldheim.

Wenn Sie, wie manche der Ihrigen, voraussetzen, daß die heutige katholische Theologie hier-

---

Eck, Johann (1486—1543), der bekannte heftige Gegner Luthers.

Bellarmin, Robert, Kardinal (1542—1621), bedeutender Kontroverstheolog.

Fénelon, François de, Erzbischof von Cambrai (1651—1715), erreichte durch sein mildes Auftreten viele Bekehrungen, in gleichem irenischen Sinn wirkte J. M. Sailer.

in auf einen strengern Standpunkt zurückgefallen sei, so kann ich Sie auf des Jesuiten Perrone neueste Dogmatik verweisen. Sie würden dort den ausgebildetsten Unterschied zwischen materieller und formeller Ketzerei und die Überzeugung der Kirche ausgesprochen finden, daß niemand den ewigen Strafen anheimfalle, der nicht mit freiwilliger Schuld beladen sei.

Arneburg.

Aber wo bleibt denn das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche, der große Pfeiler der römischen Lehre?

Waldheim.

Ich wiederhole, daß ich ungern auf theologische Kontroversen eingehe; ich will jedoch der Antwort auch nicht ausweichen. Wenn Sie fragen: kann jemand, der nicht den rechten Glauben hat, zu Gott gelangen, so antworte ich nein. Wenn Sie die Frage fortsetzen: wird also dieser oder jener verdammt werden, so antworte ich: ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, ob er den rechten, den erlösenden Glauben besitze oder empfangen werde.

Arneburg.

Immer ist mir noch nicht klar, wie sich diese Auslegung mit dem Anathem über die Ketzer vereinigen läßt.

Waldheim.

Schon seiner biblischen Erklärung nach, und hierin stimmen alle Konfessionen vollkommen

---

Perrone, Johannes S. J., berühmter Dogmatiker (1794—1876), hatte bedeutenden Anteil bei der Verurteilung des Hermesianismus und der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis.

überein, ist dieses nur der Ausspruch, daß der Ketzer von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgeschlossen sei. Daß die Kirche jeden Nichtkatholiken der ewigen Verdammnis überweise, ist eine jener groben Unwahrheiten, die tausend Male widerlegt, ebenso oft wiederholt werden. Sie hat selbst nie jene allgemeine Verdammungen ausgesprochen, die sich in den Ihnen gewiß bekannten Stellen des großen Katechismus Luthers, in der belgischen Konfession und in dem helvetischen Glaubensbekenntnis, demnach in den symbolischen Schriften der drei Häupter der Reformation finden.

Arneburg.

Geben Sie mir dann wenigstens noch deutlich an, was von dem Begriffe der alleinseligmachenden Kirche übrigbleibt?

Waldheim.

Übrigbleibt? Alles, sobald Sie nur statt der stets vorgeschobenen individuellen, subjektiven Seite die allgemeine, objektive ins Auge fassen wollen. Bei dem Bekenntnisse, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei, handelt es sich nicht darum, wer selig wird, sondern was selig macht. Die Beantwortung dieser Frage ist kein Gericht über einen Menschen, sondern über eine Lehre. Doch weshalb ziehen Sie den Konfessionspunkt in unser Gespräch, während wir es mit einer Erscheinung zu tun haben, die alle christlichen Konfessionen gleichmäßig berührt?

Arneburg.

Nun denn, die angegebenen Kriterien, die zu voller Verdammung berechtigen, passen doch

wohl vollständig genug auf den heutigen Rationalismus?

Waldheim.

Auf die Lehre ja; ob auf diesen oder jenen Rationalisten: noch einmal gesagt, ich weiß es nicht, und nur der kann es wissen, der die Herzen und Nieren prüft. Selbst der Rückblick auf frühere Spaltungen in der christlichen Lehre, die eigentliche Sektengeschichte bietet keine brauchbaren Vergleichungspunkte dar. Was man jetzt Rationalismus nennt, hat aus naheliegenden Ursachen große Ähnlichkeit mit dem politischen Liberalismus; beides ist bei den betreffenden Personen weit weniger Irrtum in der Lehre als Gemütsstimmung überhaupt. Gerade die neuesten Wallungen dieses Geistes innerhalb der katholischen Welt sind ebenso viele Beweise dafür, daß es sich dabei kaum um eigentliche religiöse Bewegung handelt.

Arneburg.

Ich habe nicht geglaubt, daß diese unserer protestantischen Sinnesweise leider so entsprechende Gestalt des Abfalls sich auch in der römischen Kirche in gleichem Maße zeigte. Ja es hat mir oft als ein besonderer Vorzug geschienen, daß Sie keine Namen unter Ihren Theologen haben, die der langen Reihe von Semler,

---

Semler, Johann Salomon (1725—1791), Begründer des „kritischen Historismus".

Teller, Spalding, Rosenmüller, Henke, Griesbach, Eichhorn, Stephani, Paulus, Röhr, Bretschneider, Schuderoff entsprechen. Ich habe wohl Aberglauben und eigentliche Gottesleugnung, aber nicht den sogenannten Vernunftglauben unter den Katholiken gesucht.

Waldheim.

Was sollte diejenigen, die durch ihre Geburt der katholischen Kirche angehören, nötigen, ihrem Taufbunde getreu zu bleiben, was sie den Wirkungen einer zerstörenden Zeit entziehen? In wem das Bedürfnis des Glaubens wach ge-

---

Teller, Wilhelm Abraham (1734 bis 1804), wegen seinen freimütigen theolog. Ansichten von den evangel. Behörden öfters gemaßregelt.

Spalding, Johann Joachim, protest. Theolog und Kanzelredner (1714—1804).

Rosenmüller, Ernst Friedrich Karl, bedeutender Orientalist (1768—1835).

Henke, Philipp, Rationalist (1752—1809).

Griesbach, Johann Jakob, neutestamentlicher Textkritiker (1745—1812).

Eichhorn, Johann Gottfried, protest. Theolog, Semitist und Historiker (1752—1827).

Stephani, protest. Pädagog (1761—1850), 1834 wegen theol. Streitigkeiten suspendiert, berühmt als Begründer der Lautiermethode.

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, Rationalist (1761—1851).

Röhr, Johann Friedrich, der kirchlich-praktische Vertreter des vulgären Rationalismus in der protest. Kirche (1777—1848).

Bretschneider, Karl Gottlieb (1776—1848), Vertreter des sog. rationalen Supernaturalismus.

Schuderoff, J., Homiletiker, Superintendent in Ronneburg.

worden, in dem zeigt es sich als Erkenntnis des eigenen Verderbens und daraus erwachsende Sehnsucht nach Erlösung und Heiligung. Alle Menschen verhalten sich hierzu auf gleiche Weise; ihre Konfession kommt erst in Betracht, wenn es sich um den Inhalt des erlösenden, heiligenden Glaubens handelt.

Arneburg.

Freilich konzentriert sich alles in die Frage: was soll ich tun, daß ich selig werde. Aber schon dem Kämmerer hat der Apostel Philippus hierauf eine genügende Antwort gelehrt.

Waldheim.

Und dennoch fällt auch jetzt noch die Antwort verschieden aus. Der Glaubensgrund der Katholiken ist bekanntlich schon in den Worten des heiligen Irenäus enthalten: ubi ecclesia, ibi est spiritus Dei. Der gläubige Protestant antwortet auf die Frage, woher der rechte Glaube zu nehmen sei: aus der Heiligen Schrift, wobei er, um beiläufig noch auf die von Ihnen berührte apostolische Erzählung zurückzublicken, etwas leicht über den Einwand eben jenes Kämmerers hinweggeht: wie kann ich sie verstehen, so mich nicht jemand anleitet, was wohl nicht bloß von den Schriften des Alten Bundes gesagt ist. Der Rationalist endlich wird antworten: aus dem richtigen Gebrauche deiner Vernunft. Daher muß ihm die Zuversicht der Gläubigen auf den Inhalt der christlichen Offenbarung als durchaus vernunftwidrig erscheinen,

---

ubi ecclesia, ibi et spiritus Dei = wo die Kirche ist, ist auch der Geist Gottes.

und das Umwandeln der hierauf gegründeten kirchlichen Gemeinschaften als der höchste Fortschritt der Menschheit. Hier tritt nun der Unterschied der Konfession hervor. Bei den Protestanten richtet sich der Zerstörungs- und Negationsprozeß gleich von Hause aus gegen das Dogma, da er keine Vorwerke zu überwinden hat.

Arneburg.

Die symbolischen Bücher sollten wohl diese Vorwerke abgeben. Freilich kann man aber dem Streite gegen die Bekenntnisschriften nur teilweise einen religiösen Charakter beimessen; er gehört noch mehr auf das bürgerliche Gebiet, da die Ungläubigen nur verlangen, von einer äußern Schranke befreit zu sein, deren innere Verbindlichkeit ohnehin von ihnen nicht mehr anerkannt wird.

Waldheim.

Anders steht es hierin in der katholischen Kirche. Ihre Verfassung bildet einen festen Wall um die Glaubenslehren; man kann sich von diesen nicht offenkundig lossagen, ohne zugleich auch öffentlich aus der Kirche zu scheiden. Daher muß hier erst die Verfassung aufgelockert werden, um mit Erfolg an die Lehre zu gelangen. Der Kampf gegen die Rechte des Primats, gegen die Einheit und Exterritorialität der Kirche, gegen ihre allgemeine Sprache, gegen ihre Ehedisziplin und das Zölibat müßte erst zum Ziele geführt sein, ehe man hoffen dürfte, die Lehren des Rationalismus in die katholische Kirche einzuführen. Dahinaus sind daher auch stets alle Bestrebungen gerichtet gewesen,

die eine Umwandlung der Kirche, wie sie es nannten, von innen heraus erreichen wollten, und dasselbe Schauspiel haben wir auch jetzt wieder vor Augen.

Arneburg.

Daß das Sturmlaufen Ronges und Czerskis gegen die auch von uns gekannten Gebrechen der katholischen Kirchenverfassung nur der Deckmantel eines Angriffs gegen die allen Christen gemeinsamen Heilswahrheiten sei, ist zum Glück bald genug an das Tageslicht getreten, um auch die Kurzsichtigsten nicht zu blenden. Unerklärlich bleibt mir jedoch, wie eine von so kläglichen Führern geleitete, in so unaussprechlich nichtigem Gewande auftretende Ketzerei eine Ausdehnung solcher Art hat erlangen können!

Waldheim.

Ich kann nicht sagen, daß mich dieses Phänomen besonders verwundert. Wir sind uns schon oft in der Betrachtung begegnet, daß die Signatur der Zeit, in welcher wir leben, darin zu suchen ist, daß die mittleren Klassen der Gesellschaft zur überwiegenden Macht gelangt sind. Die verschiedenen Subjekte der Gewalt, die sich seit dem Untergange der altfürstlichen Herrschaft gefolgt sind: das Hof- und Kabinettsregiment des achtzehnten Jahrhunderts, die Volksherrschaft des Konvents, die Militärdespotie Napoleons, sind nach mehr oder minder kurzen Versuchen untergegangen, an ihre Stelle ist die Herrschaft des Teiles der Gesellschaft getreten, den der Sprachgebrauch der an Parteibezeich-

nungen reichen Franzosen unter dem Namen bourgeoisie von dem eigentlichen peuple scheidet. Er beherrscht die Regierung durch die Kammern, die Gerichte durch die Jury, die Militärmacht durch die Nationalgarde, die Meinung durch die Journale, und wo man diese Elemente noch abgewehrt hat, herrscht er dennoch durch die Macht des Geldes, der Industrie und des Handels. In dieser Tatsache liegt die Erklärung der meisten besonderen Erscheinungen unserer Epoche, erfreulicher und betrübter, und so auch die Antwort auf Ihre Frage. Was große Erfolge haben soll, muß der Gesinnung, der Auffassungsweise des Mittelstandes entsprechen, und aus seiner eigenen Mitte sich erheben. Es darf nicht aus den Tiefen des Irrtums emporsteigen, sondern muß sich nach Form und Gehalt in der Region der äußersten geistigen Mittelmäßigkeit halten. Eben diese Bedingungen erfüllt der von Ronge gegebene Anstoß aufs vollkommenste und hat daher weit größere äußere Wirkungen haben müssen als frühere Angriffe auf die Kirche.

Arneburg.

Pfui der Schande über eine Zeit, der nur das Schalste, Abgestandenste zur Lieblingsnahrung dient!

Waldheim.

Doch fordert die Gerechtigkeit, in der großen Ausbreitung der Bewegung, die wir vor Augen haben, auch die achtbareren Elemente nicht zu verleugnen. So handgreiflich auch der Irrtum für jede tiefere Betrachtung ist, so begreift es sich doch, daß viele durch den Schein betrogen wer-

den, es handele sich darum, ein deutsches, von ausländischen Einflüssen befreites Institut aufzurichten. Ich kann einer nationalen Regung selbst noch in ihrem Zerrbilde ein schmerzliches Mitgefühl nicht durchaus versagen. Ebenso schwebt anderen der verworrene Gedanke vor, daß es auf diesem Wege zu einer Vereinigung der getrennten Konfessionen kommen werde. Wenn man nur erst über ein Minimum übereingekommen sei, zu welchem sich jeder unbedenklich bekennen könne, so bleibe ja jedem völlig überlassen, für sich selbst alles hinzuzufügen, wozu ihn sein Gewissen auffordere. So ungefähr mag von denen, die ohne Haß und Galle an dem Werke teilgenommen, der Hergang betrachtet werden. Diese sind es daher, welche die Gemeinschaft von Protestanten gleichen Standpunktes suchen, während die staatsklügere Partei wohl fühlt, daß sie hiermit ihren Feldzug gegen die katholische Kirche eigentlich aufgäbe.

Arneburg.

Weshalb nicht auch diese ireniſchen Bestrebungen mit auf das Judentum ausdehnen? Die Hauptgrundlage ist ja ohnehin gemein, was das mosaische Gesetz sonst Trennendes hatte, räumt die auch dort allenthalben tätige Reform hinweg. Uhlich begrüßt ja bereits die im Lichte unserer Zeit wandelnden Juden und die freien katholischen Brüder! Ich sehe in der Tat nicht ein, was Ihre Deutschkatholiken, unsere Licht-

---

Uhlich, Leberecht (1799—1872), 1847 als protest. Pastor suspendiert, Hauptbegründer der „freien Gemeinden".

freunde und die jüdischen Reformer irgend verhindern sollte, sich zu einer neuen Kirche zu konstituieren.

Waldheim.

Ihr Spott berührt eine ernste Seite der Sache. Eben hierin liegt bei weitem das bedeutungsvollste Moment des ganzes Vorganges. Betrachtet man die auf dem katholischen Gebiete begonnene Bewegung abgesondert, so bietet sie nur geringes Interesse dar. Destruieren kann sie nichts. „Die katholische Kirche zählt nicht nach Köpfen: sie bestand so gut aus elfen wie vorher aus zwölfen.“ Wenn die Zahl der Abfallenden auch auf das Hundertfache stiege, ja wenn sie, was sicher nicht geschieht, die Mehrzahl aller deutschen Katholiken umfaßt, so würde die Kirche keinen Schaden leiden. Nicht der Fels leidet Schaden, sondern derjenige, der herabfällt. Er hat im siebenten und sechzehnten Jahrhundert größeren Angriffen widerstanden.

Arneburg.

Diese Zusammenstellung weise ich zurück, sie stimmt nicht mit Ihrer sonstigen Betrachtungsweise!

Waldheim.

Wenn ich jene welthistorischen Ereignisse nebeneinander und dem jetzigen kleinen Treiben gegenüberstelle, übersehe ich nicht, wo der Vergleich aufhört. Was mir aber im Sinne liegt, ist der Hinblick darauf, ob es wirklich in der Absicht der göttlichen Weltregierung liegen könne, daß unsere Zeit das Schauspiel erlebe, die Bestandteile, die sich von dem katholischen, pro-

testantischen und mosaischen Lehrkörper aussondern, auch in eine äußere Gemeinschaft treten zu sehen.

Arneburg.

Welcher sonderbare Gedanke! Eine Kirche des Unglaubens, eine Vereinigung auf der Grundlage, daß jeder glauben könne, was er wolle! Hierzu bedarf es keinerlei Vereinigung, da sich jeder diese Erlaubnis selbst nimmt.

Waldheim.

Wie aber nun, wenn es gelänge, aus den Dekreten der Leipziger Väter, aus den Arbeiten der protestantischen Freunde in Cöthen und dem gereinigten Mosaismus der jüdischen Reformer zu Berlin und Frankfurt a. M. zuletzt doch eine Konkordienformel zusammenzustellen, in welcher das Formalprinzip des vernünftigen Zeitbewußtseins, und das Materialprinzip des Sittengebotes ihr vollständiges Genüge fänden? Bloße Negationen könnte man dies nicht nennen, und hiermit wäre ja die deistische Kirche fertig. Bekenner würde sie gewiß genug zählen, hoffentlich aber keinen Märtyrer. Die Juden haben Christum verstoßen, die Katholiken Luther, die Protestanten mich, sprach zwar W i s l i c e n u s!

Arneburg.

Es wäre das die Kirche, welche schon der Seher geschauet hat, sitzend auf dem rosenfarbenen Tiere voll Namen der Lästerung!

Waldheim.

Wollen Sie nicht die Möglichkeit zugeben, daß die aus der katholischen Kirche ausscheiden-

den Rationalisten mit den Ihrigen zu einem neuen Dritten zusammenschmelzen, so nehmen Sie damit auch dem ganzen Ereignisse seine theologische Bedeutung. Es bleiben dann fast nur die bürgerlichen Wirkungen übrig, an welche sich noch ein weiteres Interesse knüpfen kann.

Arneburg.

Hier werden Sie zugeben, daß die Behandlung, welche die Sache durch die protestantischen Regierungen erfahren hat, ebenso unparteiisch als zweckmäßig ist. Wir haben Gewissensfreiheit, also hat der Staat weder den Beruf noch die Mittel, um irgend jemand in einer Kirche zurückzuhalten, die er verlassen will. Wenn sich mehrere zu einem gemeinschaftlichen Bekenntnisse und Gottesdienste vereinigen wollen, so muß auch dieses ihnen überlassen bleiben, insoweit es sich um die Taten des inneren Menschen handelt. Die Rechte der kirchlichen Korporation aber versagt der Staat, und weist die Dissidenten an, ihre bürgerliche Existenz an eine der aufgenommenen christlichen Religionsparteien anzuknüpfen. So vermittelt der Staat die oberste Forderung der religiösen Freiheit mit seinen Rücksichten gegen die römische Kirche und die gebotene Vorsicht. Ich glaube nicht, daß man katholischerseits billigerweise mehr von evangelischen Obrigkeiten verlangen dürfte.

Waldheim.

Zu einem ähnlichen Schlusse gelange ich allerdings, wenn auch aus anderen Vordersätzen. Der Staat und die Kirche des Mittel-

alters standen nicht nebeneinander, sondern ineinander; der Fürst erachtete es als seine oberste Aufgabe, mit den Mitteln, die ihm Gott verliehen, die christliche Kirche vor ihren inneren und äußeren Feinden zu schirmen. Selbst der entschiedenste Ghibelline würde dies von dem Kaiser als nächste Pflicht gefordert haben. Nach dem unermeßlichen Risse, den das sechzehnte Jahrhundert durch die europäische Christenheit gezogen, ist der Fortbestand dieses Verhältnisses weder möglich noch wünschenswert. Staat und Kirche sind auseinandergegangen; die Kirche kann von der weltlichen Obrigkeit nur erwarten, daß sie in ihren Zwecken respektiert, in ihren Mitteln unbehindert bleibe. Tätige Hilfe würde Parteinahme sein, und diese ist mit dem legalen Standpunkte unvereinbar. Ja ich glaube, daß auch die katholische Kirche in ihrem wahren Interesse nicht wünschen kann, in einer Weise geschützt zu werden, die außerhalb des formellen Rechtes läge, und daher den unausweislichen Charakter der polizeilichen Fürsorge trüge. Was heute in guter Absicht von einer wohlwollenden Regierung zu ihrem Besten geschähe, würde morgen von einer übelwollenden zu ihrem Schaden gegen sie in Anwendung gebracht werden. Die Kirche hat nichts zu wünschen als Freiheit; sie kann sie rechtmäßig fordern und darin füglich alle Mittel finden, um den ihr angewiesenen Beruf zu erfüllen. Freiheit der Assoziation zum Beten und zum Arbeiten, dieses wünsche ich für alle Teile.

Arneburg.

Dennoch habe ich bereits von mehreren Seiten her katholische Stimmen vernommen, die ein schärferes Eingreifen der deutschen evangelischen Regierungen in die neue Bewegung, Verbote, Strafbestimmungen verlangten.

Waldheim.

Begreiflicher, aber darum nicht minder bedenklicher Irrtum. Schon die naheliegende Erwägung, daß in einer Zeit vorwaltenden Oppositionsgeistes jede direkte Teilnahme der Regierung an religiösen Angelegenheiten gewöhnlich die umgekehrten Resultate hervorbringt, sollte vor solchem Verlangen hüten. Die Lage der europäischen Welt ist ungefähr die entgegengesetzte, wie die des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in welcher der Wille des Landesherrn über den Glauben seiner Untertanen entschied. Es gibt jetzt kaum etwas Gefährlicheres für den Regenten und für die christliche Sache als die Verschmelzung beider Interessen. Nächst den Regierungen, welche die Kirche verfolgen, fügen ihr diejenigen den meisten Schaden zu, welche sie mit weltlicher Macht zu fördern unternehmen.

Arneburg.

Das mag leider für alle Konfessionen gelten, so innerlich es mich auch empört! Welches Schicksal geben Sie aber nun der Ronge'schen Sache?

Waldheim.

Prophezeien bleibt immer ein bedenkliches Geschäft, selbst wenn man einigermaßen als

Metaphet auftreten kann. Wenn ich die Anordnungen billige, die von mehreren der beteiligten Regierungen getroffen worden sind, so kommt doch noch sehr vieles auf ihre Ausführung an. Wieweit nach allen bisherigen schlimmen Erfahrungen der Aufrichtigkeit der mittleren und unteren Organe zu vertrauen ist, wieviel Kraft man daransetzen wird, um den Widerstand der städtischen Behörden zu brechen, in welchen die Gesinnung, die den Abfall erzeugt hat, ihre treuesten Bundesgenossen findet — alles dieses mögen die beurteilen, die in der Nähe stehen.

Arneburg.

Mir scheint, daß, wenn nicht unerwartete Dinge dazwischen treten, bald genug eine natürliche Scheidung zum Vorscheine kommen muß. Da es einem so nichtigen Treiben nicht gelingen kann, die römische Kirche zu überwältigen, so wird die Lage einer nicht anerkannten, verworrenen, buntgemischten Sekte auch denen bald nicht sonderlich gefallen, die sich an dem dargebotenen Glaubensinhalte sonst ganz gern genügen möchten, besonders wenn sie der naheliegenden Betrachtung Raum geben, daß die Barkosten der Sache auf ihren Beutel radiziert sind. Ein Teil wird sich in aller Stille, ohne Sang und Klang, wieder in die alte Kirche zurückziehen.

Waldheim.

Oder vielmehr an die Kirche; Personen dieser Gattung hatte man vorher schon nicht in der Kirche gesehen, und wird sie auch nachher wohl schwerlich erblicken. Dennoch ist der Weisheit

unsers Episkopats, und insbesondere des jetzt auf den schwierigsten Stuhl der Christenheit gesetzten edlen Schülers von Sailer zu vertrauen, daß niemand der lautlose Rückweg erschwert werde. Die Frucht möge der Reue vorhergehen. Auch was aus bloß äußeren Ursachen erwachsen ist, kann seine inneren Wirkungen nachfolgen sehen.

Arneburg.

Diesen Satz nehme ich für einen zweiten Teil derer in Anspruch, die den bunten Haufen der Neukatholiken bilden. Auch unter solchen, die aus bloßer Verneinung sich von der römischen Kirche abgelöst haben, kann der Herr manche Herzen gewinnen, so daß sie sich aus der Leere heraus in die evangelische Wahrheit flüchten.

Waldheim.

Wer wollte dies unmöglich nennen? Aber besorgen Sie nicht, daß neben denen, die ein erwachendes christliches Bedürfnis zum protestantischen Bekenntnisse hinüberführte, eine ungleich größere Zahl glaubensloser Rongeaner in hellem Haufen in diese Gemeinschaft eindringen wird? Wie werden sich hierbei die Kirchen der Augsburgischen Konfession verhalten? Werden sie ihre Tore grundsätzlich offen erhalten oder schließen? Beides hat große Bedenken; die Frage, welche Stellung die offenbarungs-

---

schwierigsten Stuhl der Christenheit, Breslau, wegen der damals in der Diözese sich besonders stark entfaltenden deutschkatholischen Bewegung. Bischof daselbst war Melchior von Diepenbrock (1798 bis 1853), ein Schüler Sailers.

gläubige Gemeinschaft der Protestanten denen gegenüber annehmen wird, die sich ihr unter solchen Bedingungen anbieten, ist vielleicht die bedeutungsreichste von allen.

Arneburg.

Wir müssen darin eine schwere Prüfung erkennen und Gott bitten, daß er sie zu unserem Besten wende. Freilich haben die tiefer Blickenden unter den Gläubigen längst erkannt, daß diese Spaltung auch der evangelischen Kirche große Gefahren bereite. Wir haben genug von denen zu erleiden, die in unseren eigenen Reihen Christo absagen!

Waldheim.

Übrigens muß ich die von Ihnen gemachte Einteilung noch mit dem dritten Glied ergänzen. In den meisten größeren Städten, wie Breslau, Berlin, Danzig, Frankfurt, Königsberg, besonders in dem fruchtbaren Boden Schlesiens wird sich die Bewegung nicht in jene beiden Teile rein auflösen. Begünstigt durch so manche zutage liegende Umstände, werden sich allem Erwarten nach dort Sekten erhalten, die den angenommenen Charakter zu bewahren streben. Geteilt in sich, unfähig eine andere Gemeinschaft als eine ganz äußerliche darzustellen, wird sie dennoch gegen die Mutterkirche der Haß abschließen, gegen die protestantischen Konfessionen die Eitelkeit, den angekündigten Weg nicht zu verlassen. Schon die jetzige Personalstatistik zeigt, daß die Sekte sich eben nicht aus der Blüte der Nation rekrutiert; nach Ausscheiden jener beiden Elemente müßte sie freilich eine sonder-

bare Gestalt darbieten. Wenn dann die politische Beimengung ausgegoren hat, wenn der Angriffstrieb sich abgekühlt, der weitere oder engere Kreis ihrer Existenz sich geschlossen hat, wird ihre Fortdauer für den Staat keine Gefahr, für die katholische Kirche kein Schaden, für das protestantische Gemeinwesen keine Verlockung, für alle Christen aber ein schmerzliches Denkmal der Sinnesweise sein, welcher in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein so beträchtlicher Teil des deutschen Volkes verfallen war!

Vierzehntes Gespräch.

Oeder.

Ihre Privatnachrichten geben freilich ein schauderhaftes Bild von den galizischen Metzeleien.

Arneburg.

Im allgemeinen bestätigen meine Freunde doch nur, was wir aus den öffentlichen Blättern und amtlichen Berichten bereits wußten. Wenn Gott, nach Joh. v. Müllers Ausdruck, bei der Teilung Polens „die Moralität der Großen" zeigen wollte, so hat er bei den jüngsten Ereignissen aber auch gezeigt, bis zu welchem Grade die Kleineren entsittlicht werden können!

---

galizische Metzeleien. In Preußen kam es 1846 zu einer Verschwörung in Posen, die aber vor Ausbruch entdeckt und streng bestraft wurde. Gefährlicher war ein Aufstand in Galizien, der 1840 zur Einverleibung Krakaus durch Österreich führte.

Oeder.

Es gibt doch kaum ein Beispiel eines Aufruhrs, der so unsinnig angelegt und so kläglich zu Ende gebracht worden! Nun ist Polen wirklich verloren! — Was von seinen jetzigen Beherrschern die einen nicht vermocht, die anderen aus Milde und Edelsinn nicht gewollt, das hat der eigene Wahnsinn vollendet.

Arneburg.

Ich möchte dem Walten Gottes in der Geschichte nicht so vorgreifen, und ahne zuweilen, daß die endliche Entwickelung der Schicksale dieses Volkes, dessen vortreffliche Eigenschaften mit so viel Verwerflichem, dessen üble Eigenschaften mit so viel Verzeihlichem gepaart sind, noch eine andere sein werde, als seine Führer wollen und seine Gegner wünschen. Aber Ihnen gegenüber, liebster Ministerialrat, möchte ich doch aus diesem Hergange noch eine Folgerung nach einer andern Seite hin ziehen. Bei den Nachrichten über das, was in Polen und Galizien sich zugetragen, sind mir frühere Gespräche zwischen uns wieder sehr lebhaft vor die Seele getreten. Ihnen nicht?

Oeder.

Ich wüßte nicht welche.

Arneburg.

Erinnern Sie sich vielleicht, daß ich vor einiger Zeit Ihr lebhaftes Mißvergnügen durch die Andeutung erregte, daß den Regierungen in ihrer notgedrungenen Verteidigung gegen die Usurpation der Mittelklassen wohl einmal ein unerwarteter Bundesgenosse aus einem Um-

schwunge der Gefühle des untern Volks zuwachsen könnte?

Oeder.

Nun, und die polnischen Begebenheiten erscheinen Ihnen als Beleg hierzu? Ich sehe noch gar nicht ab, woraus sie eine solche Anwendung ableiten wollen.

Arneburg.

Die Anwendung liegt doch nah genug. Ist hier nicht wirklich bereits ein Fall heraufgetaucht, wo der große Haufe, als man den Königen nach der Krone griff, eine ganz andere Stellung angenommen hat, wie es die Angreifer voraussetzten? Im Großherzogtume standen die Massen fast unbeweglich, in Galizien erschlugen sie die Aufrührer. Wird Ihnen nicht vielleicht hierbei etwas von der Hand sichtbar, die das Mene Tekel Upharsim an die Wand schreibt?

Oeder.

Auch nicht im entferntesten! Welche Ähnlichkeit haben denn diese Vorgänge mit Ihrer mehr als bedenklichen Meinung, daß den Regierungen ein Weg einzuschlagen verstattet und geraten sei, auf welchem sie einen Zwiespalt zwischen den Interessen der unteren und der mittleren Stände hervorriefen?

Arneburg.

Nicht hervorriefen! Dergleichen Frevel, der recht eigentlich in das bekannte Schema der Jesuitenmoral gehören würde, habe ich mir nicht vorzuwerfen. Ich sprach davon, daß die Landesherren füglich die ganz einseitige Rich-

tung der Gesetzgebung zugunsten der Mittelklassen verlassen, und statt dessen die noch ziemlich preisgegebenen Bedürfnisse der untersten Stände in erste Linie stellen könnten. Dann werde der stets vorhandene Zwiespalt zwischen den Interessen beider Schichten der Gesellschaft durch eigene Notwendigkeit aus seiner Verhüllung an das Licht treten.

Oeder.

Nun gut; wie wollen sie aber auch nur in den faktischen Umständen irgend eine Ähnlichkeit nachweisen? Ist denn die polnische Slachta der Mittelstand? Es handelt sich ja in Galizien lediglich um eine Auflehnung der Bauern gegen den Adel, und diese, dächte ich, wäre doch seit 1525 auch anderswo vorgekommen.

Arneburg.

Großer Irrtum! Freilich liegt diese Anschauungsweise so auf der Oberfläche, daß sie in jedermanns Mund ist, und daß der deutsche „Honoratiore" sich bei der Erzählung der Tarnower Greuel gar nicht berührt findet. Und dennoch ein großer, gefährlicher Irrtum! Ich kenne Polen, ja gerade den Schauplatz der blutigen Exzesse sehr genau. Der Umstand, daß die Slachcizen adelig sind, war dabei ganz gleichgültig. Nutzbare Rechte erwachsen ihnen aus ihrer adeligen Geburt weder in Preußen noch in Österreich, und um ihre etwaigen Ehrenvorzüge kümmert sich gerade der Bauer wahrhaftig nicht. Der Gegensatz ist dort ganz einfach nur zwischen den Besitzenden, Berechtigten und den Nichtbesitzenden, Nichtberechtigten. Der Mittelstand

im Sinne des übrigen Europa existiert in den ostslavischen Ländern nur in den kleineren Edelleuten und den Beamten aller Art. Diese haben den Besitz und den Genuß, die Robottleute, Komorniks, Zagrodniks keinen.

Oeder.

Ei, ei, lieber Obrist, wird Ihnen denn nicht etwas schwül, wenn jemand die so nahe liegende Vergleichung mit dem deutschen adeligen Gutsbesitzer und den Bauern zöge?

Arneburg.

Wer das täte, würde sich durch eine höchst oberflächliche, fast nur in den Namen beruhende Ähnlichkeit verleiten lassen. Der deutsche Gutsbesitzer ist wahrhaftig nicht der vorzugsweise Genießende, und der deutsche Bauer ist nicht besitzlos. Ja selbst die natürlichen Beziehungen zwischen beiden sind durch die modernen Gesetzgebungen auf den Punkt gebracht worden, daß von einem Verhältnisse, wobei die ersteren die Berechtigten, die letzteren die Verpflichteten wären, kaum mehr die Rede sein kann.

Oeder.

Gewisse Unterschiede, die durch die von Ihnen sonst doch ziemlich scheel angesehenen Maßregeln der Regierungen seit 1810 hervorgebracht sind, gebe ich allerdings zu. Es sind aber doch hie und da im „deutschen Vaterlande“ noch so manche Reste der Feudalzustände zurückgeblieben, die das Mißfallen anderer bei gelegener Zeit lebhaft genug erregen könnten!

Arneburg.

Daß es an der im eigenen Fleische wühlenden Auflehnung gegen jede höhere Stellung in der menschlichen Gesellschaft auch bei uns nicht mangele, habe ich nie bezweifelt. Der deutsche Adel wird die den trübsten Leidenschaften entspringenden Anfeindungen nicht scheuen, sondern den Schutz seiner guten Sache Gott anheimstellen, der beide geordnet hat, die Kleinen wie die Großen. Sie weichen aber mit dieser Anspielung aus dem Geleise unseres eigentlichen Streites. Ich sprach von der Haltung der Massen in Polen zwischen den Regierungen und derjenigen Klasse, in welcher sich dort die Feindschaft gegen die rechtmäßige Obrigkeit hauptsächlich konzentriert. Daß diese Klasse in unseren deutschen Ländern in dem Adel zu suchen sei, wird doch wohl selbst keiner jener Historiker behaupten wollen, die sonst die Geschichte so gut für ihre Zwecke auszubeuten wissen.

Oeder.

Erlauben Sie mir eine Frage: Ist der deutsche Adel jetzt wirklich überall den Regierungen aufrichtig ergeben? Ist er nirgends mit dem Aussatze der Zeit, dem „Räsonieren“ über Personen und Maßregeln, dem grollenden Tadel, dem widrigen Schmollen behaftet?

Arneburg.

Sie rühren da freilich an wunde Stellen.

Oeder.

Macht er nicht zuweilen, ja vielleicht häufig, den gefährlichen Unterschied zwischen dem

König und der „Regierung“? Verehrt den ersteren, schmähet die letztere?

Arneburg.

Wer sollte bei der Frage nicht an seine Brust schlagen? Ich tue es! Ja ich will selbst nicht den Versuch machen, nachzuweisen, daß jener Unterschied doch kein ganz willkürlicher, unberechtigter sei. Unser Freund Waldheim, in dessen Gedankengang dies besser paßt, mag zu einer andern Zeit das Thema gegen Sie wieder aufnehmen. Aber ich darf doch mit gutem und freiem Gewissen sagen, daß ungeachtet und neben den Rostflecken, die die dumpffeuchte Luft der Gegenwart auf dem Schilde des deutschen Adels erzeugt, dieser doch seiner Bestimmung eingedenk geblieben ist, und es in der Stunde der Gefahr dartun würde. Wieviel auch opponiert werde, der Adel ist nicht die Opposition; er ist es nicht, der den stillen und offenen Vernichtungskrieg gegen die königliche Gewalt, gegen die angestammten Rechte der deutschen Fürstenhäuser, gegen die ganze Staatsordnung der christlichen Welt führt. Die Mittelstände sind es, die das auf dem gebahnten und sogenannten gesetzlichen Wege benagen und unterwühlen, was die polnischen Rebellen auf dem ungebahnten und ungesetzlichen Weg umzustürzen suchten. Jenen ist daher im Bilde die Reaktion von unten herauf gezeigt worden, die dort aus zwei so verschiedenen Quellen entsprang: aus der Liebe zu dem Landesherrn und aus dem Hasse gegen die Besitzenden.

Oeder.

Weshalb übersehen Sie aber bei Ihrer gewagten Parallele gerade die Hauptsache? Wenn auch wirklich kommunistische Ideen mitgewirkt haben, um das Volk in Galizien gegen die Gutsbesitzer und deren Beamte aufzuregen, so lag doch ein weit mächtigerer Hebel darin, daß eine weise Gesetzgebung die Fesseln der Abhängigkeit gelockert und noch größere Erleichterungen in Aussicht gestellt hatte. Die Bauern erkannten im Adel den Unterdrücker, in der Regierung den Beschützer, und danach handelten sie, als ihnen die Gelegenheit aufgezwungen wurde! Ich dächte, die einfache Betrachtung reichte vollkommen hin, um den ganzen Hergang zu erklären.

Arneburg.

Ganz recht; bei diesem Schlusse wollte ich nur anlangen. Die gesetzgebende Tätigkeit in Österreich und Preußen ist seit Jahren zugunsten der Gutsuntertanen vorgeschritten; was diesen zuwuchs, entging den Besitzern. Durch dieses Verfahren schied sich „das Volk“ ganz natürlich in zwei Seiten mit entgegengesetztem Interesse. Als nun die Benachteiligten, wenn auch von anderen und allgemeineren Motiven angestachelt, gegen die Regierung in die Waffen traten, stellten sich die Gewinnenden, durch reinen Instinkt getrieben, sofort zur Regierung. Genau das war meine Ansicht, als ich die Nutzanwendung auf deutsche Verhältnisse zog, obwohl ich deren äußere Unähnlichkeiten sonst gottlob sehr gut einsehe und herzlich gern zugebe. Wenn aber

unsere Regierungen, durch die rastlose Befehdung ihrer Stellung genötigt, denselben Weg einschlügen, so würden auch dieselben Ergebnisse hervorgehen. Das „Volk“ würde auch hier in die beiden Seiten des besitzenden Mittelstandes und der nichtbesitzenden Arbeiter auseinanderfallen, und der „arme Mann“ als natürlicher Verbündeter dastehen.

Oeder.

Wie nah' sich doch die Gegensätze liegen; Sie haben von Ihrem Bruder Detlev mehr übernommen, als Sie vielleicht glauben!

Arneburg.

Und wenn das wäre, weshalb nicht? In seinem tiefen Widerwillen gegen die jetzige Gestaltung der Gesellschaft liegt Wahrheit genug, wenn er den Ursprung dieses wie jedes andern Übels auch leider da nicht sucht, wo er allein zu finden ist.

Oeder.

Ernsthaft gesprochen, lieber Obrist, Sie machen mir Grauen mit solchen ominösen Phantasmagorien! Es ist eine wirkliche Verwegenheit, dergleichen Bilder auch nur auszumalen.

Arneburg.

Weil Sie dabei gleich an Mord und Totschlag denken! Eben hierin ist ja die Verschiedenheit zwischen dem deutschen und dem polnischen Falle begründet. Unsere Regierungen werden, wie ich schon früher äußerte, gegenwärtig nur mit den Waffen der Kammerreden, der Magistratsadressen, der Presse, überhaupt mit den Mitteln der

sogenannten öffentlichen Meinung, angegriffen. Auf diesem Gebiete allein würde sich auch die Rückwirkung fühlbar machen. Haben Sie nie bedacht, daß die Stärke der ganzen Partei, die ich mit ihrem Lieblingsnamen die liberale nennen will, in dem Gebrauche liegt, den sie von dem Worte „Volk" zu machen weiß, ein Wort, bei dem freilich jeder sein Herz schlagen fühlt? Volkskammer, Volksvertreter, Volksfreund! So ist es einer in Gesinnung und Interesse bestimmt abgegrenzten Partei gelungen, diese ihre Gesinnung mit der des ganzen Volkes zu identifizieren und eben darin natürlich eine unermeßliche Kraft zu finden! Wird je das Truggebilde zerrinnen, kann je die Wahrheit an das Tageslicht gezogen und zu allgemeiner Kenntnis gebracht werden, daß jene Stimmen eben nur die einer einzelnen Fraktion des Volkes, ja nicht einmal die der effektiven Mehrzahl sind, so ist es um ihre Macht geschehen!

Oeder.

Soll ich Ihnen wiederholen, daß alles dieses mir förmlich die Brust beengt? Ein solches Verfahren müßten Sie nach Ihrer sonstigen Anschauungsweise ein Austreiben des Teufels durch der Teufel Obersten nennen! Wo ist die Grenze, wo ist der Damm, der die entfesselten Kräfte und Gelüste des roten Haufens gerade da anhielte, wenn er den nächsten Feind niedergeworfen hat und sich nun verheerend gegen die wendet, die ihm den Weg gewiesen! Nein, ich bin gewiß ein treuer Diener des Staates, und wünsche aus voller Seele, daß die bestehende gesetz-

liche Ordnung aufrecht erhalten werde in den Stürmen der Zeit, die ich ebenso erkenne und beklage wie Sie. Aber die Mittel, die Sie andeuten, sind Vermessenheit und Rückschritt. Ja ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß neben der Liebe zu dem Regenten auch der alte Haß des Aristokraten gegen den tiers état eine Hauptrolle dabei spielt. Wie viele Jahre sind verflossen, seitdem Sie schon in unserm Universitätsleben Geßler gegen Tell vertraten und dafür Händel genug ernteten! Durch diese, aller Zwistigkeiten ungeachtet, treu bewährte Bekanntschaft wohl berechtigt, möchte ich Sie aber aufrichtig bitten, sich vor Unbilligkeit und Übertreibung zu hüten.

Arneburg.

Ich nehme jede Zurechtweisung willig hin, auch wenn sie aus einem minder wohlwollenden Munde käme und unverdienter wäre, als es vielleicht hier der Fall ist. Wem ist ein Zuchtmeister nicht dienlich! Geben Sie mir ein Zeugnis des Wohlverhaltens wenigstens für unser gestriges Mittagsessen, wo ich Ihre bedeutenden Blicke doch schnell genug verstanden und die Diskussion gehorsam abgebrochen habe.

Oeder.

Aber wie ist es auch möglich, gerade an dem Tische des wackern Crusius, umgeben von den industriellen Notabilitäten der ganzen Gegend,

---

tiers état = dritten Stand, Bürgerstand.

die Nichtigkeit der Industrie zum Thema zu nehmen!

Arneburg.

Der Moment war wirklich nicht günstig gewählt!

Oeder.

Und Ihren Detlev in seiner kommunistischen Grille zu unterstützen, daß es Recht und Pflicht der Regierung sei, zwischen den Fabrikherren und den Arbeitern, dem Meister und den Gesellen regelnd einzuschreiten. Was hat die Staatsgesetzgebung mit der innern Organisation der Industrie zu schaffen?

Arneburg.

Ei, ich dächte doch ebensoviel als mit der innern Organisation des Ackerbaues. Sie pflegen doch die Schranken der legislativen Sphäre des Staates sonst nicht so eng zu ziehen. Ist dort nicht die Obrigkeit zwischen den Herrn und den Arbeiter getreten, hat sie sich nicht völlig berechtigt gehalten, den nichtbesitzenden Arbeiter gleichfalls zum Besitzer zu machen?

Oeder.

Der Vergleich paßt nicht; in der Industrie ist die freieste Konkurrenz Lebensbedingung. Doch freilich haben Sie, der übereinstimmenden Überzeugung der halben Welt zum Trotze, die hohe Bedeutung der Industrie ja nie anerkannt. Die Lilien spinnen nicht!

Arneburg.

Hinwiederum steht geschrieben: Du sollst den Namen des Herrn nicht mißbrauchen! Also auch

nicht seine heiligen Worte! Übrigens bin ich wirklich der Meinung, daß die Lilien auf dem Felde, die bekanntlich damals prächtiger als Salomon angetan waren, auch jetzt noch nicht hinter den neuesten Mustern zurückbleiben, für welche irgend einer jener großer Bürger die Akklamationen Deutschlands empfängt.

Oeder.

Nun, ich mache doch noch keinen so verwegenen Gebrauch von der Bibelstelle als der französische Bischof, der sie als Beleg für die salische Erbfolge in Frankreich gelten ließ.

Arneburg.

Halten Sie mich zudem nicht für so töricht, die Notwendigkeit des Gewerbfleißes für die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens zu leugnen, noch den Wert zu verkennen, den er für die soziale Bewegung und den Wohlstand eines Landes haben kann. Aber ich glaube freilich nicht an die alleinbeglückende Kirche der Industrie, und stemme mich gegen die maßlose Überschätzung ihres Einflusses auf das materielle Volkswohl.

Oeder.

Ja, was ist aber für Sie hierbei schon Überschätzung?

Arneburg.

Das, was auch andere, weit unterrichtetere Männer stets dafür erkannt haben. Ich erinnere Sie, um bei der äußerlichsten Betrachtung stehen zu bleiben, daran, wie Rubichon

Rubichon, Maurice, französischer Reaktionär (1766—1849). Er wurde bezeichnet als „die Vorsehung der Emigrierten".

überzeugend dargetan hat, daß, wenn man selbst in England die Kapitalien vergleicht, die jedes Geschäft verwendet, auf den Ackerbau allein siebzig Prozent fallen, während die Verarbeitung der Stoffe zusammen nur ungefähr dreißig in Anspruch nimmt. Und wie verhältnismäßig klein ist hierin wieder ein Teil, der auf die eigentliche Fabrikenindustrie kommt, im Vergleiche zu den Gewerben und dem Handel!

Oeder.

Ich kenne diese Berechnung, bin aber immer noch nicht imstande, sie mit den Erfahrungen in meinen Kreisen in Einklang zu bringen. Spricht dabei nicht der Gutsbesitzer aus Ihnen? Chacun prêche pour sa paroisse.

Arneburg.

Legen Sie mir nicht so platt selbstsüchtige Beweggründe unter. Ich würde diese Überzeugungen hegen, auch wenn ich auf das Pflichtteil der jüngeren Söhne der Basken beschränkt wäre: einen Real, einen Dachziegel und den entferntesten Baum.

Oeder.

Wie gesagt, ich kann Ihnen ein unbefangenes Urteil über die Stellung der Industrie zur Gegenwart aus mehr als einem Grunde nicht zugestehen. Alles, was Sie anführen, geht doch nur auf die von niemand bestrittene Wahrheit hinaus, daß im gesunden Leben eines Staates alle Funktionen in gleichmäßiger Tätigkeit

---

Chacun prêche pour sa paroisse = Jeder predigt für seine Pfarre.

sein müssen: die Produktion der Rohstoffe, die Gewerbe, die Fabrikation, der Handel.

Arneburg.

Ganz richtig. Weshalb denn aber der einen dieser Funktionen eine so überwiegende Rolle zuteilen? Weshalb der Götzendienst mit der Industrie, in dem die Gewerbeausstellungen die Saturnalien vorstellen? Wo ist je die gesamte geistige Produktion der Nation auch nur im entferntesten Maße der Gegenstand so zärtlicher Fürsorge der Staaten und so ungemessener Verehrung der Völker gewesen! Festreden und Zeitungsspalten haben dem Lande Glück gewünscht zu den Fortschritten der Plüschfabrikation, und die Größe des Jahrhunderts gepriesen, dem es gelungen, das Kammgarn bis zu dem 62er AAA Schuß zu spinnen. Von den Fürsten und ihren ersten Dienern als Spender eines neuen Heiles geehrt, von dem Haufen der Enkomiasten mit Kränzen und Weihrauch empfangen, müssen die aufrichtigen unter den beräucherten Fabrikanten selbst von der Entdeckung überrascht worden sein, daß, indem sie bisher beflissen gewesen, nach besten Kräften ihren Beutel zu füllen, sie zugleich die Anwartschaft erwarben, zu denen zu zählen, die „für das Vaterland die große Seele verschwenden".

Oeder.

Welche Übertreibung!

Arneburg.

Höchstens setze ich Übertreibung gegen Übertreibung. Und wie sich jeder falsche Weg früh

oder spät empfindlich rächt! Welchen Dank ernten die Staaten für ihre Koketterie mit dem Schoßkinde der Zeit? Vor unseren Augen sehen wir die Industrie, eben auf diese ihr widernatürlich zugewiesene Wichtigkeit fußend, jede Regierung feindlich anfallen, die sich ihren selbstsüchtigen Forderungen nicht in allen Teilen fügt. Stehen wir nicht fast am Vorabende der kläglichen Katastrophe, den einzigen nationalen Verband zerrissen zu sehen, der uns aus dem dreißigjährigen Frieden geboren worden ist?

Oeder.

Ich weiß schon, daß Sie diesen Frieden in seinen Wirkungen ungefähr mit dem dreißigjährigen Kriege gleichstellen. Die Furcht, daß der Zollverein aus Anlaß der freilich weit genug klaffenden Wunde, die der Tarifstreit geschlagen, sich auflösen werde, teile ich indessen gar nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nicht möglich ist. Aber so beklagenswert es auch ist, daß dieser Feuerbrand in das schöne Gebäude gefallen ist, so kann doch ein einigermaßen genügendes Urteil in der schwebenden Frage nur auf den Grund sehr genauer und umfassender Kenntnis der Details gewonnen werden. Der gute Wille, unbefangen zu sehen, und der Kummer über die drohenden Nachteile berechtigen nicht dazu, um sich für oder gegen zu entscheiden. Auch der fleißigste Besuch der Universitätskollegien über die volkswirtschaftlichen Theorien seit Adam Smith bis Rau, genügt hierzu ebensowenig als ein enthusiastisches Studium des „nationalen Schutzsystems“. Zum

Glück ist es nicht meines Amtes, an der Lösung der Gegensätze mitzuwirken, die vielleicht durch die Art der Behandlung schroffer geworden sind, als es ihre Natur mit sich brachte. Wäre ich dazu berufen, so würde ich doch nur mit großer Scheu und Sorge an die Arbeit gehen.

Arneburg.

Meines Amtes ist es freilich noch weniger! Aber es scheint mir doch hierbei wie in allen Dingen eine nicht unbillige Forderung, daß man sich wenigstens deutlich Rechenschaft gebe, was man eigentlich wolle. Nun kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß dies bei den Gegnern des Schutzsystems nicht in dem Maße der Fall sei, wie im Interesse ihrer Sache zu wünschen wäre. Mäßige Schutzzölle! Was heißt ein mäßiger Schutzzoll? Ein Zoll erreicht entweder den Zweck, die Erzeugungskosten des inländischen Fabrikats mit dem ausländischen gleichzustellen, oder nicht. Im erstern Fall ist er eben genügend, im letztern ist er weder ein mäßiger noch ein sonstiger Schutzzoll, sondern gar keiner. Es handelt sich daher bei Schutzzöllen lediglich um eine Prinzipienfrage; gibt man die Forderung im Grundsatze zu, so muß man durchaus auch die Mittel wollen. Die jetzigen Argumentationen laufen häufig auf die anmutige Geschichte hinaus, wo ein Prager Bürger auf die Erkundigung eines Fremden, ob denn der heilige Nepomuk auf der Brücke sich wirklich in jeder Neujahrsnacht herumdrehe, entrüstet erwiderte: das sei krasser Aberglaube, ein wenig drehe er sich wohl, aber ganz herum durchaus nicht!

Oeder.

Und doch ist das Einzwängen der Realitäten der Verwaltung in die spanischen Stiefeln der Schullogik etwas so ganz Unfruchtbares! Man versuche es nur einmal der Hartnäckigkeit der Tatsachen gegenüber! In Ihrem Munde ist die Verachtung der weltbeherrschenden Industrie eine ziemlich harmlose Idiosynkrasie; Sie werden nicht zwischen den Webern und Spinnern, den Eisenwerkbesitzern und den Eisenbahnunternehmern, dem Rohrzucker und der Runkelrübe hin und her gezogen.

Arneburg.

Gottlob nein. Aber ich überzeuge mich immer mehr, daß die Schutzzollsache das sonderbare Schicksal hat, der Gegenstand des erbitterten Streites zwischen zwei Parteien zu sein, die gerade in dem obersten Prinzip völlig einig sind. Daß man bei ihr nur ein aus seinem Zusammenhange gerissenes Fragment einer weit allgemeinern Frage vor sich habe, daß diejenigen, welche die Regierungen auffordern, die freie Konkurrenz zwischen den Völkern zu verweigern, ihnen auch Recht und Pflicht zuerkennen, dieselbe abstrakte Freiheit der Konkurrenz im innern Volksleben zu beschränken, dieses kommt fast gar nicht zur Sprache. Wie manchen würde ein verdrießlicher Zweifel anwandeln, wenn ihm deutlich würde, daß die so heiß geforderten Schutzzölle genau in derselben politischen Ordnung ihre Wurzel haben, aus welcher die ihm so verhaßten Zunftbeschränkungen und Bannrechte emporgeschossen sind.

Oeder.

Nun aber genug von Industrie und Schutzzöllen, über welche es heutigestags so leicht ist, wohlklingende Reden zu führen, und so schwer, im gegebenen Falle das Richtige zu treffen.

Fünfzehntes Gespräch.

Arneburg.

Seid gegrüßt, ihr Freunde, was führt euch denn auf diesen selten betretenen Spaziergang?

Oeder.

Waldheim hat mich gewaltsam mobil gemacht, und gerade heute habe ich so wenig Zeit!

Waldheim.

Es geht Oeder wie so manchem wackern Geschäftsmanne, der die Zeit nicht hat, sondern die Zeit ihn.

Oeder.

Nun will ich aber doch wenigstens die Gelegenheit gleich wahrnehmen, um Ihnen, lieber Obrist, zu hinterbringen, daß Waldheim, auf den Sie gestern kompromittierten, doch nicht Ihren Ansichten beipflichtet.

Arneburg.

Welchen?

Oeder.

Ich habe ihm unser Gespräch und Ihre polnische Nutzanwendung vorgetragen. Lassen Sie sich von ihm selbst sagen, ob er, der Ihnen doch

nicht, wie ich, für einen Priester des status quo gilt, Ihre sanguinischen Hoffnungen teilt?

Arneburg.

Dann haben Sie nicht getreu referiert. An die Explosionen der unteren Klassen, wie sie dort vorgekommen, habe ich nicht Hoffnungen, sondern Betrachtungen geknüpft, und ich denke, daß zwischen beiden doch ein wesentlicher Unterschied bestehe.

Oeder.

Ihre Betrachtungen liefen aber zuletzt doch auf das Resultat hinaus, daß auch in anderen Staaten aus den entfesselten Kräften des rohen Haufens den Regierungen ein unerwarteter Bundesgenosse erstehen möge!

Arneburg.

Nicht möge, sondern werde, oder mindestens könne! Gott bedient sich der Sünden der einen, um die der anderen zu züchtigen. Leugnet das Waldheim?

Waldheim.

Ich? gewiß nicht; aber ich glaube, daß es einer ebenso strengen Zucht seiner selbst bedarf, um nicht durch offene Billigung oder geheimes Behagen an der Sünde solcher Vollstrecker göttlicher Strafgerichte teilzunehmen.

Oeder.

Zudem besorge ich, daß unser ritterbürtiger Freund auch im Praktischen sehr irre dabei geht. Es kann sein, daß bei einer Schilderhebung, wie er sie im Sinne trägt, die Alleingewalt der Regierungen gewänne, ja daß die Mittelstände ihr

jetziges Übergewicht einbüßten, aber der Adel würde sie sicher nicht beerben! Seine Zeit ist vorüber.

Arneburg.

Sie berühren hier, lieber Ministerialrat, wiederum die Saite, die für mich freilich einen mißtönenden Klang hat. Aber ich bin doch auch nicht geneigt, deswegen, weil ich bei dem Charivari persönlich beteiligt bin, es mundtot hinzunehmen. Was verstehen Sie unter dem Vorüberseins des Adels? Nach manchen früheren Äußerungen beschränken Sie diesen Gedanken nicht etwa bloß auf eine unbewußte Wirkung der Zeit. Erlauben Sie mir also, eine bestimmte Auskunft darüber zu erbitten, ob Sie der Ansicht sind, daß es der nächsten Zeit vorbehalten sei, den Adel, wie er in den europäischen Staaten noch wirklich besteht, etwa auf dem sogenannten gesetzlichen Wege abzuschaffen?

Oeder.

Abschaffen ist nicht der richtige Ausdruck. Aber ich nehme auch keinen Anstand, zu erwidern, daß, seitdem die Idee des wahren Staates ziemlich überall durchgedrungen ist, das Fortbestehen einer privilegierten Adelsklasse allerdings als etwas Fremdartiges, als eine Anomalie erscheinen muß. Jeder lebendige Körper aber scheidet die in ihm befindlichen, nicht mehr an dem organischen Prozesse teilnehmenden Stoffe notwendig früh oder spät von sich aus.

Arneburg.

Welche naturphilosophische Anwandlung! Sie verschmähen ja für die Staatspraxis selbst

physiologische Analogien nicht, was doch sonst eben nicht Ihre Art ist.

Oder.

Oder, einfacher ausgedrückt, ich glaube, daß das Adelsinstitut, wie wir es in den meisten Ländern vor uns sehen, nicht ferner zu halten ist, und daß die Staatsgesetzgebung, um größeren Nachteilen vorzubeugen, genötigt sein wird, früher oder später vorsichtig, aber durchgreifend hierin einzuschreiten. Verzeihen Sie mir jedoch, wenn ich durch diese offene Sprache Ihre Empfindungen verletze.

Arneburg.

Setzen wir unsere Personen beiseite, lieber Freund; ich habe oft genug bei anderen angestoßen, um die englische Diskussionsregel: excepted present company, auch gegen mich gelten zu lassen. Dagegen bitte ich Sie, gefälligst auf eine nähere Untersuchung dieser oft gehörten Meinung einzugehen, die, wie Sie glauben können, auch mein Nachdenken vielfach beschäftigt hat. Bei der Existenz des Adels kommen doch wohl zwei Dinge in Betracht, das Faktum und das Recht?

Oder.

Ohne Zweifel!

Arneburg.

Das Faktum läuft, wenn ich mich nicht irre, darauf hinaus, daß es in jedem Lande eine gewisse Anzahl Familien gibt, die sich für eine

---

excepted present company = die anwesende Gesellschaft ausgenommen.

höhere Klasse des Volkes halten als andere, und von anderen auch mit mehr oder minder Widerstreben noch großenteils dafür gehalten werden.

Oeder.

Wenn Sie unter den anderen einen Teil der jetzt lebenden Menschen verstehen, so ist die angeführte Tatsache allerdings richtig. Aber es gibt auch Menschen genug, die jene faktische Anerkennung durchaus verweigern, und wie wird es hiemit erst in künftigen Zeiten beschaffen sein?

Arneburg.

Bei Tatsachen kann natürlich immer nur von der Gegenwart die Rede sein, und von dieser, wie sie sich von der Mündung des Tajo bis zur Newa darstellt, sprach ich allein. Haben Sie die Güte, mir zu sagen, welche Ursachen Sie einem so weit verbreiteten Faktum zugrunde legen? Sind es andere, als der Glanz historischer Namen und der Rest korporativer Gesinnung, vermöge welcher der Adel der Regel nach unter sich lebt und die Berufszweige ausschließt, die eine bloß lukrative Existenz gewähren?

Oeder.

Wo nicht, wie in England, der Adel zugleich im Besitze der größten Vermögen sich erhalten hat, muß der Grund der noch vorhandenen —

Arneburg.

Vorurteile!

Oeder.

— Deferenz allerdings in dem von Ihnen Angeführten gesucht werden.

Arneburg.

Können Sie, kann die Gesetzgebung aber hierin etwas ändern? Glauben Sie, daß es etwa damit getan wäre, zu verbieten, sich von zu nennen oder einen sonstigen Adelstitel zu führen? Werden die Stolberg in Sachsen, die Schaffgotsch in Schlesien, die Dohna in Preußen, die Kleist in Pommern, die Schwerin in der Mark, die Bernstorff in Mecklenburg, die Reventlow in Holstein, die Hardenberg in Hannover, die Galen in Westfalen, die Fürstenberg am Niederrhein, die Riedesel in der Wetterau, die Dörnberg in Hessen, die Dalberg in der Pfalz, die Truchseß in Schwaben, die Rechberg in Bayern, die Starhemberg in Österreich, die Lobkowitz in Böhmen dadurch aufhören, sich im Widerschein ihrer ruhmwürdigen Namen für höher gestellt als manche andere zu achten, und von manchen anderen auch dafür erachtet zu werden?

Oeder.

Vorderhand wohl noch nicht. Was können aber kommende Zeiten bringen! Was werden sie bringen, wenn der Zufall der Geburt immer mehr hinter den positiven Errungenschaften zurücktritt!

Waldheim.

Halt, lieber Oeder! Hier bei dieser schlimmen Äußerung muß ich mich doch aber feierlich gegen die Gemeinschaft mit Ihnen verwahren. Ganz abgesehen von dem eigentlichen Streitpunkte, über den ich mich später aussprechen

werde, kenne ich kaum eine unhaltbarere Redensart als die so oft vernommene von dem Zufalle der Geburt. Gerade von allen Dingen, die mich im Laufe des irdischen Daseins betreffen, ist meine Geburt das am wenigsten Zufällige.

Oeder.

O ja, wenn Sie dabei von einem unbedingten Ratschlusse in allen Dingen ausgehen!

Waldheim.

Nein, nein, ich mute Ihnen damit noch gar nicht zu, in dem sogenannten Zufall überall das „Inkognito der Vorsehung" zu erblicken. Schon der allergewöhnlichste Begriff des Zufalls reicht dazu hin. Was mir späterhin auf Erden begegnet, alles ohne Ausnahme, hängt weit mehr mit dem zusammen, was Sie Zufall nennen, als der Zustand, ob ich, ehe von meiner oder anderer Einwirkung die Rede sein konnte, als reich oder arm, vornehm oder gering, in das Leben eintrete. Eben dies ist selbst bei den engsten, dürftigsten Begriffen göttlicher Weltregierung unmittelbare Fügung.

Arneburg.

Aber auch auf dem reinen Erfahrungsfelde wird der Ministerialrat sich vergebens nach Anhaltspunkten umsehen. Ich denke doch, daß die französische Revolution keiner kommenden Zeit an Energie nachstehen werde. Welche moralische Stellung hatten denn nun im Jahre 1802, ehe noch Napoleon an die Repristination des Adels dachte, die Montmorency, Beaufremont und Montesquieu zu dem damaligen Frankreich? Eben dieselbe wie im

Jahre 1792. Aller dergleichen legale Angriffe würden nur eine Zahl obskurer Edelleute, die ohne materiellen und historischen Halt auf dem dürren von fußen, dieses Vorteiles berauben, die eigentliche Wurzel des Landesadels aber gerade stärken.

Oeder.

Nun mit den poetischen Illustrationen hat der Staat ja überhaupt nichts zu schaffen. Solange in England ein reicher und hochgestellter Mann es noch als einen Vorzug erachtet, von seiner Königin zum Aufseher der königlichen Jagdhunde ernannt zu werden, kann ihm das sicher niemand wehren. Wenn sich Menschen finden, die dergleichen anerkennen, kann dies dem Staate völlig gleichgültig sein, insofern nicht positive Ansprüche darauf gestützt werden. Von diesen, von den Rechten des Adels spreche ich allein, wenn ich das Prognostikon stelle, daß der bisherige Zustand untergehen werde, sei es auf gesetzlichem oder tumultuarischem Wege.

Arneburg.

Welche Rechte? Von denen, die an den größern Grundbesitz geknüpft sind, kann doch wohl kaum die Rede sein. Sie wissen besser als ich, daß fast überall jeder Grundbesitz auch den Bürgerlichen zugänglich ist. Die hieran an manchen Orten noch klebenden Rechte bilden nichts weniger als ein Privilegium des Adels an und für sich. Es bleiben daher nur die eigentlichen Ehrenrechte. Zieht man aber von diesen ab, was hie und da persönliche Gunst oder politische

Ansicht des Regenten dem Adel zuwendet, so ist der Rest wenig mehr als Null.

Oeder.

Aber der Hof, die Diplomatie!

Arneburg.

Verwechseln Sie nicht Hoffähigkeit und Hofstellen? Bei den ersteren steht ja überall der Dienstrang neben dem Geburtsrange. Wenn aber der Landesherr die Stellen an seinem Hofe vorzugsweise dem Adel gibt, so ist es lediglich seine Sache. Die regierenden Beamten und Mittelleute mögen dies tadeln, sie mögen, wenn sie die Macht dazu besitzen, eine Veränderung erzwingen, aber wie dabei von einer Berechtigung die Rede wäre, die man gesetzlich abschaffen könne und müsse, das begreife ich nicht. Haben Sie andere Meinungen hierüber, lieber Waldheim?

Waldheim.

Nein, ich gebe zu, daß der Wirkungskreis, den die Gesetze gegen den Adel einnehmen könnten, sehr gering ist. Ja daß ein solches Beginnen von dem Standpunkte der gemeinsten Gerechtigkeit aus verwerflich, von dem politischen aber mehr als unklug wäre. Bis hierher stehe ich ihren Ansichten nirgends entgegen. Aber Sie müssen mir schon erlauben, den Faden da aufzunehmen, wo ihn Oeder fallen zu lassen scheint. — Wenn wir Ihnen vollkommen zugeben, daß die Vorzüge, welche jetzt noch dem Adel, und zwar insbesondere dem deutschen Adel beiwohnen, von einer feindseligen Gesetzgebung nicht

erheblich gefährdet werden könnten, ist das alles, was bei dieser Frage in Betracht kommt? Sind damit die ernsten und gewichtigen Zweifel über die gegenwärtige Lage und die zukünftigen Schicksale des Adels wirklich auch nur einigermaßen gelöst?

Arneburg.

Ich weiß nicht, welche andere Lösung Sie verlangen als die so nahe liegende, daß die Regierungen im Interesse der Gerechtigkeit und in ihrem eigenen der unterminierenden Tätigkeit der Offizianten und Deputiertenkammern gegen den Adel Einhalt tun möchten.

Waldheim.

Lieber Freund, gestatten Sie mir, mich bei Ihnen zu belehren, ob die Gauerben von der Arneburg, etwa zur Zeit des Kindes von Brabant, wohl geglaubt hätten, ihren Rechten und ihren Pflichten sei damit genügt, daß ihr altes Geschlecht einen landeskundigen Namen führe, und daß ihnen einige Stellen am Hofe vorbehalten seien?

Arneburg.

Nein, gewiß nicht. Meine Vorfahren waren davon durchdrungen, daß ihnen der Lenker der Weltgeschichte die edle Rolle zugeteilt habe, zunächst am Throne zu stehen, diesen zu schirmen gegen innere und äußere Feinde, ihm gegenüber aber auch ebenso die Rechte und Bedürfnisse aller Untertanen zu vertreten, von den eigenen Rechten an bis zu denen des letzten Zinspflichtigen hinunter. Oft genug mögen sie und ihre Standesgenossen, durch Leidenschaft und Selbst-

sucht verlockt, hiervon abgewichen sein; der Mensch war stets der Knecht der Sünde. Aber mindestens war kein Zweifel darüber, was ihr Recht und ihre Pflicht sei, und dieses Bewußtsein wurde auch in den schlimmsten Zeiten im deutschen Adel nicht verdunkelt.

Waldheim.

Nun gut, lieber Arneburg, sagen Sie mir dann ferner: Ist dieses in der Gegenwart auch noch die Stellung des Adels zu dem Landesherrn, oder vielmehr ist das, was wir jetzt den deutschen Adel nennen, noch irgendwie imstande, der Aufgabe zu genügen, die Sie ganz richtig als die ihm zugewiesene bezeichnen?

Arneburg.

Ich fühle wohl, wohin Sie zielen, gebe Ihnen aber die Frage zurück: Ist es Schuld des deutschen Adels, daß er seiner Aufgabe nicht mehr zu entsprechen vermag?

Waldheim.

Verschieben Sie nicht den Standpunkt unserer Erörterung. Es kommt bei dieser in keiner Weise darauf an, über Klage und Widerklage zu richten, sondern allein auf eine unbefangene Würdigung der rechtlichen Tatsache. Ich sage der r e c h t l i c h e n, weil ich gesonnen bin, Ihnen sofort noch die weitere Frage vorzulegen: Erblicken Sie einen der Gerechtigkeit zugänglichen Weg, um den Adel wieder in seine frühere politische Stellung einzuweisen, selbst wenn einem Fürsten neben dem Willen auch die uneingeschränkteste Macht gegeben würde? Sie

verstummen, lieber gewissenhafter Freund, und denken vielleicht daran, wie tief wir einst die Wahrheit eines Wortes Montlosiers anerkannten: nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution!

Arneburg.

Freilich ist die Kontrerevolution immer auch eine Revolution, nur nach einer andern Richtung hin als die gewöhnliche Wer die Revolution, das heißt die Vernichtung des Rechtsstandes zugunsten irgend eines Interesses oder irgend einer Lehre, nicht will, darf auch nie eine Kontrerevolution wollen. Dieses politische Axiom habe ich Ihnen, wenn auch nicht ohne einiges Widerstreben, doch stets zugeben müssen!

Waldheim.

Wenn also der Adel, wie er faktisch jetzt besteht, auch nicht entfernt seiner politischen Aufgabe zu entsprechen vermag, wenn es weder rechtlich noch möglich ist, die Bedingungen, auf welchen seine frühere Stellung beruhte, wieder herzustellen, werden Sie dann nicht selbst zu der Schlußfolge hingedrängt, daß sein Wesen einer tiefgreifenden Umgestaltung bedarf?

Arneburg.

Sint ut sunt, aut non sint!

Montlosier, François Graf, französischer Politiker (1755—1838), kirchlich und feudal gesinnt.

nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution = wir wollen keine Gegenrevolution, sondern das Gegenteil der Revolution.

Sint ut sunt, aut non sint = sie sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein, berühmtes, gewöhnlich dem Jesuitengeneral Ricci zugeschriebenes Wort, in Wirklichkeit von Klemens XIII. gesprochen.

Waldheim.

Das stolze Wort des letzten Jesuitengenerals paßt hier nicht. Der Adel war keineswegs immer das, was er jetzt ist; seine innerste Eigentümlichkeit ist das Fließende, Historische, nur darin liegt die Bürgschaft seiner Fortdauer, nicht in dem dürren Festhalten an der Gestalt, in die er seit dem 17. Jahrhunderte leider verknöchert worden, sich zum Verderben, den anderen Ständen zum gefährlichen Anstoße.

Oeder.

Das ist ganz meine Ansicht, die ich aus täglicher Bekanntschaft mit den wirklichen Verhältnissen geschöpft habe!

Arneburg.

Die anmutige Gunst dieses Zusammentreffens mit dem Zeitgeiste sollte Sie doch bedenklich machen, Waldheim. Solche, aller Mißdeutung fähige Sätze stellt kein echter Konservativer auf!

Waldheim.

Vielleicht darf ich mich nicht zu den Konservativen nach dem angenommenen Sprachgebrauche zählen.

Arneburg.

Was wollen Sie denn sonst sein? Ein Destruktiver? Wahrhaftig, wenn ich nicht Ihre Lust an Paradoxien kennte, müßte ich an Ihnen oft in schmerzlicher Weise irre werden!

Waldheim.

Parteinamen bleiben immer eine bedenkliche Sache. Anfänglich ist ihr Sinn vag und zwei-

deutig, später, wenn er sich zur Bestimmtheit durchgearbeitet hat, ist gewöhnlich auch der beste schon durch Gebrauch und Mißbrauch ruiniert.

Arneburg.

Verwahren Sie sich wie Sie wollen; wer in dem Nihilismus nicht ausharren kann, und in einem jämmerlichen juste milieu nicht ausharren will, muß sich immer auch eine Parteibezeichnung gefallen lassen. Hier ist Rhodus, hier tanze!

Waldheim.

Am liebsten würde ich mich dann liberal nennen hören; es ist dies eine edle Sache und ein schönes Wort; leider aber auf immer vergeudet. Legitimist hat den Beigeschmack des heutigen französischen Legitimismus, jenes unerquicklichen Gebildes von Eitelkeit und Selbstsucht. Royalist ist in sentimentale Ritterlichkeit oder ordinären Despotismus umgeschlagen.

Oeder.

Diese Ziereréien haben mir auch nie besonders zugesagt. Was haben Sie aber dagegen, wenn die Gegner der Volksherrschaft sich Konservative nennen? Ich meinerseits, wenn einmal solche Benennungen nicht zu vermeiden sind, würde mir diese ohne sonderliches Sträuben gefallen lassen, da sie den Anhänger eines geordneten Staatswesens noch am besten bezeichnet.

Waldheim.

Konservativer? Ich habe dagegen, daß auch diese neueste Benennung von Haus aus an einem Grundirrtume leidet. Das Konservieren,

Beharren ist weder an sich gut, noch das Aufgeben, Fortbewegen an sich schlecht. Beharren im Guten ist Pflicht; Beharren in dem, was eben nur da ist, Unrecht oder Unweisheit. Fortschreiten zum Bessern auf berechtigtem Wege ist löblich; Fortschreiten zum Schlechtern oder selbst zum Guten mit rechtswidrigen Mitteln ist verwerflich. In so wohlfeile Schemata können die Aufgaben der Gegenwart nicht gefaßt werden; es wird immer darauf ankommen, im gegebenen einzelnen Falle zu erwägen, wobei man beharren solle und wohin man fortschreiten dürfe.

Arneburg.

Wenn ich das aber auch ohne Einwurf hinnehme, so begreife ich um so weniger, weshalb Sie sich in der Frage über das Erhalten der Aristokratie als Gegner hinstellen?

Waldheim.

Tue ich das? Im Gegenteil, ich erkläre auf die Gefahr des gröbsten Mißverständnisses hinaus, daß ich das politische Unheil, die Unmöglichkeit, in den Kämpfen der Zeit zu wahrer Ruhe zu gelangen, hauptsächlich darin suche, daß das aristokratische Prinzip im Leben der europäischen Völker von oben und unten unterwühlt, verleugnet worden ist und verleugnet wird.

Oeder.

Unser alter Streit in erneuerter Form! Was den besten Zeitgenossen als der größte Gewinn des letzten Jahrhunderts erscheint, daß der einheitliche, wahrhaft souveräne Staat aus den Trümmern sich wieder erhoben, unter welche ihn

die Schwäche und Verwirrung des Mittelalters begraben hatte, beweinen sie als Nationalunglück!

Waldheim.

Ich habe es hier zunächst nicht mit Ihnen zu tun, lieber Freund, sondern wünsche gegen Arneburg meinen guten Ruf zu retten. Ihrem dominierenden Gedanken, daß alles Recht von dem Staate ausgehe, und daher auch vor ihm verschwinde, wird doch Arneburg, aller loyalen Hingebung unerachtet, schwerlich beipflichten. Es ist ja hier eben die Rede von einem solchen Rechte, das niemand gegeben hat, und niemand nehmen darf. Also wiederhole ich, daß nach meiner innigsten Überzeugung kein anderer Staat ohne aristokratische Gliederung möglich ist als der absolute, der despotische. Sei es, daß der Despotismus als imperatorische Alleingewalt auftrete, oder als abstrakte Republik.

Oeder.

Andere, als ich, würden Ihnen gegen diese Behauptung die beliebte Repräsentativregierung anführen!

Waldheim.

Ohne damit meinen Satz zu widerlegen. Das Charakteristische der abstrakten Republik, wie ich sie im Vergleiche zu den geschichtlich gebildeten, mit aristokratischen Elementen reichlich durchwachsenen Republiken der alten Welt und des Mittelalters nenne, besteht darin, daß sie nur durch Parteien regiert werden kann. An die Stelle der positiven und rechtlichen Elemente treten die wechselnden der eben obenauf schwim-

menden Meinung in die Herrschaft ein. Da, wo die Repräsentativverfassung sich wirklich nach ihrem Begriffe entwickelt hat, zeigt sich sofort dieselbe Erscheinung. Daher auch hier wieder der Despotismus in dem Augenblicke, wo es gelungen, die natürliche Aristokratie auszuscheiden!

Arneburg.

Ich kann Ihre Abneigung gegen das, was Sie Herrschaft der Parteien nennen, nicht teilen. Oft genug ist es mir vorgekommen, als ob das beklagenswerte Phänomen, daß die edelsten, wohlgesinntesten Fürsten so wenig von ihren guten Absichten erreichen, vielmehr daraus entspränge, daß sie sich nicht kräftig genug auf die ihren religiösen und politischen Überzeugungen entsprechende Partei stützen, daß sie diese nicht offen und uneingeschränkt zur Teilnahme am Rate und der Ausführung berufen. Man kann nicht anders als durch Menschen regieren, und erste Bedingung ist es daher, daß unter den Menschen, die auf ein gemeinsames Ziel lossteuern, „die mindesten und die höchsten Glieder das Leben für die Gegenstände ihres Hasses und ihrer Liebe einsetzen."

Waldheim.

Dieser Forderung eines von mir sehr hochgestellten Historikers würde er selbst sicher nicht die Anwendung geben, die Sie beabsichtigen. Wie so manche unserer Freunde, werden auch Sie, lieber Arneburg, durch den Hinblick auf England irregeleitet. Dort regiert allerdings ganz unbestritten stets eine der Parteien, eben

deshalb aber nicht der König. Die übermächtige Partei bestimmt das System, und diejenigen, die es auszuführen haben. Geht durch den Gang der Ereignisse die Macht an eine andere über, so wechseln die Grundsätze und die Personen. Kann aber in der wirklichen Monarchie der König abtreten, wenn die Flut der Meinung eine andere Strömung annimmt? Darf er gegen besseres Wissen und Gewissen andere in einem Sinne regieren lassen, den er als verderblich erkennt? Oder soll er die Wege einschlagen, auf welchen der jetzige Herrscher der Franzosen es verstanden, seine Linie durch die Fluktuationen der Parteien hindurchzuziehen? In der Monarchie ist der Landesherr steten und tiefgreifenden Beschränkungen seines Dafürhaltens und Wollens durch die Rechte seiner Untertanen unterworfen. Aber er *darf* über den Parteien, auch der momentan tonangebenden stehen, er *muß* es, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen will. Darin, daß er mit der Seite, wohin ihn religiöse und politische Sympathien ziehen, doch nie ganz zusammenschmelzen kann, daß er seinen eigensten Neigungen und Ansichten gegenüber, eine volle Selbständigkeit behaupten muß, darin liegt das große Geheimnis und die große Weihe des königlichen Amtes.

Arneburg.

Fasse ich Sie recht, so schwebt Ihnen etwa die Analogie mit jener Schweizer Anekdote vor, wo der Bauer, der vor dem Gerichtshofe zu erscheinen gehindert war, seinen Gegner im Prozesse darum anging, doch gleich auch seine Interessen vor Gericht mit zu vertreten!

Waldheim.

Insoweit so großes und so kleines einen Vergleich zuläßt, habe ich nichts gegen diesen. Nur daß die Aufgabe des Fürsten eine noch tiefsinnigere ist, da er nicht bloß der Advokat beider Parteien, sondern auch ihr Richter sein soll. Er hat nicht nur für die Absichten der Gegenpartei die triftigsten, die einschneidendsten Erwägungen geltend zu machen, sondern er soll auch zuletzt ein Urteil fällen, das Gottes Ordnung auf Erden entspricht.

Oeder.

Wollen wir nicht vielleicht die anekdotische Ideologie, in der Sie sich beide ergehen, verlassen und wieder zu Ihrem Satze zurückkehren, daß in einem Staate, der die aristokratischen Elemente ausgeschieden habe, nur der Despotismus möglich sei. Unsere Liberalen würden diese Behauptung mehr als widersinnig finden!

Waldheim.

Weil sie die wahre Freiheit nie begriffen haben, oder mit der modernen Gleichheit verwechseln. Diese Gleichheit aber auch nur als möglich gedacht, setzt stets zuerst die Unfreiheit voraus.

Oeder.

Was nennen Sie denn aber hiernach frei?

Waldheim.

Ersparen Sie mir die Schuldefinitionen; in allen Gebieten der menschlichen Erkenntnis drängen die Grundbegriffe ohnehin dem Geiste ihre Anerkennung von selbst auf. Frei gehört

derselben Ordnung von Begriffen an, wie r e c h t; beides fällt mit dem zusammen, was die Philosophie w a h r nennt, die Moral g u t, ja die Kunst s c h ö n!

Oeder.

Hierdurch fühle ich mich allerdings nur mäßig belehrt, verzichte aber gern auf weitere Ausflüge in die Region „des Begriffes".

Waldheim.

Sonst würde ich versuchen, Ihnen darzulegen, wie diese einzig wahre Freiheit nur in d e r politischen Ordnung wurzeln kann, die man in tadelnder Absicht als Heteronomie des Staates bezeichnet hat, und deren Grundprinzip auf der Überzeugung beruht, daß der letzte Quell der Wahrheit, der Güte, der Schönheit, des Rechtes nicht innerhalb des Menschengeistes zu finden sei. Die entgegengesetzte Ansicht, wie sie sich in unserer Zeit mit mehr Bewußtsein, Ehrlichkeit und Geist als je geltend macht, muß allerdings den herrschenden Willen in die Menschheit selbst verlegen, und dieser autonomische Staat ist stets ein absoluter, unter welcher Gestalt er auch auftrete. Wer das Gesetz Gottes zurückweist, wird immer dem Gesetze der Menschen, wird statt der wahren Freiheit stets der falschen Freiheit verfallen, die in weitem Umwege wieder bei dem Resultate der individuellen Sklaverei anlangt. Die konsequenteste und achtbarste Ausbildung der absoluten Diesseitigkeit: der Kommunismus, mag Ihnen hierzu die Belege liefern.

Oeder.

Sonach müssen Ihnen die neuesten Verfechter der sozialen Umwälzung ja vollkommen zusagen!

Waldheim.

Ich begreife mindestens den Ideengang solcher Männer wie Grün, Heß, Dronke, Püttmann, Wolff, Engels, Schmidt, Löning, und stelle sie bedeutend über diejenigen, welche die Folgerungen aus denselben Vordersätzen nur bis zu dem selbstgewählten Punkte ziehen. Die „Legalisierung der faktischen Macht durch Verfassungsgesetze", der Tausch der Herren von Gottes Gnaden gegen die Herren von Mammons Gnaden, erscheint mir nicht mehr zu wünschen und weit weniger zu achten als ein System, in welchem das Geld als aufgehäufte menschliche Arbeit und daher als ein Raub an anderen hingestellt wird. Ja ich kann in der Sehnsucht nach der Vollendung des absoluten Staates und der absoluten Vernunft nichts anderes erblicken, als das Ringen und Drängen eines unglücklichen Geschlechtes nach dem persönlichen Gotte, von dem es abgefallen ist.

Arneburg.

Aber, lieber Waldheim, wie können Sie nach allem diesem sich noch mit Oeder in der An-

---

Grün, Anastasius, Pseudonym für Anton Alexander Graf von Auersperg, Dichter und liberaler Politiker (1806—1876).

Wolff, Benda, Journalist, Begründer des Wolffschen Telegraphenbureaus (1811—1879).

Engels, Friedrich, Sozialistenführer (1827 bis 1895).

sicht zusammenfinden, daß die Aristokratie nicht ferner aufrecht zu erhalten sei, während Sie ihr ja doch selbst eine unzerstörbare Notwendigkeit beimessen!

Waldheim.

Dem aristokratischen Prinzip wohl, aber nicht seiner wechselnden Gestalt. Schon ein unbefangener Rückblick auf die verschiedenen Zeiten und Nationen müßte dies unwiderlegbar dartun. Wieviel hat der Adel der Freien vor Einführung des Lehnssystems mit den Ministerialen etwa zur Zeit der letzten Luxemburger gemein? oder diese mit dem Hof- und Dienstadel des siebenzehnten Jahrhunderts? Oder auch nur bei der Gegenwart stehen zu bleiben, so vergleichen Sie die englische Nobility und Gentry etwa mit den russischen Angehörigen gewisser Rangklassen, oder mit dem italienischen Städteadel? Ja auch die norwegischen Adelsbauern stelle ich unbedenklich mit in die Reihe der Vergleichung.

Arneburg.

Bei einer solchen Ausdehnung des Wortes müssen Sie aber wirklich damit beginnen, uns in den Wechselgestalten der Aristokratie den nach Ihrer Meinung konstanten Kern zu zeigen.

Waldheim.

Dieser Kern ist nicht schwer nachzuweisen, sobald die Frage nur in ihrer ursprünglichen Einfachheit aufgefaßt wird. Der historische Lebensprozeß gliedert stets das zu einem Staate vereinigte Volk nach seinen organischen Bestandteilen, Ständen. Unter diese verteilt

sich naturgemäß von oben nach unten der Besitz und die gesellschaftliche Macht. Die rechtliche Anerkennung dieser Tatsache und die Annahme der daraus fließenden Folgerungen ist das, was ich das aristokratische Element in der Politik nenne, und als erste Bedingung des freien Rechtsstaates ansehe.

Oeder.

Ist aber eine solche Gliederung nicht stets, nicht auch jetzt ganz ebenso unter uns vorhanden?

Waldheim.

Als nacktes Faktum gewiß, aber dieses kann ebensowohl einem gesunden als einem kranken Zustande angehören. Den gegenwärtigen betrachte ich in dieser wie in so mancher andern Hinsicht als einen kranken. Der Lebensprozeß der Aristokratie ist, wie wir alle wissen, durch äußere Ereignisse unterbrochen, durch irrige Theorien verbildet worden, und so ist ihre momentane Erscheinung eine ungesunde. Größerer Besitz und daraus fließende größere Berechtigung sind allerdings auch jetzt vorhanden, und üben ihre politische und soziale Wirkung, aber wie? Ein gesunder Zustand wird daran erkannt, daß der Besitz ein begründeter, von den Schwankungen des Augenblicks möglichst unabhängiger ist, und daß den daraus fließenden Rechten immer gleich bindende Pflichten zur Seite stehen. Legen Sie diesen Maßstab an unsere heutigen sozialen Zustände! Der alles andere überragende Besitz ist das Geld, die beweglichste, ungreifbarste Gattung des Eigen-

tums. Von den drei großen Formen des Eigentumes, die auf Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart hinweisen und sich als korporativer Besitz, als Familienbesitz und als individueller ausprägen, hat der letztere alle anderen weit überflügelt, eben derjenige, der nie die Grundlage einer politischen Aristokratie abgeben kann! Die Wirkungen des größern Reichtums sind daher auch lediglich größerer Genuß ohne soziale und politische Gegenleistung. Das ist nicht die Aristokratie, wie sie zu anderen Zeiten bestanden, sondern die unterste Stufe des zersplitternden Egoismus, die Plutokratie!

Arneburg.

Aber, teuerster Waldheim, hiemit schlagen Sie ja Ihren vorherigen Äußerungen selbst ins Gesicht. Das Bild, das Sie von einer wahren Aristokratie im Gegensatze zu der jetzigen Geldherrschaft entwerfen, ist ja offenbar der Adel! Reinige man nur einmal den Boden von den Wucherpflanzen, welche die große tausendjährige Eiche umschlingen, entferne man die Axt, die an Wurzel und Zweigen wütet, so wird sie auch wieder ihre edlen Wipfel frei erheben, den lebenskräftigen Stamm mit neuem Laube bekleiden, dem Lande weit umher zur Zierde und zum Segen!

Waldheim.

Hier überspringen Sie alle Zwischenglieder meines Gedankens und greifen seinen Folgerungen in einer Weise vor, die mindestens nicht die meinige ist. Lassen Sie uns die Frage, die ich Ihnen schon in anderer Gestalt vorlegte,

noch einmal einer schärfern Erörterung unterziehen. Wenn Sie mir darin folgen, daß die wahre, die einzig naturgemäße, sozial haltbare, politisch notwendige Aristokratie immer in den Schichten der Gesellschaft liegt, die durch den historischen Entwickelungsgang die Meistberechtigten und Meistverpflichteten umschließen, so muß ich Sie bitten, mir zu sagen, ob in den deutschen Ländern der Adel in seiner Gesamtheit dieser Bedingung entspricht?

Arneburg.

Ein Teil desselben, allerdings.

Waldheim.

Ich fragte nach der Gesamtheit. Aber auch diese Antwort zugelassen, so stelle ich die zweite Frage: Entspricht der von Ihnen hervorgehobene Teil des Adels den aristokratischen Bedingungen ausschließend?

Arneburg.

Sie wollen mich nötigen einzugestehen, daß auch andere, nicht zum Adel gehörige Familien und Individuen zu Stellungen gelangten, die der natürlichen Aristokratie entsprechen? Nun ja, wer kann das leugnen, sobald er erst zugestanden, daß das Kriterium nicht ausschließlich von der Geburt, sondern davon hergenommen werden müsse, wer zu den „Aristoi“ des Landes zähle.

Waldheim.

Die Etymologie leitet hier wirklich ganz richtig. Aus den politisch „Besten“ ist die wahre Aristokratie stets zusammengesetzt gewesen.

Mehr Zugeständnisse erwarte und brauche ich auch nicht. Eine gewisse Zahl unter den Adeliggeborenen gehört nicht mehr zur Aristokratie, und eine gewisse Zahl von Bürgerlichgeborenen gehört zur Aristokratie. Hierin liegt alles, liegt die ganze Aufgabe der Zukunft auf diesem Gebiete, eine Aufgabe, von der aber nur ein Teil, und nicht der beträchtlichste, den Regierungen anheimfällt.

Arneburg.

Es liegt mir daran, Ihre Gedanken noch weiter zu verfolgen, auch wenn ich sie nicht durchweg teile. Irre ich nicht, so gehen Sie also davon aus, daß der Adel in der jetzt gebräuchlichen Bedeutung des Wortes nur e i n e der Gestalten der Aristokratie überhaupt sei.

Oeder.

Nämlich diejenige, die auf Besitz oder Dienst beruht, und durch Vererbung oder Verleihung erworben ist. So gefaßt, kann der Adel selbst in der aufgeklärten wohlgeordneten Monarchie stets eine angemessene Stelle finden.

Arneburg.

Diese Umschreibung geht nun wohl über den alten und echten Adelsbegriff weit hinaus. Der adelige Besitz erschien nur als direktes oder nutzbares Eigentum am Grund und Boden; der adelige Dienst trat nur als Hof- und Kriegsdienst auf. Der Briefadel stand nicht gleich dem angestammten.

Waldheim.

Gerade aus diesen von Ihnen ganz richtig hingestellten Sätzen folgt ohne weiteres, daß der

Adel, wie er jetzt besteht, auch ohne allen hemmenden Zwischentritt des modernen Staates nicht mehr den Kreis der Aristokratie auszufüllen vermag. Es gibt jetzt Besitz, und zwar wichtigen und einflußreichen, der nicht rittermäßig ist, es gibt Dienststellungen, die nicht zu Hof und Heer gehören, und dennoch zu den vornehmsten und geehrtesten. Ja, es kann eine der Person anklebende Bedeutsamkeit geben, die weder durch Besitz noch durch Dienst erzeugt worden. Alles dieses sind aber Eigenschaften, die in die oberen Schichten des Volkes, und daher in die wirkliche Aristokratie emporheben. Wird die unabwendbare Tatsache verleugnet, oder auch nur scheel angesehen und geschmälert, so verwandeln sich diese kostbaren Bestandteile des organischen Staates in ätzende Gifte, die eine Ordnung zersetzen, welche ihnen keinen Platz anzuweisen wußte.

Arneburg.

Für den Adel selbst bleibt es freilich immer gefährlich, wenn sich neben ihm ein Begriff von Vornehmheit hinstellt, der nicht mit dem des Adeligen zusammenfällt.

Waldheim.

Eben darin liegt es auch, daß das Fortleben der Aristokratie nicht ausschließlich an Vererbung und Verleihung gebunden werden kann, da es eine politische und soziale Notabilität gibt, die ihrer Natur nach nie zu vererben ist. Allen diesen gegebenen Bedingungen wird volle Rechnung getragen werden müssen, wenn dem

aristokratischen Prinzip seine heilsame Geltung wieder errungen werden soll.

Oeder.

Hier sind Sie nun wieder auf dem Punkt angelangt, auf welchem ich Sie schon so oft betroffen habe. Kritik des Bestehenden ohne Nachweis des Bessern!

Waldheim.

Den Vorwurf kann ich auch bei unserm augenblicklichen Thema nicht ganz abwälzen. Ich sehe allerdings die Gefahren des jetzigen Zustandes, die Notwendigkeit einer durchgreifenden Abhilfe sehr deutlich vor mir, die möglichen Wege hierzu aber ziemlich dunkel. Es ist ein unbezahlbarer Vorteil der „Außenstehenden", daß sie sich bei ihren Lukubrationen mit so wenigem zufrieden stellen können, nämlich mit sich selbst! alles andere aber getrost den Berufenen anheimgeben, höchstens einmal als Wächter die Stunde ausrufen, die es eben geschlagen hat! Schon die Ihnen obliegenden Regierungssorgen, liebster Oeder, würden mich zu Boden drücken!

Oeder.

Rühmliche Demut, nachahmenswerte Bescheidenheit! Könnten Sie sich aber, dieser Gemütsstimmung unbeschadet, doch nicht vielleicht in die Lage eines solchen versetzen, dessen Bestallungsreskript ihm ausdrücklich anbefiehlt, der Regierung mit zweckdienlichen Vorschlägen an die Hand zu gehen? — Wie soll denn nun der Staat die Reform des Adels anfangen, um den Anforderungen der Zeit zu willfahren?

Arneburg.

Nun, natürlich damit, daß er das alte baufällige Gemäuer, das ohnehin nur lichtscheuen Fledermäusen und Ohreulen zum Schlupfwinkel dient, unter den Akklamationen der Aufklärung zuerst niederreißt und auf dem gleichgemachten Boden dann das neue Prachtgebäude mit Gemächern für jedwede Bequemlichkeit im strengsten Ebenmaße aufführt!

Waldheim.

Von diesem Zornesblitzen werde ich nicht getroffen. Bei meinen beiden Freunden waltet hinsichtlich meiner unschuldigen Gedanken dasselbe Mißverständnis nach entgegengesetzter Richtung vor. Wenn ich von der unbedingten Notwendigkeit einer Restauration der Aristokratie im heutigen Staatsleben durchdrungen bin, wenn ich die möglichen Wege dazu wenigstens ahne, so habe ich es dabei mit etwas ganz anderem als mit der Reform des jetzigen Adels zu tun. Nicht als wenn eine solche unnötig, als wenn sie nicht ein höchst wichtiges Glied in jener Wiederherstellung des aristokratischen Prinzips sei! Aber diese Reform liegt nicht in der Befugnis der Regierung; sie könnte nur von dem Adel selbst ausgehen, sie müßte es, wenn er seinen wahren Vorteil und in einem höhern Sinne auch seine Pflicht einsähe. Förderlich können ihm weise und wohlwollende Fürsten dabei sein, aber sie haben über wohlerworbene Rechte anderer keine zwingende Disposition. Ich halte, wie Sie wissen, durchaus nichts von der jetzt entdeckten ausgleichenden Gerechtigkeit des

Staates, sondern kenne keine andere als die schützende.

Arneburg.

Schweben Ihnen dabei Mösers Ideen vor, an die man auch in neuerer Zeit vielfach erinnert hat?

Waldheim.

Nicht unbedingt. Die Hinneigung zu der Gestaltung des englischen Adelswesens hat diesen bewunderungswürdigen Denker hier weiter geführt, als ich zu folgen vermag. Eben das ist das Bezeichnende jeder geschichtlichen Institution, daß sie überall in anderem Gewande auftritt. Seit der ersten Mischung der normännischen Lehnsleute mit den sächsischen Freien ist der englische Adel seinen eigenen Entwickelungsgang gegangen, der mit dem der politischen Verfassung Schritt gehalten hat. Substanz und Schicksale sind bei dem deutschen Adel durchaus verschieden, und so auch seine Stellung zur Gegenwart. Dort hat die reale Seite, der Besitz und die politische Stellung in dem Maße vorgewaltet, daß die mächtigste Adelsklasse, die Peerage, nach deutschen Ansichten mehr eine erbliche Magistratur als einen Adel darstellt, der Mehrzahl nach sogar einem weit geringern Geschlechtsadel zugehört als ein Teil der tief unter ihr stehenden Gentry. Deutschland ist gerade

---

Mösers Ideen, dem Bauern- und Kleinbürgerstand freundlich. Justus Möser, Staatsmann und Schriftsteller (1720—1794), war durchaus national, konservativ und voll historischen Sinnes. Berühmt sind seine „Osnabrückische Geschichte“ 1768 ff. und seine „Patriotischen Phantasien“ 1774 ff.

das Land, in welchem am meisten die ideale Seite des Adels in den Vordergrund getreten ist: Geschlecht, Stammbaum nach Männer- und Weiberlinie, Ritterlichkeit, adelige Beschäftigung. Dabei ist dann freilich die Realität häufig genug unter den Händen zerronnen! Von den beiden Gliedern des disjunktiven Urteils: et pater et res, ist der Wert des letztern tief herabgesunken, und die starre Ausschließlichkeit des ersteren hat seit dem siebenzehnten Jahrhundert in demselben Maße die Quellen verstopft, aus denen der Adel seinen kräftigsten Zufluß und seine gesellige Macht empfing.

Arneburg.

Mit einiger Beschränkung stehe ich dieser Betrachtung nicht entgegen. Der Adel ist in einer Hinsicht zu sehr erstarrt, während er nach der andern zu flüssig geworden. Wieviel wäre hierin für ihn und durch ihn zu tun, damit er zu neuem Leben sich stärke!

Waldheim.

So höre ich Sie gern reden, lieber Arneburg, und wünsche von Herzen, daß Ihre Standesgenossen überall zu derselben Erkenntnis reiften. Ich sehe sie leider noch weit davon.

Arneburg.

Wieviel wird aber auch erfordert, um in einer so zerrissenen, individualisierenden Zeit zu großen Entschlüssen und noch größern Opfern durchzudringen! Einzelne mögen wünschen, daß der festeste Anschluß an das Fürstenhaus, die Gründung korporativer Institute, das tiefste

Eingehen in die Pflichten des Grundherrn, die religiöse, sittliche und intellektuelle Heranbildung der Nachkommen unerläßliche Forderungen sind, wenn der Adel aufrecht bleiben will. Aber wie viele werden fortfahren, die Augen zu schließen vor den gegenwärtigen Wehen der Zeit und sich sonnen in fader Vornehmheit und nichtiger Eleganz! Glück genug, wenn diese Helden der Salons und der Wettrennen sich nicht noch dazu in dem Unrate aller schlechten Lüste wälzen! Eben weil ich den Stand heiß liebe, in dem mich des Herrn Wille hat geboren werden lassen, sehe ich mit tiefem Schmerz auf die Entartung, die er nur zu oft gerade in den Ländern zur Schau trägt, in denen ihm noch die günstigsten Stellungen verblieben sind!

Oeder.

Bei allem diesem erblicke ich aber noch nicht die Rolle, die Sie, lieber Waldheim, bei der Reform des Adels, oder vielmehr der Aristokratie, der Staatsgesetzgebung zuweisen wollen. Der Adel soll sich durch Majorate, Stiftungen und vor allem durch besseres Leben selbst restaurieren. Das wäre nun insoweit gewiß sehr löblich, aber wo bleibt dabei die Lösung des Problems, alle natürlichen Elemente der Aristokratie als solche zu konstituieren und in ihre Stelle im politischen Verband einzuweisen? Hat auch damit der Staat nichts zu schaffen?

Waldheim.

Sie wissen, daß ich dem, was Sie Staat nennen, zwar im Nehmen enge Schranken setzen möchte, aber gewiß nicht im Geben. Die meisten

Ziele bei politischen Organisationen sind auch wirklich in der Regel schon dadurch zu erreichen, daß man an richtiger Stelle zulegt, statt das Resultat da zu suchen, wo man denen, die da haben, zuerst abnehmen müßte. Beiläufig bemerkt, ist dies unter andern der Fall bei dem beklagenswerten Zwist über die gemischten Ehen. Auch dieser wird nicht mit einem wahrhaften Frieden enden, solange man es in den mannigfaltigsten Formen versucht, der katholischen Kirche zu nehmen, was sie festhalten muß, statt der protestantischen zuzulegen, was ihr mangelt: Beiden nämlich die volle Freiheit, ihren Segen zu verweigern, wenn den kirchlichen Erfordernissen nicht genügt ist.

Arneburg.

Sie schneiden da in die empfindlichste Stelle des Zusammenlebens der Konfessionen sehr wohlgemut ein. Bei solcher Begünstigung würde der katholische Teil freilich keinen Anlaß zur Klage haben! Wieviel Unheil ist hier schon zu beklagen, welche Saat des blutigsten Unfriedens wird täglich noch ausgestreut!

Waldheim.

Schwerlich, lieber Freund, ist Ihr Schmerz bei diesem Hinblicke größer als der meinige. Gott weiß es, was ich seit zehn Jahren in meiner Seele gelitten habe! Ich verkenne gewiß nicht die ganze Schwierigkeit der Lage einer protestantischen Regierung, aber ich kann mir bei der unbefangensten Erwägung nicht verhehlen, daß die eingeschlagenen Wege zu keiner wahren Lösung führen können. Beide Konfessionen in

ihren kirchlichen Ordnungen gleichstellen zu wollen, ist unmöglich und ungerecht; jede kann den Anspruch nicht aufgeben in ihrer besondern Eigentümlichkeit anerkannt zu werden. Kein Katholik verlangt, daß der protestantische Geistliche der Ehe entsage, oder daß bei der Scheidung einer gemischten Ehe auch dem protestantischen Teile die Wiederverheiratung untersagt werde. Und Sie werden nicht leugnen, daß gerade diese beiden Lizenzen des protestantischen Kirchenrechtes zu allen Zeiten eine breite Verlockung für schwache Katholiken abgegeben haben. Soll irgendwie eine materielle Parität erzwungen werden, so gibt es hierzu kein Mittel, als der in diesem Punkte minder begünstigten Disziplin das Fehlende zuzulegen. Das protestantische Kirchenregiment weise auch seine Pfarrer an, den kirchlichen Segen nur solchen Brautpaaren zu erteilen, die gleichen Bedingungen entsprechen, demnach die protestantische Kindererziehung zusagen. Dann ist Gleichheit vorhanden.

Arneburg.

Wo blieben aber die Interessen der Brautpaare? Welche Folgen müßten daraus für die Landstriche erwachsen, in denen bei gemischter Bevölkerung diese Ehen so häufig vorkommen?

Waldheim.

Die Folgen ließen sich ziemlich deutlich übersehen. Das Brautpaar, oder wie gewöhnlich dessen Eltern, einigen sich vorher über die konfessionelle Erziehung künftiger Kinder, und wenden sich mit dem Verlangen um Einsegnung an einen Pfarrer dieser Konfession. Die bürger-

lichen Folgen kommen dabei, wie Sie wissen, gar nicht in Frage; daß auch die katholische Kirche eine unter diesen Umständen eingegangene Verbindung für eine wahre und sakramentalische Ehe erkennt, unterliegt bekanntlich nicht dem geringsten Zweifel. Mehr als dieses hat weder der Staat noch die Brautleute zu verlangen; was darüber hinausreicht, fällt in das forum internum.

Arneburg.

Wie soll aber die Einigung über die besagte Kindererziehung bewirkt werden, was soll den Ausschlag geben?

Waldheim.

Sind beide Brautleute und ihre Angehörigen gegen die Unterschiede der Konfessionen gleichgültig, so wird die Entscheidung von äußeren Bestimmungsgründen gegeben werden, jedenfalls aber leichter sein. Steht der eine von beiden fest in seiner Konfession, und der andere nicht, so wird ersterer ohne Zweifel bei der Wahl des Bekenntnisses überwiegen.

Arneburg.

Dabei würde dann freilich auch die Leitung der religiösen Erziehung in die Hände desjenigen Ehegatten fallen, der im lebendigen Glauben steht. In den meisten Fällen wäre das wohl ein wahrer Segen! Wie aber nun, wenn beide Teile mit gleicher Festigkeit an ihrem angeborenen Bekenntnisse halten? Was ist dann die Folge?

Waldheim.

Daß sie sich gar nicht einigen, und ihre Ehe unterbleibt. Auch dies scheint mir dann ein Glück zu sein; bei solchem Gegensatze würde der Anlaß zu tiefem Zwiespalte später in jeder Form wiederkehren.

Arneburg.

Ich erinnere mich, auf diesen Ideengang schon anderswo gestoßen zu sein. Er mag manches Richtige in sich schließen, regt aber nur zu immer neuem Kummer auf, daß die zwei Hälften unsers teuren Vaterlandes sich in so schroffer Weise gegenüberstehen. Denn was besagt Ihr Vorschlag eigentlich anders, als daß der Riß, der beide Konfessionen trennt, noch weiter gerissen werden müsse, um mindestens in diesem einen Punkte zu einem erträglichen Waffenstillstande zu gelangen!

Oeder.

Nunmehr bitte ich aber angelegentlich, daß beide Herren von ihren konfessionellen Schlachtrossen wieder absteigen; sie haben sie schon weit genug vom Gegenstand unseres Gespräches hinweggetragen.

Arneburg.

Ach ja, bei dem Worte Gottes, daß geben seliger als nehmen sei, drängt sich die Nutzanwendung nach allen Seiten hin auf.

Waldheim.

Sicher wenigstens allenthalben, wo es sich um die Aufrichtung heilsamer Institutionen handelt.

Oeder.

Kurz also, was sind die Bestandteile der restaurierten Aristokratie in Ihrem Traumgebilde?

Waldheim.

Ich wünsche, Sie hätten mich zuerst nach ihren politischen und sozialen Pflichten gefragt. Indessen auch mit jener Frage kann man beginnen. Zunächst der größere Grundbesitz, der, solange sich die Grundlagen der heutigen europäischen Staaten nicht gänzlich verwandeln, stets der Schwerpunkt der politischen Gesellschaft bleiben wird. Wie schon erwähnt, haben es die Regierungen hierbei nicht mit dem bestehenden Adel zu tun; es ist seine eigene Sache, sich durch innere und äußere Reformen in Einklang mit der neuen Gestalt der Aristokratie zu setzen, deren Kern er bleiben soll. Die Regierungen können hier sehr viel durch weise Anregung und Unterstützung veranlassen, nichts durch gesetzlichen Zwang.

Oeder.

Aber doch hinsichtlich der übrigen Notabeln legislatorisch einschreiten.

Waldheim.

Jedem Eigentümer eines größern, geschlossenen Gutes eröffne man den Eintritt in den Adel; sein Antrag gehe an die Adelskorporation des Kreises; erklärt das Gutachten der Korporation die Persönlichkeit für geeignet, so erfolge stets der Adelsbrief. Die zweite Generation eines ersten Erwerbers trete schon aus eigenem

Rechte in den Adel ein. Auch da, wo der Gutsbesitzer zugleich im Kriegs- oder Zivildienste eine gewisse Stufe einnimmt, geschehe seine Aufnahme in den Adel unmittelbar durch den König.

Arneburg.

Schon gut, soll Ihr neuer Grundadel aber dem alten in allen Punkten von Haus aus gleichstehen?

Waldheim.

Auch hier verbleibe der Geschichte ihr Recht und ihre kräftigende Wirkung. Jener Adel gehe allein auf den jedesmaligen Besitzer und dessen Nachfolger im Besitze über; seine Geschwister verbleiben im Bürgerstande, führen aber auch dort das Wappen, welches dem Rittergute verliehen worden. Der Besitzer heißt z. B. Bader von Ranftleben, die andern Familienglieder bloß Bader. Verkauft der Besitzer das Gut, so hat jedes Glied seines Stammes ein Vorkaufsrecht, und tritt in seine Stelle. Geht das Gut aber ganz aus der Familie, so scheidet diese aus dem Adelsstande aus, und der neue Erwerber kann in gleicher Weise eintreten.

Oeder.

In diese Kategorie wird aber doch immer nur ein Teil derer fallen, die nach Ihren Vordersätzen zu der reellen Aristokratie der Gegenwart gehören.

Waldheim.

Erlauben Sie mir nur, mein Projekt noch weiter auszubilden. An den Landadel schließe ich einen Stadtadel. In jeder städtischen Ge-

meinde bilden die Eigentümer der größeren Grundstücke, wenn sie diese zehn Jahre besessen und gewissen Kategorien angehören, etwa dem Gelehrtenstande, den größeren Kaufleuten und Fabrikanten — ein Patriziat mit Wappen und besonderen Befugnissen. Auch hier hänge das Verbleiben im Patriziate von der Fortdauer des Erwerbsgrundes ab.

Oeder.

Immer aber sind auch dieses nur Formen der Aristokratie des Besitzes. Wo bleiben die anderen, wo bleibt der Staatsdienst?

Waldheim.

Noch war ich nicht am Ende. Ohne Zweifel kann der Dienst einen vollberechtigten Platz in der heutigen Aristokratie fordern. Es kommt bei dieser Erwägung zunächst noch nicht auf schärfere Abgrenzung der Rangstufen an. Genug Männer, die zu einem bestimmten Punkt in der höhern Dienstreihe gelangt sind, empfangen stets den persönlichen Adel, der ihnen gleiche Rechte mit dem erblichen gewährt. Städtische Ämter befähigen zum Patriziat. In die eine oder die andere dieser Klassen stellt nun der Regent diejenigen, die auch ohne Besitz oder Amt durch Wissenschaft, Kunst oder sonstige Verdienste zu wahren Notabilitäten geworden sind; sie treten in den persönlichen Adel oder in das Patriziat. Sonach erhält jedes Element der natürlichen Aristokratie seinen angewiesenen Platz.

Oeder.

Soweit, als ich es im Augenblicke zu übersehen vermag, würde wenigstens gegen die Voll-

ständigkeit der Einteilung nichts Erhebliches einzuwenden sein. Aber es ist mir noch immer ziemlich dunkel, welche Stelle Sie Ihren Aristokraten in dem wirklichen Staatsleben anweisen? wie Sie erreichen wollen, daß eine solche Organisation nicht entweder ein hohles Fachwerk, oder ein Anlaß zu neuen Ärgernissen werde? Es kommt mir vor, als wenn alles Ähnliche immer nur ein Zurückfallen auf frühere Standpunkte, nur ein fremder Körper sei, der, zwischen das Räderwerk des Staates eingeworfen, Reibung und Störung erzeugen muß.

Waldheim.

Gegen den letzten Vorwurf weiß ich nichts vorzubringen. Ja, jeder Versuch, die kranke Gegenwart zu heilen, die drohende Zukunft zu beschwören, wird immer damit beginnen müssen, dem Mechanismus der „Staatsmaschine" Eintrag zu tun. Eben das ist die unermeßliche Aufgabe, aus diesem trügerischen Scheinleben heraus wieder zu einem organischen zu gelangen, zu einem solchen, das dann freilich nicht die tote Regelmäßigkeit mechanischer Potenzen zeigen kann. Anders steht es mit Ihrer Furcht vor bloßem Formalismus oder neuer Aufreizung. Wie begründet beide Bedenken sind, erkenne ich vollkommen an, ja ich weiß, daß es Dinge gibt, die beide scheinbar entgegengesetzte Nachteile zugleich vereinigen.

Oeder.

Desto neugieriger bin ich, woher Sie dann ein genügendes Maß wirklicher Rechte für die neue Aristokratie nehmen wollen. Ehrenrechte und politische!

Arneburg.

Glauben Sie, daß man dieser Schöpfung oder Gestaltung, wie Waldheim es lieber nennen hören wird, Ehrenrechte gesetzlich beilegen könne? Daß jemand in eminenter Weise von anderen geehrt werde, geht immer nur aus seiner eigenen Stellung hervor, und ist eine Tatsache, kein zu verleihendes Recht.

Waldheim.

Ich muß, lieber Arneburg, wahrhaftig mit dem Scherze beginnen: Sie wiederholen da Wort für Wort, was ich eben sagen wollte. Für die moralische Anerkennung, von der Sie reden, kann die beste Organisation nur den Grund legen, ob auf einem solchen Grunde dann stattliche, Achtung gebietende Gebäude emporsteigen, hängt gewiß am meisten von den Beteiligten selbst ab. Anders ist es mit den politischen Rechten. Hier könnte ich mir aber ein näheres Eingehen wohl ersparen; der ganze Wiederaufbau der ständischen Monarchie, wie er mir vorschwebt, hat eben in dieser Land- und Stadtaristokratie, erblichen wie persönlichen, sein Fundament, zu welchem die Vertretung des bürgerlichen Gewerbes und des bäuerlichen Grundbesitzes als weitere Elemente hinzutreten.

Oeder.

Hiemit wäre demnach der Grundriß, Durchschnitt und Aufriß zu dem Plan Ihrer neuen Aristokratie fertig!

Waldheim.

So wenig, daß jetzt erst das Moment zur Sprache kommt, dem ich den Hauptwert beimesse.

Handelte es sich nur darum, einen morsch gewordenen Adel zu stützen, und der herangewachsenen aristokratischen Substanz ihren Boden zu schaffen, so würde es mir mehr als zweifelhaft erscheinen, ob einem so beschränkten Unternehmen eine tiefer greifende, wohltätige Wirkung, ob ihm überhaupt einige Dauer im Dasein der heutigen Staaten zuzusprechen sei. Politische Rechte sind nur etwas, insoweit ihnen die entsprechenden Pflichten untrennbar zur Seite stehen. Welches sind nun die Pflichten einer Aristokratie, die, einer neuen Zeit angehörig, deren Bedürfnissen so entspricht, daß sie ihr als wirkliches Lebensorgan gelte?

Arneburg.

Sobald man sich nicht bescheidet, den Adel bloß unter dem Gesichtspunkte eines zu Recht bestehenden Faktums zu betrachten, sondern nach anderem Zwecke und Sinne forscht, so muß freilich auch bei Ihrer Aristokratie darnach gefragt werden. Ich weiß keine auch nur einigermaßen befriedigende Antwort.

Waldheim.

Gibt es im aktuellen Völkerleben keine Lücke, die auszufüllen, keine Schuld, die zu tilgen wäre? Ach, wenn nur die Mittel ebenso klar vor uns lägen als die Ziele, die übergroßen! Ich glaube, wie schon öfter erwähnt, an die Notwendigkeit nicht bloß einer politischen, sondern ebensosehr einer sozialen Restauration des heutigen Staates. Was der Sozialismus auf persuasivem, der Kommunismus auf roherm Wege anstrebt, weist auf einen tiefen, ja auf

den tiefsten Schaden der Jetztwelt hin. Ein Schaden, dessen Heilung ebenso von dem höchsten christlichen Gebot als von der gemeinsten Klugheit verlangt wird. Das letztverflossene Jahrhundert hat in allen Konfessionen das Christentum seiner ausgleichenden, regelnden Tätigkeit in der europäischen Gesellschaft beraubt; die Massen sind atomisiert, und als einzigen Regulator auf die nackte Selbstsucht angewiesen. Hiermit hat der Krieg aller gegen alle begonnen, den wir auf dem theoretischen Gebiet in tausendfältiger Gestalt vor Augen haben, und bald genug in greifbarer Wirklichkeit, wenn die Einsicht in die soziale Verwesung und der Wille ihr nach allen Kräften zu steuern, noch länger fehlen.

Oeder.

Aha, die Organisation der Arbeit!

Waldheim.

Ja, die Organisation der Arbeit. Daß man in heilloser Verblendung die mangelhaft gewordene Organisation der städtischen und ländlichen Arbeit vernichtete und durch die sogenannte Freiheit der Bewerbung ersetzte, ist die größte Kalamität, die den Weltteil betroffen hat. Diese Erkenntnis, die noch vor kurzem nur in einsamen Denkern aufstieg, wird bald Gemeingut sein, und dann erst die drohende Gefahr der nächsten Zukunft vor jedermanns Augen stehen.

Oeder.

So weit sind wir nun in unserem wohlgeordneten deutschen Staatswesen gewiß noch nicht.

Aber wenn Sie auch Recht hätten, wo die Mittel dagegen finden?

Waldheim.

Gibt es andere Rettungsmittel als Institutionen in großem Maßstabe, durch welche an das Recht die Pflicht, an den Genuß die Leistung, an die Ehre die Sorge unzertrennlich gefesselt wird? Wo die heidnische Unbeschränktheit des Eigentumes aufhört und an deren Stelle die alte Norm tritt, daß jeder Besitz nur ein geliehener, jeder Besitzer nur ein Verwalter sei, der über dessen Verwendung nicht bloß dem ewigen Richter Rechenschaft schulde, sondern auch seinen Mitmenschen! Wo sind diese Institutionen, wo ist auch nur das Material dazu, werden Sie wieder fragen? Das ist eben der Geist der Pflichten, die der neuen, der einzig möglichen Aristokratie harren. Sie besitze ihr Gut, ihr Haus, ihre Fabrik nicht mit schrankenloser Verfügung über deren Früchte, sie schmecke den Genuß des darin repräsentierten Kapitals nicht wie der vogelfreie Fremdling, sondern wie der mit den Leiden und Freuden seines Volkes unzertrennlich verwachsene Bestbürger. Ihr Eigentum sei wie das jeder echten Aristokratie stets gewesen, kein unbedingtes, sondern unter bestimmte Pflichten gestellt, zunächst gegen den eigenen Haus- und Dienstgenossen, den Arbeiter, den Taglöhner, den Gehilfen, den Schuldner, dann gegen die bedürftigen Staatsgenossen überhaupt, in stufenweise sich erweiterndem Kreise. Je höher die Schicht, je weiter die Pflicht! Je stärker das Recht, je schärfer die Schranke! Einer solchen Aristokratie, die auf

natürlichem Boden in steter Erneuerung heranwächst, über diesen sich nur erhebt, um ihn zu schützen, zu befruchten, wird die Mißgunst nicht nahen, der Segen nicht entgehen!

Oeder.

Nun sehe ich doch, daß der Flug der Phantasie, wenn er einmal losgelassen, auch unsern dialektischen Waldheim durch die Lüfte führt! Welches Schattenspiel an der Wand, welche Spiegelung in der Wüste! Gleich dieser aus Luft in Luft gewoben, den verheißenen Labetrunk in immer weiterer Ferne zeigend! Es muß ein eigenes sozialistisches Miasma jetzt den Dunstkreis erfüllen, daß auch die Anhänger der verschiedenartigsten religiösen, politischen und philosophischen Schulen davon ergriffen werden! Der präzise Waldheim, der ritterliche Vasall, und sein Bruder, der brausende Unbedingte!

Waldheim.

Gerade diese richtige Beobachtung sollte den praktischen Staatsmann vielleicht etwas aufmerksam machen. Ich will Ihnen jedoch meine Restaurationspläne, insofern sie die meinigen sind, herzlich gern als nebelhaft und unreif preisgeben; sie sind es vielleicht auch! Dieser Pfad oder ein anderer, besserer! Das aber wiederhole ich in nüchternster Prüfung und heiligster Überzeugung: wird kein Mittel gefunden zur gründlichen Heilung der Massenarmut, so entgeht Europa seinem Sklavenkriege so wenig, als Amerika dem seinigen!

Oeder.

An Ihnen, lieber Waldheim, stellt sich die sonderbare Kombination der heutigen politischen Elemente in einem schlagenden Beispiele dar. Wer Sie über die hohe Bedeutung der Aristokratie reden hörte, müßte in Ihnen den Sprößling eines uralten Dynastiengeschlechtes vermuten, und derselbe trägt dann wieder den Forderungen der Proletarier die Fahne voran.

Waldheim.

Sie wissen am besten, daß von den großen Kategorien der Gesellschaft eigentlich keine auf mich paßt, daß ich weder zu dem Wehrstande der Vergangenheit noch zu dem Nährstande der Gegenwart gehöre, höchstens zu dem Lehrstande, zu dem sich ja jeder berufen wähnt! Von einer Restauration der Aristokratie habe ich nichts zu erwarten, von einem Durchbruche des „Volkes“ wenig zu besorgen.

Oeder.

Nun, viele würden doch Ihre bescheidene Einsamkeit gern eintauschen. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, wo unser alter Rektor Ihnen Glück wünschte, daß Sie gleich Horatio „keine andere Rent' geerbt, um sich zu kleiden und zu nähren, als Ihren muntern Geist“. Er hat Sie durch ein vielgestaltiges Leben hindurch bis zu einem Punkte geführt, von dem aus Sie freilich mit mehr Sammlung auf den zurückgelegten Weg blicken können als mancher andere!

Bei Shakespeare.

Waldheim.

Auch in die Zukunft? Ach nein; dieser Blick ist ein sehr schmerzlicher. Wie oft treten mir Montlosiers tragische Worte entgegen: triste du mal que je prévois, impuissant pour le bien que de désire, je voudrais terminer par un peu de repos une vie que je n'ai point épargnée, mais que je n'ai pu rendre utile. Les temps actuels sont difficiles; je dois dire plus, ils sont impossibles. Ja, so weit das menschliche Auge reicht, sind sie es, sie sind unmöglich! Aber unsere Wege sind eben nicht die seinigen! Daher immer wieder die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!

Arneburg.

Und ich beweine mit Ihnen, daß Schwäche und Stumpfsinn noch immer die Augen gegen die sonnenklare Wahrheit schließen, daß es im politischen, geselligen und kirchlichen Dasein ebensowohl kriegerische und friedliche Zeiten gibt wie im militärischen, und daß wir jetzt mitten im Kriege leben. In Friedenszeiten ordnet, befestigt und genießt alle Welt den erworbenen Besitz, in kriegerischen wird der Be-

---

triste du mal que je prévois, impuissant pour le bien que de désire, je voudrais terminer par un peu de repos une vie que je n'ai point épargnée, mais que je n'ai pu rendre utile. Les temps actuels sont difficiles; je dois dire plus, ils sont impossibles = Traurig wegen des Bösen, das ich vorausseh e, machtlos zum Guten, das ich wünsche, wollte ich in ein wenig Ruhe ein Leben beendigen, dessen ich einst geschont habe, das ich aber nicht nutzbringend gestalten konnte. Die gegenwärtige Zeit ist schwierig: ich muß mehr sagen, sie ist unmöglich.

sitzstand in Zweifel gestellt und nach Veränderung gerungen. Was dort an Maßregeln und Grundsätzen hinreichte, um dem Bedürfnisse nach oberer Leitung zu genügen, wird schlechterdings ungenügend, wenn eine Epoche den Kriegscharakter annimmt.

Oeder.

Wollen Sie uns nicht gleich auch Ihren Feldzugsplan mitteilen, verehrter Obrist!

Arneburg.

Vorläufig lernen Sie mindestens nur zwei Maximen, deren Bedeutung jeder kennt, der einen Begriff vom Kriege hat. Die Verteidigung muß aktiv, angreifend sein, wenn sie nicht auf die Dauer zu sicherm Untergange führen soll. Und der Heerführer muß in jedem Moment etwas Positives wollen, es muß ihm etwas einfallen, er darf sich nie vom Feinde bestimmen lassen, sondern muß den Gang des Kampfes selbst bestimmen. Vergleichen Sie diese Forderungen mit Ihren Notbehelfen!

Oeder.

Mit dem Degen in der Hand mögen diese Grundsätze gewiß die dienlichsten sein, in der Sphäre der Staatsweisheit ist aber die Erfahrung dagegen. Wer in kritischen Fällen das System befolgt, einfach und nüchtern sich an das Bestehende zu halten, trifft unter zehnmal neunmal das vorteilhafteste. Er blicke nur nach einiger Zeit zurück, so wird er selbst finden, daß jeder andere Entschluß, den er hätte ergreifen können, der ihm dringend angeraten worden,

schlimmere Früchte getragen hätte, als die exspektative Methode. Dies ist auch gar nicht zu verwundern; in der Regel gilt es immer nur einen besten Entschluß, dagegen viele falsche. Das Durchführen eines der letzteren ist aber stets nachteiliger, als die Passivität, und daher auch mehr Wahrscheinlichkeit, keinen oder einen geringern Schaden zu leiden, wenn man nichts, als wenn man etwas tut.

Arneburg.

Vortreffliche Theorie! Tue nichts und scheue jedermann!

Oeder.

Ich habe den schwächsten Grund absichtlich vorangestellt. Ist es denn aber nicht außerdem wahr, daß in den meisten Dingen der Welt die Zeit einen entschieden günstigen Einfluß übt, vieles ausgleicht, anderes in einem mildern Licht erscheinen läßt?

Waldheim.

Ihre Lehre ist bis dahin unleugbar richtig, und ermangelt auch in der Politik, sowohl der innern als der äußern, nicht der Anwendung. Wer sich in allen Fällen bloß an den jedesmaligen status quo hält, Veränderungen zu vermeiden sucht, einmal eingetretene aber pure anerkennt, überhaupt bei allen Verwicklungen einfach der Strömung folgt, wird bei weitem am häufigsten das für ihn nützlichste ergriffen haben. Daher empfiehlt sich dieses Verfahren auch um so mehr allen Staatsmännern, welchen die Zusammensetzung ihres Charakters oder die Abneigung, in den Annehmlichkeiten einer

ruhigen Existenz gestört zu werden, ohnehin das jenige vermeiden heißt, was größere Verantwortlichkeit und Anstrengung mit sich bringt, wohl gar ernste Opfer erheischen könnte. Das Resultat dieser persönlichen Eigenschaften wird hierdurch gewissermaßen zum System erhoben, und ihm der Ausdruck besonnener Ruhe, feiner Berechnung und weiser Mäßigung verliehen. Es darf nicht erstaunen, daß eine solche Behandlung der Politik allgemeinen Beifall findet, und daß sie auf jede andere mit dem Mitleiden herabsieht, welches der Weise dem jungen Brausekopfe oder schwärmerischen Toren, der praktische Geschäftsmann dem müßigen Theoretiker widmet.

Oeder.

Gemach, lieber Freund! der Erfolg spricht doch häufig genug für das geschmähte Verfahren. Blicken Sie rückwärts und um sich!

Waldheim.

Er spricht seltener dafür, als man sich und anderen einreden möchte. Ersparen Sie mir, dies an einer schonungslosen Analyse eben der nächsten Vergangenheit nachzuweisen! Ich habe überhaupt nie einzelne Personen und einzelne Handlungen im Auge. Beides ist mir in dem Maße fremd, daß es sich bei einer solchen Erörterung vielmehr sofort zeigen würde, wie so mancher Staatsmann der Gegenwart, dessen Kritik Sie etwa erwarten könnten, ein Gegenstand meiner innigsten Zuneigung ist. Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden!

Arneburg.

Was man jetzt Politik nennt, hat schon Jesaias vorausgeschauet: Gebiete hin, gebiete her, harre hier, harre da, hier ein wenig, da ein wenig! Von allen Ketzereien über die Weltschöpfung ist man wirklich jetzt am sichersten vor der des Faust: Im Anfange war die Tat! Dabei kommt mir ins Gedächtnis, daß in den bürgerlichen Kriegen Englands sogar eine eigene Sekte auftrat, die als Gebot erkannte, sich stets der Meinung und Person anzuschließen, die an der Macht war. Es fehlt auch der jetzigen Epoche nicht an den Waiters upon providence, die in so bequemer Weise die Gefahren beschwören.

Waldheim.

Die umgangenen Gefahren sind darum nur leider noch nicht verschwunden; sie pflegen sich zu häufen, an den stets neu hinzutretenden zu stärken und zu komplizieren. Kommt dann jener zehnte Fall, wo das Beharren in der Passivität unmöglich, der Entschluß unwiderstehlich aufgedrängt wird, so ist dieser ein völlig unfreier, daher meist schädlicher, und mit seinen Folgen stürzt der ganze Berg aufgehäufter, ungetilgter Reste zusammen, den lange klug und glücklich Gepriesenen erdrückend. Wenn daher auch von den höchsten Beweggründen, in der Politik wie im Leben, von den Pflichten, welche Recht und Ehre auferlegen, ganz abgesehen wird, so scheitert selbst die gewöhnliche Klugheit bei dem Beharren im Nihilismus. Was erworben

---

Waiters upon providence = Gehilfen der Vorsehung.

worden in noch so viel einzelnen Fällen, das muß mit vollen Zinsen zurückerstattet werden, wenn der Tag der Abrechnung kommt. Und dieser bleibt selten aus!

Arneburg.

Gott lasse ihn ferner von uns sein, als es den Anschein hat! Noch ist so viele Gottesfurcht und Edelmut auf den Thronen, so viele treue Hingebung und ernster Wille in den Kabinetten, daß die Stätte bereitet bleibt für den Segen, ohne welchen freilich nichts gedeihet!

Sechzehntes Gespräch.

Waldheim.

Sie lasen so eifrig, als ich eintrat: darf ich nach dem Gegenstande fragen?

Arneburg.

Es ist ein Heft der British Critics.

Waldheim.

Studieren Sie den Puseyismus? Interessiert Sie diese Richtung?

Arneburg.

Ja und nein. Es ist viel Wahres in den Vorwürfen gegen den jetzigen Zustand der anglikanischen Kirche, viel Tiefes in der Sehnsucht nach der Wiedervereinigung der getrennten

---

Puseyismus, nach dem englischen Theologen Eduard Pusey (1800—1882), mit dem späteren Kardinal Newton eng befreundetem Vorkämpfer der anglikanischen Katholisierungsbestrebungen ohne unmittelbaren Anschluß an Rom.

Christen. Aber der Weg dazu führt doch durch einen zu plumpen Papismus, um nicht jeden Protestanten, dem es um seinen Glauben ernst ist, von vornherein zurückzustoßen. Es müßte schlimm stehen um das Werk der evangelischen Reformation, selbst da, wo sie aus so trüben Quellen Zufluß erhalten hat wie in den britischen Inseln, wenn es solchen Verlockungen nicht zu widerstehen vermöchte. Hierzu hat wohl selbst die durch irdischen Bildungstrieb umwucherte Hochkirche noch Kraft genug in sich; die Erweckung des christlichen Geistes im achtzehnten Jahrhunderte hat auch in das starre Institut seine belebenden Strahlen gesendet.

Waldheim.

Ich denke nicht so gering von dieser merkwürdigen Erscheinung.

Arneburg.

Nun, den Ultramontanen ist damit allerdings eine große Freude bereitet worden. Doch wie komme ich dazu, dieses gehässige Wort wieder gegen Sie zu gebrauchen, was ich mir oft genug untersagt habe!

Waldheim.

Weshalb sollten Sie es nicht? Wenn Sie denjenigen ultramontan nennen wollen, der an einen in Haupt und Gliedern vereinigten, über alle zeitliche und örtliche Scheidung hinausreichenden Organismus der sichtbaren Kirche Gottes glaubt, und der da weiß, daß jenes Haupt jenseits der Berge auf dem Stuhle Petri sitzt, so bin ich gewiß ultramontan. Einfacher und weniger Mißverständnissen ausgesetzt würde es

freilich sein, einen solchen bloß katholisch zu nennen. Doch zu allen Zeiten sind die Parteiverunglimpfungen zuletzt Bezeichnungen geworden, deren sich auch der Unbefangenste gewissenshalber nicht mehr erwehren durfte. Ungefähr ist es jetzt schon dahin gekommen, daß der rechtgläubige Katholik Bedenken tragen muß, die Benennung Papist, Römling, Ultramontan, Jesuit von sich abzulehnen, auch wenn er sich nicht zu den gewagten Ansichten von Montemayor, Santarelli, Hardouin, Inchhofer oder Mariana bekennt, und von dem Orden des heiligen Ignatius nie ein lebendiges Mitglied gesehen hat.

Arneburg.

Verzeihen Sie mir; Sie wissen ja, daß es uns unter unseren Glaubensgenossen eben auch nicht besser geht. Heißt es aber nicht eine zu verfängliche Frage an Sie richten, wenn ich von Ihnen erfahren möchte, was Sie von den heutigen Jesuiten denken?

Santarelli, Anton S. J., moraltheologischer Schriftsteller und Seelenführer (1569—1649), verteidigte die Lehre von dem Recht des Papstes, ketzerische und ungerechte Fürsten abzusetzen.

Hardouin, Jean S. J., Theolog und Philolog (1646—1729),; einige seiner zahlreichen Werke wurden ihrer paradoxen Behauptungen wegen in Rom zensuriert.

Mariana, Juan S. J., Historiker (1536—1624); sein Werk de rege et regis institutione (1599) billigte allerdings unter kaum je zusammentreffenden Bedingungen den Tyrannenmord und wurde deshalb von Gegnern des Ordens stets auf das Heftigste angegriffen. Marianas Meinung wurde übrigens vom Ordensgeneral ausdrücklich verworfen.

Waldheim.

Gar nicht; ich habe nie Anstand genommen, meine innersten Gedanken offen darzulegen, auf die Gefahr hinaus, nach mehr als einer Seite hin anzustoßen. Ich müßte aber immer damit anfangen, zu gestehen, daß ich nicht die Mittel besitze, weder die Vorteile gründlich abzuwägen, die man sich von der Wiederbelebung des Jesuitenordens verspricht, noch die Vorwürfe, die ihnen gemacht werden. Zu beiden gehört weit mehr Einsicht in die Tatsachen, als die meisten besitzen, die sich darüber vernehmen lassen. Mein Gefühl ist indessen, daß die jetzige Stellung der Jesuiten ein Unglück für die katholische Kirche sei.

Arneburg.

Das ist ein kühnes Wort! Jesuiten oder keine, ist ja wohl ein Schiboleth unter den Katholiken geworden!

Waldheim.

Ich kenne nur ein einziges Wort, das alle Katholiken gleich auszusprechen haben, und nur ein einziges Ziel für ihre Wünsche und Gebete! Alles andere ist nur Mittel zu diesem Ziel, und ob die Wiedereinführung des Jesuitenordens zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte ein Dienliches sei oder nicht, kann verschieden beurteilt werden!

Arneburg.

Und für das jetzige Deutschland verneinen Sie die Frage?

Waldheim.

Soweit meine Einsicht irgend reicht, ver-

neine ich sie unumwunden. Die Zeit drängt zu sammeln, nicht zu verstreuen, und letzteres ist die unausbleibliche Wirkung des Jesuitenstreites, nicht bloß dem vielgestalteten Feinde gegenüber, sondern auch am eigenen Herde. Der sichere Schaden wäre jedenfalls größer als der mögliche Vorteil.

Arneburg.

Ist das aber nicht jederzeit der Fall gewesen bei dieser verhängnisvollen Anstalt? Aufrichtig, Hand auf das Herz!

Waldheim.

Nein. Der Jesuitenorden hat in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts den heiligsten Interessen der katholischen Kirche unvergeßliche Dienste geleistet. Daraus folgt aber nicht, daß er ähnliches jetzt vermöge. Zu allen Zeiten hat die Kirche aus ihrem Schoße die Anstalten geboren, die ihrem jedesmaligen Bedürfnisse entsprachen; so die Medikantenorden im 13. Jahrhunderte, so auch die Gesellschaft Jesu dreihundert Jahre später. Die großen Erfolge der protestantischen Führer gingen wesentlich mit davon aus, daß sie sich der Machthaber, der Wissenschaft und der Erziehung bemächtigten ...

Arneburg.

Sie belieben, wie viele der Ihrigen, das Untergeordnete in erste Linie zu stellen, da Sie die Augen vor der Kraft des Wortes Gottes schließen. Jene Mittel sind, wo sie wirksam waren, nichts anderes als die äußeren Hebel gewesen, durch welche die große Tat der Kirchenverbesserung vollbracht wurde.

Waldheim.

Mehr habe ich zunächst auch nicht sagen wollen. Eben diese Hebel ergriff nun der Jesuitenorden; hierin lag das Neue, das Umfassende seiner Wirksamkeit. Freilich auch die ihm eigentümlichen Gefahren; man ist sicherer vor der Welt, wenn man ihr den Rücken kehrt, als wenn man sich verpflichtet, zu allseitiger Tätigkeit mitten unter ihren Versuchungen. Ob bei gänzlich veränderter Umgebung jetzt das vielbesprochene Institut Gedeihliches zu schaffen vermöge, ist mir mehr als zweifelhaft. Das Ohr der Mächtigen, die Wissenschaft, die Erziehung, sind anderen Gewalten verfallen! Wenn der Tag einer neuen Hilfe für die Kirche gekommen sein wird, so wird diese auch in einer neuen, jetzt noch im Dunkel der Zukunft verhüllten Gestalt auftreten.

Arneburg.

Lassen wir also die Jesuiten, ihre Gönner, zu denen Sie sich nicht unbedingt zählen dürfen, und ihre Gegner, zu denen doch jeder Protestant stets gehören muß. Sagen Sie mir lieber, was Sie von den Theorien und Absichten Puseys, Kebles, Palmers, Froudes und ihrer Schüler halten, die über kurz oder lang auch nach Deutschland hinüberreichen können.

Keble, John, engl. Dichter und Theolog (1792 bis 1866), Freund Puseys und seiner Bestrebungen.

Palmer, Sir Roundell Selborne, britischer Staatsmann (1812—1895), Anglikaner und Gegner der Home-Rule-Bill.

Froude, James Anthony, engl. Historiker (1818—1894), eine Zeitlang Anhänger Newmans.

Waldheim.

Daß es einer der belehrendsten Versuche zur Wiedervereinigung der Konfessionen ist, der je unternommen worden, vielleicht der bedeutendste von allen.

Arneburg.

Was erscheint Ihnen dabei so besonders bedeutungsreich? Ich finde nicht viel, was nicht schon in dem rein wissenschaftlichen Verkehre zwischen Leibnitz, Molanus und Bossuet zur Sprache gekommen wäre.

Waldheim.

Eben daß es kein bloß wissenschaftlicher, sondern ein sehr praktischer Versuch ist. Irre ich mich nicht, so wird hier zum ersten Male scharf unterschieden zwischen den Trennungspunkten, bei welchen die Vereinigung nur durch einen einfachen Wiederanschluß der Protestanten möglich, und denen, wo wirklich ein Entgegenkommen von beiden Seiten her zulässig wäre.

Arneburg.

Gibt es aber nicht noch eine Gattung unter den trennenden Elementen, nämlich diejenige, wo die Vereinigung darauf beruhen würde, daß die römische Kirche wieder zu der ursprünglichen Einsetzung Christi zurückkehrte, und dann ganz

---

Leibnitz, Gottfried Wilhelm, der größte deutsche Philosoph des 17. Jahrhunderts (1646 bis 1716), war ein begeisterter Verteidiger der konfessionellen Unionsbestrebungen.

Molanus, Gerhard Walter, luther. Theolog (1633—1722), nahm hervorragenden Anteil an den Unionsbestrebungen seiner Zeit.

Bossuet, Jacques Bénigne, Bischof von Meaux (1627—1704), der glänzendste Prediger und Theolog im Zeitalter Ludwigs XIV.

von selbst mit der gereinigten Lehre in Gemeinschaft stände?

Waldheim.

Eben diese, verzeihen Sie mir den Ausdruck, Verwirrung der Begriffe, hat der Puseyismus von sich gewiesen und hierdurch den großen Schritt bis dahin getan, daß die Aufgabe, die er sich stellt, mindestens eine mögliche geworden ist. Verstehe ich diese Männer recht, so unterscheiden sie wirklich und aufrichtig die Lehre und die Verfassung, und wissen, daß die katholische Kirche ihrem innersten, unwandelbaren Wesen gemäß, nur auf dem Gebiete der letzteren Abweichungen und Verschiedenheiten bei denen zulassen kann, mit welchen sie sich verbunden erachten soll. Ihr Gedankengang scheint mir etwa folgender: In dem spätern Mittelalter ist es aus mannigfachen Ursachen geschehen, daß die Verfassung, das äußere Leben der Kirche, durch Mißbräuche und Verkehrtheiten entstellt und befleckt worden ist.

Arneburg.

Erlauben Sie, daß ich Sie mit der Frage unterbreche, wie weit Sie selbst diese Behauptung zugeben?

Waldheim.

Was sollte dem rechtgläubigen Katholiken die Einsicht in die historischen Tatsachen verschließen? Nur diejenigen sind zu tadeln, sagt Gervais v. Tilbury, welche die Sonne

---

Gervais v. Tilbury, Schriftsteller (zwischen 1150 und 1220), im Dienste Königs Wilhelm von Sizilien, zuletzt in Arles, von Otto IV. zum Marschall ernannt. Sein Hauptwerk: Ovia imperalia, eine Sammlung geschichtlicher und geographischer Nachrichten, war im Mittelalter viel gelesen.

verachten, weil sie auch unreine Orte bescheint! Hat nicht die allgemeine Kirchenversammlung zu Trient den größten Teil ihrer welthistorischen Tätigkeit der Reformation der Kirchenzucht gewidmet? Wir tragen den Schatz der Wahrheit in gebrechlichen Gefäßen. Ja, ich tadele es, daß manche katholische Schriftsteller, wenn auch aus Pietät und bester Absicht, von den Elementen, welche im sechzehnten Jahrhundert auf den Körper der Kirche so zerstörend einwirkten, nur dasjenige hervorheben, was in Wittenberg, Zürich und Genf tätig war. Neben dem spiritualistischen Abfalle lief ein anderer, der Zeit nach sogar noch früherer: das wiedererwachende Heidentum, das der im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert über die lateinische Christenheit hereinbrechende Geist des Altertums gebar.

Arneburg.

Ist aber diese Pest, die man mit dem Namen der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften ziert, nicht gerade von Italien, von dem Zentrum des Katholizismus ausgegangen? Zeigt sich dies nicht deutlich in der Kunst, die sich von Raffael und den Venetianern an ganz an die sinnliche formale Schönheit der Griechen anschloß, und den übersinnlichen Geist des Christentums vielleicht wirksamer angriff, als man gewöhnlich wähnt?

Waldheim.

Ich leugne nicht, daß die Betrachtung richtig ist und gebe sie auch für die andern Gebiete vollkommen zu, auf welchen der Einfluß der alten

heidnischen Welt um diese Zeit so scharf hervortrat. Die Politik löste sich von den christlich-germanischen Grundlagen, und wie man sie aus den Traditionen des antiken Staates schöpfte, davon geben die historischen Politiker der Epoche, Machiavelli, Guicciardini und Paolo Sarpi genügendes Zeugnis. Denselben Weg ging die eigentliche Literatur; Bembo, Sannazaro, Poliziano, Ariosto, Fracastor, Ferrante Pallavicini sind Heiden, und wie mancher hohe Würdenträger der Kirche aus dem medizäischen Zeitalter muß mit demselben Namen belegt werden!

Machiavelli, Niccolò, florentinischer Staatsmann und Geschichtschreiber (1469—1527), vertrat die politische Klugheitslehre, die dem Fürsten zur Erhaltung seiner Macht und des Staatswohls alles erlaubt.

Guicciardini, Francesco, florentinischer Staatsmann und Geschichtschreiber (1483—1540), eine Zeitlang auch Rat des Herzogs Alessandro di Medici.

Sarpi, Paolo, Servit (seit 1565), venezianischer Staatstheolog und Historiker (1552—1623).

Bembo, Pietro, italienischer Humanist (1470 bis 1547).

Sannazaro, Jacopo, italienischer und lateinischer Dichter (1458—1530). Sein ital. Hauptwerk ist das Hirtengedicht Arcadia (1502 ff.) Hervorragender erscheint er in lateinischer Sprache.

Ariosto, Lodovico, der berühmte Dichter des Orlando furioso (1474—1533).

Ferrante Pallavicini (1615 — 1644), Feldkaplan Octavio Piccolominis, schrieb von Venedig aus giftige Satiren gegen Rom und wurde deshalb zu Avignon enthauptet.

Arneburg.

Und diese der Wahrheit gegebene Ehre flößt Ihnen kein Bedenken ein, wenn Sie damit den Begriff der Kirche zusammenstellen, welche Sie bekennen?

Waldheim.

Nicht das geringste! Es gehört selbst nur ein bescheidenes Maß von Einsicht dazu, um vor dieser Lieblingswaffe der gegen die katholische Kirche gescharten Angreifer geschirmt zu sein. Das Christentum ist die Wahrheit: sein Leben, seine Erscheinung, seine Wirklichkeit ist die Kirche. Die Kirche ist der Leib der Wahrheit, in ihm wird sie erkennbar. Allerdings ist die Kirche dadurch an das historische Moment geknüpft; sie muß erscheinen, muß durch Menschen realisiert werden, ist daher Störungen, Krankheiten unterworfen. Dennoch aber hat sie das Leben des Geistes in sich und ist hierdurch immer wieder über die Krankheit gestellt.

Arneburg.

Nun gut, wenn ich bei Ihrem Gleichnisse bleibe, so setzt ein Krankheitszustand doch auch die Möglichkeit einer ärztlichen Tätigkeit voraus.

Waldheim.

Ohne Zweifel! Heilungen können aber immer nur aus dem Wesen des Leibes heraus unternommen werden, sie müssen immer diesen Leib vorher als ein Gegebenes, Gewordenes anerkennen. Heilen kann man weder durch die Forderung, daß der Leib wieder werde, wie er in seiner unentwickelten Jugend gewesen, noch

weniger dadurch, daß man seine berechtigte Existenz ganz verleugnet. Leider kann es freilich notwendig werden, krankhaft veränderte Glieder von dem übrigen Körper abzusondern, wenn auch mit großen Schmerzen und unvergänglichem Kummer! Doch mein Gleichnis hinkt sehr stark, sonst würde ich die beiden großen Krankheiten anführen, an welchen der Leib der Kirche eben in jener verhängnisvollen Epoche litt: Verabsäumung der Heiligen Schrift und Übergewicht der toten Werke, daran aber die Nachweisung zu knüpfen suchen, wie die unberufen angewendeten drastischen Heilmittel: alleinige Autorität der Heiligen Schrift und alleinige Rechtfertigung durch den Glauben, nicht heilend, sondern nur zerstörend wirken konnten.

Arneburg.

Daß ich dieser Ihrer Auffassung des Reformationswerkes eine überzeugende Kraft nicht beimessen kann, setzen Sie wohl selbst voraus. Die Katholiken haben Ihre Sache jetzt besser verteidigen gelernt als früher, ohne daß sie dadurch eine bessere geworden wäre. Es ist ein immer wiederkehrender Irrgang, für eine nicht gute Sache gute Gründe anzuführen und dann anzunehmen, sie gerechtfertigt zu haben.

Waldheim.

Sie zitieren Hegel?

Arneburg.

Wirklich? Doch kehren wir von dieser Verallgemeinerung zu dem Puseyitischen Thema zurück. Sie wollten mir darlegen, welches

Räsonnement nach Ihrer Ansicht dem ganzen Unternehmen zugrunde liegt.

Waldheim.

Zum Teil haben wir schon dieses Gebiet betreten. Der Puseyismus leitet also aus den Gebrechen des äußern kirchlichen Lebens in jener Zeit die allgemeine Ungunst ab, die sich unter vielen, selbst der besseren Zeitgenossen gegen die katholische Kirche ausbildete. In diese Stimmung hinein, auf diesen vorbereiteten Boden fielen nun Gelegenheitsursachen, verschieden nach den Ländern, aber zusammenstimmend in ihrer Wirkung gegen Rom. Die Heftigkeit des Streites führte weit über die berechtigte Linie hinaus, man verwarf die Lehren, welche nah oder fern zu den bekämpften Mißbräuchen Anlaß gegeben zu haben schienen. Hieraus ist denn der Abfall von der Kirche hervorgegangen, welcher die Christenheit so kläglich zerrissen hat. Wer darnach trachtet, die Verbindung wieder zu gewinnen, muß genau denselben Weg rückwärts einschlagen. Zuerst die Lehre; hierin *kann* die katholische Kirche keine Zugeständnisse machen, denn sie würde ihre Grundlage aufgeben, und sie *darf* es nicht, weil ihre Lehre die wahre, die aus dem Heiligen Geiste geborene ist.

Arneburg.

Wie betrachtet denn die Oxforder Schule die Verschiedenheiten, welche, auf die Heilige Schrift gestützt, den Kern der evangelischen Glaubenslehre ausmachen?

Waldheim.

Als eine Reihe von Mißverständnissen, die sich lösen, sobald man aufrichtig von allen Wortklaubereien und subjektiven Exegesen absieht, und die Lehren, wie sie das tridentinische Konzil noch zuletzt ausgesprochen, mit der Gesamtheit der Offenbarungen unbefangen vergleicht, welche uns in den heiligen Schriften und den Glaubensregeln der ersten Kirche überliefert sind.

Arneburg.

Also Primat, Zölibat, Heiligenverehrung, Ohrenbeichte, lateinische Liturgie, Meßopfer, Klostergelübde?

Waldheim.

Diese Verbindung machen Sie wohl nicht ernstlich, da Sie wissen, daß Sie hierbei Glaubenslehren und Disziplinarpunkte willkürlich vermischen. Nach dem Willen der Puseyiten würde durch die Wiedervereinigung in der Lehre die innere Verbindung mit der allgemeinen Kirche bewirkt, die eben nur die eine sein kann. Es handelt sich dann ferner darum, auch das Schisma zu heben, das in der äußern Trennung besteht. Hier tritt die Frage über die Kirchenverfassung in den Vordergrund, und zugleich die Möglichkeit einer Verhandlung mit Rom. Der Puseyismus glaubt wohl durch eine freie Transaktion dahin zu gelangen, auf der Grundlage des vorhandenen Episkopalsystems und mit Beibehaltung der wesentlichen Eigentümlichkeiten derselben, eine anglikanische Kirche zu

konstituieren, welche eine von Rom anerkannte und katholische sei.

Arneburg.

Also kurz resumiert, man will sich in der Lehre unterwerfen, und in der Verfassung einen Frieden auf der Basis des Bestehenden schließen.

Waldheim.

Richtig.

Arneburg.

Erwarten Sie denn, daß diese Vorsätze irgend einen größern Erfolg haben werden? Auch nachdem eine so beträchtliche Zahl von Anhängern offenbar ihren Plan aufgegeben haben und offen zur römischen Kirche übergegangen sind?

Waldheim.

Ich kenne England zu wenig, um hierin eine begründete Meinung zu haben. Von dem allgemeinen Standpunkt aus würde ich nein antworten. Die durch die Reformation geschaffene Trennung ist ein historisches Faktum geworden, ebenso wie die aus Ursachen von noch geringerer Tiefe erwachsene der griechischen Kirche. Nur eine neue, in dem Schoße der Zukunft verborgene Tatsache wird die Wirkungen der ersten aufheben können; bis dahin wird der Gegensatz fortbestehen, wieviel auch von der Selbstauflösung des Protestantismus die Rede ist.

Arneburg.

Demohnerachtet ist die unstillbare Sehnsucht nach der Wiedervereinigung der gläubigen Christenheit doch so natürlich!

Waldheim.

Und jeder Versuch, sie herbeizuführen, stets ein rührendes Schauspiel. Dies ist es, was mich so lebhaft an der kirchlichen Bewegung in England interessiert, wenn ich auch Gefahr laufe, mehr und anderes hineinzulegen, als die Urheber selbst wollen. Ich sehe hierin das großartigste Unternehmen zur Herstellung der christlichen Einheit, das seit der Kirchenspaltung irgendwo vorgekommen, auch in seinem Mißlingen unendlich belehrend.

Arneburg.

Für Deutschland fehlen dazu übrigens alle Elemente. Ich sage, zum Glück, den durch Aufnahme der Episkopalverfassung nebst deren Anhängen wäre jeder Vorteil zu hoch erkauft. Die meisten deutschen Protestanten würden, wenn auch minder unbedingt, die Worte nachsprechen, die unlängst einem englischen Verfechter der bischöflichen Kirche entgegengestellt wurden: „Wenn mir auch ein Engel vom Himmel offenbarte, daß ich durch Einführung des Episkopats nicht allein das deutsche Volk ruhmvoll und mächtig über alle Völker der Erde machen, ja es auch erheben könnte zum glücklichen Vorkämpfer gegen den Unglauben, den Pantheismus und den Atheismus des Tages, ich täte es nicht, so wahr mir Gott helfe! Amen!“

Waldheim.

Ich bin wohl bei Ihnen nicht im Verdacht einer Parteilichkeit für Gladstone. Sein Grundgedanke, daß die Kirche Christi nach Nationen und Stämmen gegliedert sei, daß die

lebendigen Glieder am Leibe Christi nicht die Konfessionen, sondern die Staaten seien, ist gewiß der katholischen Wahrheit soweit entgegengesetzt als möglich. Aber freilich muß ich bekennen, daß diese Ansicht, zu welcher die Eigentümlichkeit der englischen Geschichte verlocken konnte, mindestens einer höhern und edlern Gattung des Irrtumes angehört als die Worte der Entgegnung, welche Sie anführen. Das sind die gescheiten Gedanken, von denen Zinzendorf sagte, daß sie dereinst als ebensoviel Skandale vor Gott erscheinen würden! Möchte es dem geistvollen und bedeutenden Manne, der sie ausgesprochen, doch gelingen, die ungemeinen Gaben, die ihm Gott verliehen, einmal unter die Zucht der einfachen Wahrheit zu beugen! Dann würde es ihm auch fühlbar werden, daß es viel größern Anlaß zur Bekümmernis für ihn gibt, als wenn nach seinem gehässigen Ausdrucke Gott in seinem Zorne ihn hätte in der römischen Kirche lassen geboren werden! Selbst in den Zeiten, in welchen sein Name der Gegenstand weit verbreiteter Verwünschungen, seine Handlungen der Gegenstand des schärfsten Tadels von beiden Seiten waren, habe ich ihn nie auf-

---

Gladstone, William Ewart, englischer Staatsmann (1809—1898), verlangte die Unabhängigkeit von Kirche und Staat, wollte aber dabei den Staat auf religiöse Grundlage gestellt wissen.

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von, Stifter der Brüdergemeinde (1700—1760), erlaubte 1722 einer Anzahl ausgewanderter böhmischer Brüder sich auf seinem Gut Bertholdsdorf niederzulassen. Später gesellten sich andere Sektierer hinzu. So entstand die Kolonie Herrnhut.

gegeben! In einer lebendigen phantasiereichen Seele bleibt neben schiefen Ansichten und irrigen Handlungen immer noch mehr Raum für das Edelste und Beste, als man gewöhnlich zugibt.

Arneburg.

Sie legen Zeugnis ab von jenen, die als besondere Kämpfer gegen Ihre Kirche gelten, liebster Waldheim. Ich möchte dieses aus besten Kräften erwidern. Es ist nicht genug, daß man den konfessionellen Gegner auf sich beruhen läßt, denn dies kann ja ohnehin nicht geändert werden. Sondern man trachte durchaus dahin, ihn zu begreifen, nachzufühlen, wenn er aus bestimmten, einmal in ihm liegenden Vordersätzen nicht anders als zu ebenso bestimmten Folgerungen kommen muß. Sind diese Vordersätze nicht das Werk willkürlicher Verblendung, gehässigen Abschließens gegen die bessere Überzeugung, sondern die Frucht solcher Fügungen, die, von seinem Willen unabhängig, seine Erkenntnis bestimmten, so taste man nicht ferner die hieraus fließenden Folgerungen im einzelnen an. Man teilt sie durchaus nicht, aber man begreift sie. Nur darin liegt die Möglichkeit, daß Christen verschiedener Konfession nicht bloß in passivem Gewährenlassen, sondern in aktivem Frieden nebeneinander bestehen können. Ist dieses nicht auch ganz Ihre Absicht?

Waldheim.

Nach einer Seite hin allerdings. Unsere früheren Gespräche geben Ihnen den Maßstab, in welchen Punkten ich mit Ihren Folgerungen übereinstimmen darf.

Arneburg.

Nichts kann dem evangelischen Christen leichter werden als freudig zuzugestehen, daß die Grundwahrheiten des Christentumes auch von dem Katholiken, seinem Miterlösten in Christo, bekannt werden. Wo dieser Grund gelegt ist, kann so manches andere der subjektiven Auffassung anheimfallen. Was in der Lehre der römischen Kirche von dem Schriftworte abweicht, kann uns dann zwar noch als störende Zutat, aber nie als eine solche erscheinen, die den Weg zum Heile versperre.

Waldheim.

Lieber Arneburg, ich fühle vollkommen, wie nahe diese Betrachtungsweise einem liebevollen, billig denkenden Protestanten liegt, der die Gemeinschaft mit gläubigen Katholiken nicht aufgeben will. Bei Ihnen, dessen heiterer Sinn sich von dem sauern Beigeschmacke der Glaubenstrennung immer wieder zu dem Quell aller Liebe wendet, erwarte ich eine solche Empfindung nicht anders. Haben Sie sich aber wohl auch deutlich gemacht, daß Ihr Resultat eigentlich nur eine Umschreibung der allgemeinen Frage nach der Erkennbarkeit der Wahrheit überhaupt ist?

Arneburg.

Wieso?

Waldheim.

Vermag der Menschengeist die Wahrheit an sich, in ihrem ewigen, unwandelbaren, sich stets gleichen Wesen unmittelbar zu fassen, sie sich zu eigen machen? Oder kann er nach der Einrich-

tung, die er von seinem Schöpfer empfangen, sich ihr immer nur durch das Medium des Zeitlichen und daher Wandelbaren, des an die Bedingungen seines eigenen Daseins Geknüpften nahen?

Arneburg.

Und wenn ich die Frage im letzten Sinne beantwortete?

Waldheim.

Dann muß die Wahrheit mit unbedingter Notwendigkeit eine nach Zeit, Ort und Person verschiedene Gestalt gewinnen, um lebendig und erkennbar zu werden.

Arneburg.

Ich weiß nicht, wie Sie diese Annahme mit der ersten Bedingung der Wahrheit, mit ihrer Einheit in Übereinstimmung bringen wollen.

Waldheim.

Hierin läge noch kein Widerspruch. Die Wahrheit ist die absolute, die eine in Gott. Für den Menschen wird sie eben dadurch, daß sie an ihn gelangen muß, eine relative. Die Sonne steht in einem bestimmten Zeitmoment gewiß nur an einem ebenso bestimmten Punkte des Himmels. Dennoch wissen wir recht gut, daß jeder sie, streng genommen, an einem andern Punkte sieht. Ihre Strahlen müssen, um zum Auge zu gelangen, die Media durchdringen, welche zwischen beiden liegen, sie werden hierdurch von der geraden Linie abgelenkt. Nach der Richtung des letzten Einfallswinkels beurteilt der Mensch die Stelle, welche die Sonne am

Himmel einnimmt, obgleich er vollkommen weiß, daß er sie nicht in dem absolut richtigen Punkte sieht, ja, daß jeder sie an einem andern Punkte sieht, da für jeden die Durchgangsschichten in etwas verschieden sind. Dennoch bestimmt jeder seine Handlungen nach der rein subjektiven Richtung dieser Beleuchtung, und er tut wohl daran, da sie eben für ihn die allein maßgebende ist.

Arneburg.

Ihr mathematisches Gleichnis verwirrt mich. Welche Anwendung gedenken Sie daraus zu ziehen?

Waldheim.

Daß vielleicht jede einzelne bestimmte Persönlichkeit ganz ebenso die Strahlen der einen, ewigen Wahrheit empfängt. Die Schichten, die den Einzelnen von dem gemeinsamen, unwandelbaren Mittelpunkte trennen, sind nicht minder verschieden als jene physikalischen. Die Zeit, in welcher er lebt, die individuellen Eigenschaften, die er miterhalten, die Einflüsse, unter denen er seine Lebensentwicklung vollbringt, sind ebensoviel ablenkende Media, die ihm die Wahrheit in einem etwas andern Punkte zeigen als jedem andern.

Arneburg.

Freilich würde diese Lehre die allerbreiteste Grundlage für die religiöse Duldsamkeit abgeben.

Waldheim.

Wer jene Voraussetzungen für richtig annimmt, der kann verlangen, daß alle diejenigen,

die das ernstliche Bewußtsein haben, von der göttlichen Wahrheit ergriffen zu sein, die Gestalt achten, welche sie in jedem andern angenommen hat. Daß diese Gestaltungen verschieden sind, beweist dann durchaus nichts gegen das Vorhandensein der einen, unteilbaren Wahrheit in jeder derselben. Niemand darf die seinige für die allein berechtigte, für die absolute ausgeben, eben weil sie notwendig und immer nur eine subjektive ist.

Arneburg.

Hierin läge ja aber der vollständigste Indifferentismus?

Waldheim.

An und für sich noch gar nicht. Wenn auch in der katholischen Kirche, in den verschiedenen protestantischen Konfessionen und ihren noch verschiedeneren Lehrsystemen überall dieselbe ewige Wahrheit eingeschlossen läge, so müßte doch in jedem einzelnen, nach dem Maße seiner ihm von Gott gegebenen Persönlichkeit und seiner Führungen, eine bestimmte Gestalt des Glaubens, des Verhältnisses zu Gott sich erzeugen. Diese schlösse dann wirklich die Summe der ihm zugewiesenen Heilslehren und Gebote in sich, wäre für ihn unbedingt verbindlich, und bestimmte einst die Rechenschaft, die er abzulegen hätte. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast!“

Arneburg.

Sie führen mich wohl absichtlich abwärts! Diese Theorie würde ja augenscheinlich ganz ebenso auf das Verhältnis der Heiden zum Christentum anzuwenden sein.

Waldheim.

Sie würde freilich dabei ungefähr dieselben Resultate geben.

Arneburg.

Aber weshalb wäre dann das Wort Fleisch geworden und hätte unter uns gewohnt, weshalb wäre die Wahrheit selbst herabgekommen auf Erden, als um das Menschengeschlecht aus dem Zweifel zur Gewißheit, aus den unvollkommenen Offenbarungen zu der vollkommenen und letzten zu erlösen? Und was ist der Inbegriff dieser letzten Offenbarung anders als die allen gegebene Gewißheit: ich bin der Weg und die Wahrheit!

Waldheim.

Wenn aber — —

Arneburg.

Weg daher mit der Einflüsterung, als sei dem Christen nicht die absolute Wahrheit zugänglich, als sei sie ihm nicht ganz und vollauf gegeben, als müsse er sein Bekenntnis für ein nur relativ wahres, für ein solches halten, bei welchem der ewige, eine Strahl durch die irdische Brechung abgelenkt und in die irdischen Farben gespalten sei.

Waldheim.

Ich bekenne mein skeptisches Gebäude für zerstört. — Wandelt Sie, liebster Arneburg, aber nicht der Gedanke an, daß Sie eben hiermit von dem Vorwurfe zurücktreten, welcher der katholischen Kirche mehr als alles andere die Ungunst ihrer protestantischen Brüder zuzieht,

daß sie sich im Besitze der absoluten Wahrheit glaube, und eben darum uneingeschränkte Unterwerfung im Glauben verlange? Sie können ihr ohne Zweifel die Richtigkeit der Behauptung selbst bestreiten, aber unmöglich vorwerfen, daß sie einen solchen Besitz überhaupt statuiere und hieraus die Folgerungen ziehe, welche man auf der entgegengesetzten Seite Geistesknechtschaft, hierarchische Anmaßung, götzendienerischen Aberglauben, babylonische Gefangenschaft zu nennen pflegt. Weiter wollte ich in der Tat nicht gehen. Ich würde es als großen Gewinn betrachten, wenn Ihnen hieraus eine Hilfe bei Ihrem rühmlichen Vorsatze erwüchse, den Standpunkt der Katholiken mindestens aufrichtig zu begreifen.

Arneburg.

Ich weise diese Hilfe nicht zurück.

Waldheim.

Zugleich werden Sie leicht daraus ferner ableiten, wieweit ich eine gleiche Grundlage mit Ihnen einnehmen kann bei dem Bestreben, die Gemeinschaft zwischen den getrennten Christen festzuhalten: ein Bestreben, das meiner Seele das tiefste Bedürfnis ist. Ich kann meine Gedanken einfach genug so ausdrücken. Unsere Zeit sucht den Gegensatz der Konfessionen durch Verminderung der Glaubensdifferenz auszugleichen; hier ist die Grenze scharf und tief, vielleicht für immer gezogen. Ich suche die Ausgleichung in der Vermehrung der Liebe zu den Personen und weiß, daß dabei keine Kluft so weit ist, die nicht völlig ausgefüllt werden könnte.

Arneburg.

Heißt dieses nicht ungefähr soviel als: ich hasse den Protestantismus, aber ich liebe den Protestanten?

Waldheim.

In leidenschaftlicheren, trotzigeren Epochen meines vergangenen Lebens hätte ich diese Übersetzung vielleicht gutgeheißen. Von Haß jeder Art weiß ich mich jetzt ganz frei; Gott halte ihn überall fern, wo um seinen Namen gestritten wird. Und hiermit Lebewohl!

Waldheim an Arneburg.

Sie haben, teurer Freund, geglaubt, mir offene Rechenschaft ablegen zu müssen, welchen Eindruck die letzten Gespräche vor unserer Trennung in Ihnen hinterlassen haben, indem es Ihnen als Gewissenssache erscheint, der protestantischen Sache durch Ihr Schweigen nichts zu vergeben. Hierüber kann ich Sie vollkommen beruhigen; es hätte Ihrer so vollständigen und nachdrücklichen Erklärung nicht bedurft, um mir deutlich zu machen, wie Sie, nach Ihrem Ausdrucke, die drei großen Gestalten der Jetztwelt: die evangelische Wahrheit, die katholische Kirche und den Rationalismus in ihrem gegenseitigen Verhältnisse betrachten. Auch die Vorstellung, daß in den beiden letzteren das jüdische und das heidnische Element innerhalb des Christentums sich fortgepflanzt hätten, ist mir nicht neu. Selbst die von Ihnen angedeutete mildere Form dieser Ansicht, nach welcher schon in den Aposteln Petrus und Paulus zwei unabhängige Kirchen

vorgebildet seien, hat mit Beziehung auf die bekannte Stelle im Galaterbriefe, bereits durch Schelling die geistvollste Entwickelung gefunden. Nur würden Sie, wenn Sie sich der Führung dieses großen Denkers anvertrauen wollten, auch mit ihm annehmen müssen, daß der geschichtliche Prozeß seinen Schluß erst in einer Johanneischen Kirche der Zukunft finden werde. Ich zweifle einigermaßen, daß die Wittenberger, Züricher und Genfer Theologen diesen Gedankengang Schellings sich angeeignet haben würden! Ebensowenig möchten sie sich mit der neuerdings von Fr. Thiersch ausgesprochenen Ansicht befreundet haben, daß die wahre christliche Kirche eine Lehre und einen Kultus gehabt habe, die noch nicht römisch-katholisch, aber auch nichts weniger als protestantisch gewesen seien. Sie selbst sagen mir, daß Sie jenes merkwürdige Buch, das jedenfalls „eine große Tat in Worten" ist, nur mit sehr geteilter Empfindung gelesen hätten. Ob das Unternehmen, den calixtinischen Synkretismus im Lichte der Gegenwart zu verklären, jetzt unter den Protestanten eine bessere Aufnahme finden werde? Vieles spricht dafür, und ich würde immerhin einen segensreichen Fortschritt darin erblicken. Doch von diesem neuesten Versuche, zwischen die streitenden Konfessionen zu treten, ein andermal!

Genug, Ihre geharnischte Erklärung überrascht mich nicht, mein lieber Freund. Sie ver-

---

Schelling, Friedrich Wilhelm, der berühmte Philosoph (1775—1854) gab 1795 die kirchengeschichtliche Abhandlung heraus De Marcione Paulinarum epistolarum emendatore.

letzt mich auch nicht, selbst wenn ich hätte wünschen können, daß Sie Ihr Ultimatum, wie es die Diplomaten nennen würden, eher in einer jener weichen Stimmungen abgegeben hätten, die ich an Ihnen kenne.

Aber Sie verlangen auch von mir ein solches Ultimatum; Sie wollen, daß ich gleichermaßen mich darüber aussprechen solle, wie ich, von meinem Standpunkte aus, das gegenwärtige Verhältnis der katholischen Kirche zu dem gläubigen Protestantismus und zu dem Rationalismus ansehe.

Wenn Sie erwarten, daß ich diese Frage nach ihrer eigentlichen theologischen Bedeutung erörtere, so muß ich eine solche Zumutung gänzlich ablehnen. Es wäre eine lächerliche Anmaßung, dem umfassendsten Gegenstande, der seit drei Jahrhunderten die europäische Menschheit in ihren tiefsten Tiefen bewegt, auch nur eine neue Seite abgewinnen zu wollen! Alles, was ich Ihnen versprechen kann, ist, deutlich darzulegen, wie mir, dem Katholiken, der rein historische Hergang dabei erscheint. Sie werden daraus dann leicht selbst annehmen, welche Stellung ich der katholischen Kirche zu den vor ihren Augen jetzt vorgehenden religiösen Kämpfen beimesse.

In der katholischen Kirche sind Schrift und Tradition, Göttliches und Menschliches, Offenbarung und Vernunft, Gnade und Freiheit, Glauben und Werke, überhaupt alle Gegensätze zu einem und demselben organischen Ganzen verschmolzen. Die Kirche hat ihr Leben außer der Geschichte und in der Geschichte, sie ist die höhere

Einheit, in der sich die rezeptive und die aktive, die spiritualistische und die rationalistische Seite des Menschengeistes vereinigen, oder vielmehr unterordnen. Die Erscheinung Christi, des Gottmenschen, ist daher auch unter diesem Gesichtspunkte Vorbild der von ihm gestifteten Kirche.

Jede von diesen beiden Seiten riß sich in der Reformation von der Einheit los und setzte sich auf eigene Hand. Die spiritualistische, wie ich sie kurz nennen will, in den deutschen und Genfer Reformatoren. Die rationalistische schon teilweise in Zwingli und anderen Schweizern, am ausgebildetsten in den Socinen und den von ihnen gestifteten Gemeinden. Selbst das pantheistische Extrem derselben ist schon in Hutten und manchem andern Humanisten jener Epochen vorgebildet. In der Zeit war aber die alte Gläubigkeit und der idealistische Geist des Mittelalters noch zu übermächtig, und es ist bekannt, daß die rationalistische Richtung unter den Protestanten zunächst überall unterlag. Die neuen Konfessionen wurden allenthalben mehr oder minder ausschließlich auf das spiritualistische Element der Trennung gegründet. Die Kirche sei in das Fleisch gefallen und habe Menschensatzungen dem göttlichen Worte beigemengt; sie habe die Tradition über die Schrift, die Freiheit über die Gnade, die Werke über den Glauben erhoben; sie habe in dem gefallenen Menschen noch einen heilsfähigen Rest anerkannt, und ihm in seinem Rechtfertigungswerk eine eigene Mitwirkung beigemessen — so lauteten die Vorwürfe, die der katholischen Vergangenheit gemacht wurden. Die äußersten Extreme

der entgegengesetzten Lehren zu befestigen, dieses wurde die Aufgabe der neuen Bekenntnisse.

Aber der Rationalismus, aus dem Leben der Massen weggewiesen, flüchtete in das Gebiet der Wissenschaft. Selbst äußerlich läßt sich sein Weg ziemlich deutlich nachweisen. Von Polen und Siebenbürgen aus gingen Socins Lehren nach Holland, von da nach England, und bildeten sich in den Schulen der materialistischen Philosophen, Locke usw. weiter aus. Frankreich holte sie von da; bei Voltaire, den Enzyklopädisten gingen sie in völligen Unglauben, ja in wirkliche Gottesleugnung über.

Großenteils aus englischen und französischen Quellen kehrten sie wieder in die deutschen protestantischen Länder zurück. Der Überdruß an der toten Orthodoxie der protestantischen Theologie des achtzehnten Jahrhunderts bahnte ihnen den Weg. Die Zeit ihres Sieges war gekommen. Der Protestantismus des achtzehnten Jahrhunderts nahm die Form des materialistischen Rationalismus an; von den Kathedern ging er auf die Kanzeln, von da in die Massen über. Wie wenige zweifelten noch daran, daß dieses der eigentliche und alleinige Protestantismus sei!

In diesem Stadium richteten sich die Vorwürfe, welche der Kirche gemacht wurden, gerade nach der entgegengesetzten Seite wie früher. Sie verweigere dem Fleische, der Materie ihre Rechte, und biete als Ersatz nur eine Anweisung auf ein übersinnliches etwas. Statt der Vernunft werde auf, von dem Heiligen Geiste eingegebene Offenbarungen hingewiesen, statt der

guten Werke eine blinde Gläubigkeit gefordert, der Menschennatur ein erbliches Verderben angedichtet, und die Erlösung hieraus nicht als ein durch Tugend und Sittlichkeit zu erringendes, sondern als eine grundlose Begnadigung Gottes hingestellt. Wenn die spiritualistischen Protestanten der Kirche vorwarfen, daß sie einen sichtbaren Leib habe, so schmähten sie die rationalistischen, daß sie einen unsichtbaren Geist bekenne.

Letzterer, der materialistische Unglaube, ist die Form, unter welcher jetzt auch wohlunterrichtete Katholiken den Protestantismus ausschließlich zu betrachten pflegen. Nach dieser Seite hin ist ihre Polemik gerichtet, und wird dadurch nicht allein oft entschieden ungerecht, sondern sie verfehlt auch gänzlich ihr Ziel bei allen denen, die auf der ganz entgegengesetzten Seite sich befinden. Deren Zahl und Bedeutung aber hat in den letzten Zeiten in einem solchen Maße zugenommen, daß sie allein das Salz der protestantischen Konfessionen ausmachen.

Aus dem natürlichen Laufe der Dinge mußte sich schon von selbst die Reaktion gegen die im achtzehnten Jahrhundert völlig siegreiche Form des Rationalismus ergeben. Sie trat zunächst nur als Zurückziehen der christlichgesinnten Protestanten in die innere Glaubens- und Gefühlswelt auf: Herrnhuter, Methodisten usw. Das Charakteristische bei dieser Richtung ist, daß sie den Begriff einer allgemeinen sichtbaren Kirche eigentlich aufgibt und das Christentum auf die enggeschlossenen Kreise weniger Auserwählten beschränkt. Die Tatsache der inneren Schäden

des Protestantismus sind diese Gläubigen geneigt daraus zu erklären, daß die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts noch zuviel von den Institutionen der katholischen Zeit beibehalten habe und hierdurch immer wieder in Zwiespalt mit ihrem eigenen Prinzip geraten sei. In vieler Hinsicht können schon Schwenkfeld und die Seinigen als Vorläufer dieser Ansicht betrachtet werden; der Schmerz über den Zustand des protestantischen Gemeinwesens, wohin dieses unter den Händen der Theologen und der weltlichen Hüter gediehen war, gab aber doch erst den Anstoß zu größerer Ausbreitung der „unsichtbaren Kirche".

Der Separatismus hat aber auf die Dauer auch nicht befriedigen können, und es ist die Ahnung rege geworden, daß man wohl in der ersten Hitze des Streits zu tief in das Leben der Kirche eingeschnitten, zuviel dem eigenen Ermessen oder der Regelung durch unberufene Hände überlassen habe. Daher ist neuerer Zeit unter den gläubigen Protestanten ein mächtiges Bestreben hervorgetreten, eine äußere, durch Symbole verbundene, liturgisch geordnete, hierarchisch gegliederte protestantische Kirche festzuhalten, oder vielmehr den Wiederaufbau einer solchen zu unternehmen.

Schwenkfeld, Kaspar von (1489—1561), anfangs eifriger Anhänger Luthers, trennte er sich 1525 von ihm und gründete eine Sekte, die heute noch in Nordamerika besteht. Die Sakramente sind Schwenkfeld nur äußere Zeremonien ohne Gnadenerteilung, die Rechtfertigung erfolgt dadurch, daß Christus im Gläubigen Mensch werde. Christus ist ein durch Leiden und Auferstehung „vergotteter" Mensch.

In diesem Zwiespalte der beiden Richtungen des gläubigen Protestantismus, und in der Stellung beider zu den rationalistischen Gegnern liegt das bedeutungsvolle Moment der neuesten Geschichte Deutschlands.

In den höheren Ständen, in den Männern des Geistes und der Wissenschaft und in solchen Schichten der Gesellschaft, die, wie die Landleute mancher Teile Deutschlands, noch von dem zersetzenden Einflusse der Halbbildung freigeblieben, hat die gläubige Seite ihre Stärke. Dagegen sind die mittleren Stände und die für sie bestimmte Tagesliteratur überwiegend der entgegengesetzten Seite anheimgefallen, und hiermit die eigentliche Macht der Gegenwart. Durch eine „Ironie des Schicksals“ ist eben in dem Augenblick, als man in guter und übler Absicht die Religionszwiste als beseitigt, als einer längst vergangenen Epoche angehörig erklärte, gerade dieses Gebiet der belebteste Kampfplatz der Zeit geworden.

Sie haben die Ansicht eines Katholiken über die kirchlichen Fragen der Gegenwart verlangt; ich habe sie Ihnen gegeben, bin aber sehr fern davon, vorauszusetzen, hierdurch Ihre Überzeugungen irgendwie geändert zu haben. Ich weiß vollkommen, daß es Ihren Theologen und Kirchenhistorikern nicht an Entgegnungen mangelt, die Ihnen genügen. Wenn dem von Menschen gesprochenen Worte die siegreiche Kraft der Wahrheit selbst beiwohnte, so würde zwischen denen, die in beiden Konfessionen treu und ernstlich das Heil suchen, längst kein Zwiespalt mehr bestehen.

Habe ich Ihnen dargelegt, wie ich die Kämpfe innerhalb des protestantischen Lagers als notwendige Folgen des ersten Trennungsprozesses betrachten muß, so bitte ich Sie, hieraus in keiner Weise den Schluß zu ziehen, als wenn mir nun die streitenden Parteien als gleichberechtigt erschienen. Daß Sie mich nicht für fähig halten, diesem verhängnisvollen Kampfe mit Schadenfreude zuzusehen, kann ich ohnehin von Ihnen erwarten, aber auch den Vorwurf der Gleichgültigkeit würde ich nicht verdienen. Soviel höher als der Geist über dem Leibe, soviel höher stehen mir die gläubigen Protestanten über ihren rationalistischen Gegnern, soviel näher sind sie meinem Herzen!

Auch die jetzt soviel bewegte Frage über die äußere Gestaltung der protestantischen Gemeinschaft läßt mich keineswegs gleichgültig. Wenn ich auch den einsamen Seelen, die jedes Band einer sichtbaren Kirche verwerfen, die richtige Folgerung aus dem obersten Satze der Reformation zugestehen muß, wenn ich auch nicht einzusehen vermag, wie auf jener Grundlage eine Kirche mit normativer Autorität errichtet werden könne, so erkenne ich doch in der Forderung, daß das Christentum dargestellt erscheinen müsse im Leben und in der Verfassung der Kirche, eine unbestreitbare Wahrheit, und daher in dem Sehnen nach einem neuen Leben in der protestantischen Kirchenverfassung das Zeichen eines wahren Bedürfnisses. Wahrheit aber steht allemal höher als bloße Richtigkeit. Daher begleite ich diese Bestrebungen mit meinen besten Wünschen, und würde mich aufrichtig freuen,

wenn es gelingen könnte, mit den gegebenen widerstrebenden Baustücken auch nur einen Notdamm aufzuführen, der den unterwühlenden Fluten des Unglaubens mehr Widerstand zu leisten vermöchte, als die als ungenügend erwiesenen Schutzwehren der bisherigen Verfassungen der protestantischen Landeskirchen in Deutschland.

Hiermit möchte ich unsere allgemeinen Erörterungen schließen — ich glaube, daß wir unsern gegenseitigen Standpunkt genau zu übersehen vermögen. Mehr ist auf diesem Gebiete durch das Wechselgespräch nicht zu erreichen.

Sagen Sie mir aber bald einige Worte über den Seelenzustand unseres lieben Detlev seit unserer Trennung; ich nehme den regsten Anteil an dem Entwickelungsgange seiner sturmbewegten Seele, und werde nie die Hoffnung aufgeben, daß in dieser reichbegabten, nach Wahrheit lechzenden Natur eines jener Wunder göttlicher Gnade sich zutrage, die auch in unserer Zeit nicht selten sind.

Herzlichst der Ihrige

W.

Arneburg an Waldheim.

Sechs Wochen liegen zwischen Ihrem Briefe, teuerster Freund, und dieser Antwort. Ach, und welche schwere Zeit!

Freilich bin ich jetzt weniger als je versucht, den Faden da aufzunehmen, wo Ihr „Ultimatum“ ihn fallen läßt! Aber Sie wollen wissen, wie es um meinen teuren Detlev steht,

seitdem uns die Hand des Herrn so schwer getroffen hat. Ich spreche es mit schüchterner, aber freudiger Hoffnung aus: Der Tod unserer teuren Mutter kann, so Gott ferner hilft, das Erwachen eines neuen Lebens für ihn werden.

Wir haben sie sterben sehen unter vielen Betrachtungen über den Tod, und den Tod eines Christen! Gott gab ihr in der Todespein „ein säuberlich Gebärde, ihr Herz wurde sanft gebrochen und ihr Licht erlosch ohne übrig Weh, auf dein unschuldig Blut, das du für sie vergossen hast —".

Mein teurer Waldheim, dies Beispiel und die Erfahrung am eigenen Herzen, die gänzliche Unfähigkeit, aus sich selbst heraus zum Troste zu gelangen, haben mehr gewirkt als alle unsere Vorstellungen!

Täusche ich mich nicht, so bereitet sich Großes in Detlev vor. Sollte dann der alte Widerspruchsgeist in ihm nicht zulassen, daß er sich der demütigen Wahrheit in ihrer Knechtsgestalt unbedingt übergebe, sollte er sich hingezogen fühlen in die römisch-katholische Kirche, deren augenfällige Konsequenz seiner Sinnesweise mehr zusagt, immer will ich Gott aufrichtig und aus vollem Herzen preisen!

Ach, mein treuer Freund, wird es nie so weit kommen, daß die gläubigen Protestanten und die gläubigen Katholiken jeden Gewinn, jeden Verlust dem Unglauben gegenüber als einen gemeinschaftlichen ansehen? Keine Zeit hat wohl je so dringend darauf hingewiesen. Scheiden sich nicht vor unseren Augen die Geister unter zwei Fahnen, auf deren einer der Name

Christi des Sohnes Gottes steht, während unter der andern alle sich vereinigen, denen dieser Name eine Torheit oder ein Ärgernis ist? Können die letzteren im Angriffe zusammenhalten, weshalb nicht die ersteren in der Verteidigung? Die Verschiedenheiten in Lehre, Gemütsart, Zielen und Mitteln sind dort gewiß so groß als möglich, und doch erhebt sich diese bunte Menge vom baltischen Meere bis zum Bodensee, von der Maas bis zum Pregel wie ein Mann; sie spricht mit tausend Zungen und ficht mit tausend Armen, wenn es den Kampf gegen die Ordnung Gottes gilt.

Ich erwarte nicht von Ihnen, daß Sie die evangelische Kirche als eine gleichberechtigte Gestaltung des christlichen Inhaltes, daß Sie in ihr etwa die subjektive, wie in der römisch-katholischen die objektive Seite des Christentumes erkennen! Ich weiß, daß Sie ein solches Zugeständnis nicht machen können. Aber ich verlange, daß Sie diejenigen, die den Taufbund, den sie mit Christus eingegangen, auch wirklich halten, als Bundesgenossen betrachten. Der Katholik kann und darf mit dem gläubigen Protestanten zusammenstehen in dem guten Streite gegen die zerstörenden Scharen, die aus den Sümpfen des Rationalismus und aus den Abgründen gottesfeindlicher Spekulation hervorgebrochen sind! Mag er daneben die Meinung hegen, daß alle diese Erscheinungen bloß Folgen aus dem Prinzip der Reformation seien! Ebenso soll der gläubige Protestant aufrichtig und unumwunden auf die Seite der katholischen Kirche treten, nicht bloß dem Ronge schen Un-

fuge gegenüber, sondern auch da, wo es sich um die weit verführerischeren Unternehmungen der Pseudoreformer handelt, von Febronius an, bis zu der Konstanzer Petition. Mag er dabei immer glauben, daß die Mißbräuche, welche diese abzustellen vorgeben, auch von ihm als Mißbräuche angesehen werden müssen! Die Glieder der christlichen Familie werden so lange einander ihre Gebrechen vorhalten müssen, bis die Binde von aller Augen fällt, aber sie sollen dadurch nicht abgehalten sein, den Feind gemeinsam abzuwehren, auch wenn er sich dieselben Gebrechen zum Feldgeschrei erkoren hat. Ja, sie tun wohl, wenn sie ihren Zwist vorläufig ganz ruhen lassen in dem Augenblicke, wo der Feind gegen die Mauern anrennt, die doch zuletzt alle Glieder der Familie einschließen. Mitleidende und Mitgehaßte, redete ja schon Marcion die Seinigen an.

Soll denn erst das Gericht wirklich eingebrochen sein, ehe der Hadergeist verstummt? Wenn der Unglauben in allen Landen siegreich geworden und zum Regimente gelangt ist, wenn er dann die gläubigen Protestanten und Katholiken auf demselben Scheiterhaufen versammelt, oder vielmehr, wenn er sie, wie es eine zahmere

---

Febronius, Justinus, Pseudonym für Johann Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier (1701—1790), verfaßte die Apologie eines gallikanischen Staatskirchentums mit Leugnung der Hierarchie. Der Febronianismus wurde vom Papst ausdrücklich verurteilt.

Konstanzer Petion, Adresse an das badische Ständehaus um Aufhebung des Zölibats (1832).

Zeit mit sich bringt, in denselben legalen Verfolgungen umfaßt, dann freilich wird man nicht mehr sich anfallen können!

Dasselbe möchte ich auch für das politische Gebiet behaupten. Alle, die das gesellige Leben unter die Zucht des göttlichen Gebotes stellen, die also vor allem jedes gute Recht erhalten wissen wollen, können und sollen zusammenstehen. Ob sie die Schirmherrschaft der Gerechtigkeit und Ordnung dem Fürsten und seinen Dienern allein, oder unter Mitwirkung von Ständen mit mehr oder weniger Befugnissen zuerkennen, mögen sie abweichende Meinungen hegen, immer aber zuerst damit beginnen, sich gemeinsam der Feinde zu erwehren, die von allen Seiten und mit allen Mitteln die Grundfesten jedes rechtlichen Zustandes unterwühlen. Es ist ja auf diesem Gebiete dasselbe Schauspiel wie auf dem religiösen; der Rationalismus steht an Verstandesreichtum und Geistesarmut neben dem Pseudo-Liberalismus, der ordinäre Atheismus hat in seiner brutalen Konsequenz den Radikalismus zum Doppelgänger. Hat nicht schon einer der Beredtesten unter ihnen ausgesprochen, die Freiheit in seinem Sinne sei eine neue Religion, sie trete in unserer Zeit an die Stelle der ältern; Paris sei das neue Jerusalem, die Franzosen das auserwählte Volk, der Rhein der Jordan, der das gelobte Land von den Philistern scheide!

Nun wohl denn, so sollen auch wir, die Männer der alten Religion, uns aufrichtig und innig zusammenscharen, um auf Leben und Tod für unsere Heimat zu streiten!

Ich höre Ihre Einreden, mein teurer Freund: ich vermag sie auch nicht zu widerlegen. Aber ein Gefühl, das weiter reicht, als alle Bedenken, sagt mir, daß meine Forderung doch eine wohlberechtigte, daß meine unaussprechliche Sehnsucht eine begründete sei! Legt Ihr katholischen Brüder Verwahrungen und Vorbehalte ein, wo Ihr wollt, beschränkt Euer Bündnis mit uns auf eine Allianz, wie sie zwei Völkern von verschiedener Sitte, Sprache, Interesse und Geschichte aufgedrungen wird, wenn gemeinschaftliche Not beide bedroht! Aber weist nicht von Euch, was Liebe und Weisheit gleichmäßig gebieten!

Sie selbst, mein teurer Freund, Ihre Gerechtigkeit und Billigkeit haben mich diese Sprache gelehrt. Daher sei sie Ihrem Herzen bestens empfohlen! Gott mit uns!

A.

Frankfurt am Main.

Einleitung.

Die Bewegung, die im März 1848 Deutschland durchzog, traf scheinbar wie ein Blitzstrahl. Aber nur scheinbar; aufmerksamere Beobachter hatten längst erkannt, daß jeder von außen oder innen kommende Anstoß allenthalben, in sämtlichen deutschen Landen, alles zum Umsturz der bestehenden Ordnung vorbereitet finden werde. Sonderbare Verblendung, die den Regierungen die Augen schloß vor der drohenden Gefahr, am dichtesten aber denjenigen, die in der Erkundung dessen, was im geheimen und öffentlichen sich rege, die alleinige Bürgschaft gegen weitere Folgen zu suchen pflegten! Jene Beobachter erkannten aber auch, daß in der großen Sturmflut, die alle Dämme niederwarf oder umspülte, mehrere sehr verschiedenartige Strömungen zu unterscheiden seien.

Die eine war auf die politische Umgestaltung der Staaten an sich gerichtet. In der Beseitigung der vorhandenen Regierungsformen und daher in dem gemeinsamen Ankämpfen gegen diese, war sie einig; in deren Ersetzung durch neue politische Gestalten, von der parlamentarischen Monarchie an bis zur demokratischen

Republik hin, ebenso uneinig. Sie hat ihre eigene Geschichte, die uns hier nicht beschäftigt.

Die andere große Strömung ist die nationale, die auf die Einigung des deutschen Volkes zu einem nationalen Gemeinwesen gerichtete. In der Erscheinung ist sie oft, ja überwiegend mit der eben erwähnten politischen Richtung zusammengeschmolzen, und hat sich als vereinte Opposition gegen das eben Bestehende kundgegeben. Dennoch darf diese anscheinende Verbündung im Streite nicht über den tiefen Unterschied täuschen. Es gab und gibt politische Linke, bis zu der äußersten Demokratie hin, die an den abstrakten Staatsbegriff geheftet, gar keinen deutschen Patriotismus zu hegen als Pflicht forderten. Daher vermochten sie die Verbrüderung mit den Fremden, selbst unter Hingabe unserer teuersten Güter zu preisen, und die Begeisterung für das nationale Wohl und Weh als einen überwundenen Standpunkt zu bezeichnen. Schon die Verhöhnung, von welcher eine ganze philosophische und poetische Schule überfloß, als im Jahre 1840 bei den frechen Gelüsten der Franzosen nach der Rheingrenze, eine geistige Erhebung die Nation durchzuckte, legte von dieser Stimmung Zeugnis ab; die Hergänge in den großen Versammlungen des Jahres 1848 haben nur dieselbe Wahrnehmung bestätiget. Diese Parteigänger haben weder im März 1848, noch bei ihrer späteren Tätigkeit, das einige Deutschland gesucht, sondern stets das demokratisch republikanische.

Auf der andern Seite treten uns wieder Konservative aller Schattierungen, von den

Royalisten des Gefühls an bis zu den konstitutionellen Monarchisten der Reflexion, entgegen, die zugleich entschiedene deutsche Patrioten waren und sind. Das begeisterte Verlangen nach einer nationalen Wiedergeburt des großen deutschen Gemeinwesens geht bei diesen Männern vollkommen zusammen mit der heißen Liebe gegen ihre engere Heimat, mit der vollen Treue gegen ihre angestammten Landesherren. Für letztere stritten und litten sie in den Stürmen des verhängnisvollen Jahres, für Deutschland kämpfen und hoffen sie damals wie heute.

Die Verbindung der beiden großen Elemente der Märzbewegung ist daher keine in der Natur der Sache liegende, sondern nur aus dem Zusammenwirken gewisser Bruchteile derselben gegen die bestehenden Zustände hervorgegangen. Der weitere Verlauf wird die innerlichen Gegensätze noch deutlicher nachweisen; zunächst genügt es auszusprechen, daß die Ziele und Forderungen der nationalen Opposition von denen der rein politischen wesentlich verschieden sind.

Eben deshalb bedarf die deutsche Richtung der ernstesten Beachtung, der sorgsamsten Erwägung. Sie ist nicht mit den modernen politischen Lehren und Irrlehren entstanden und wird diese überdauern. In ihr ruht das Element der Wahrheit und Gerechtigkeit für die Bewegungen des Jahres 1848, das überall in allen Staatsumwälzungen, wenn auch erliegend und verzerrt, unter den sündhaftesten und irrsinnigsten Beimengungen verborgen ist.

Erster Abschnitt.

Vor 1848.

Das Nationalitätsprinzip und seine Schranke. — 18. Jahrhundert. — Anwendung auf das deutsche Volk; das alte Kaiserreich, dessen Verfall. — Die Reformation; der westfälische Frieden; das selbständige Heranwachsen von Österreich und Preußen. — Erstes Erwachen des deutschen Geistes in der Literatur. — Die Napoleonische Zeit und ihre Wirkung auf die Erhebung der Nationen überhaupt, insbesondere der deutschen. — Die Erwartungen nach dem Siege. — Die Enttäuschung bei der Gründung des deutschen Bundes. — Tiefe Mißstimmung. — Weiterer Verlauf der Geschichte des Bundes. — Preußens Versuche zu dessen Belebung.

Wer den Wegen der göttlichen Weltregierung bei der Bildung der Staaten unter den Menschen nachforscht, der wird stets zu der Einsicht gelangen, daß dabei zwei Kräfte wirksam sind, deren eine als Natur, die andere als Freiheit bezeichnet worden ist[1]. Wird unter der ersten alles begriffen was von dem menschlichen Willen unabhängig ist, so treten der Volksstamm und das Land, das er bewohnt, als die natürlichen Elemente dabei auf. Das Walten der Freiheit aber bringt die Sprache, die Sitte, das Recht hervor und findet hierin sowie in dem Schatze des gemeinsam Erlebten, der Geschichte des Volkes, die festen Grundlagen, auf welchen der Staat sich erhebt.

Eine weitere Erwägung lehrt aber, daß der Quell alles dieses Staatenbildenden doch in der

[1] Grupp, Das deutsche Volkstum. Breslau 1849.

Volksgenossenschaft gesucht werden muß. Sie ist es, die sich den Boden, das Staatsterritorium sucht und befestigt; aus ihrem eigentümlichen Leben heraus entstehen Sprache, Sitte und Recht. Die Nationalität also, die Familie, Stamms- und Volksgenossenschaft, ist und bleibt wie der Urgrund des Staates, so die höchste der von Gott gewollten irdischen Kundgebungen.

Nicht aber die höchste aller Kundgebungen überhaupt! Außerhalb und oberhalb ihrer ist die Menschheit auf eine andere Gemeinschaft hingewiesen. In der Kirche Christi sollen alle innerhalb ihrer Sphäre vollberechtigten Unterschiede und Gegensätze ihre Einheit finden; eben daher hat sie mit dem Staate nichts gemein, als daß sie ihm wie allen durch göttliche Anordnung gewollten Anstalten unter den Menschen die höhere Weihe verleihet. Ohne jedes geheiligte Band, das die nationalen Gemeinwesen zugleich befestiget und überwindet, wäre eben im Staate das an sich Letzte und Höchste zu verehren, eine Verehrung, die bei den Völkern der alten Welt als eine politische Religion, bei früheren und späteren Denkern aber als Blüte pantheistischer Weltanschauung hervortritt.

Wenn diese Bedeutung des Nationalitätsprinzips auch ihre Stelle für alle Zeiten unwandelbar einnimmt, so mußte im Beginne der Völkergeschichte die Familie, die Abstammung fast ausschließlich in den Vordergrund treten, im weiteren Verlaufe aber die aus der Freiheit geborenen Elemente einen steigenden Einfluß auf die Staatenbildung ausüben. Vom 16. Jahrhundert an, durch das 17. und 18. hindurch, ist

aus mannigfachen Veranlassungen das natürliche Element im Staatsleben unverhältnismäßig zurückgedrängt worden. Nach der einen Seite hin sind Nationen in verschiedene Staaten auseinandergerissen, nach der anderen sehr verschiedene Nationen in ein und dasselbe Staatswesen zusammengefaßt worden. Beide Prozesse aber tragen in ihrem Innern tiefe Gebrechen und überliefern den kommenden Zeiten gefahrvolle, vielleicht unlösliche Probleme. Denn eben jener Abschnitt der neueren Geschichte ist es, der die lebensvollen, politischen Organismen des Mittelalters aufzulösen begann, ohne daß er es vermocht hätte, den großen Gedanken des antiken Staates wieder ins Leben zurückzuführen. Was Rom gelungen war: das Beugen aller Besonderheiten unter die allgemeine Staatsidee; was das Mittelalter auf dem entgegengesetzten Wege dadurch leistete, indem es den Einzellanden innerhalb der Monarchie eine völlig freie und selbständige Entwickelung zuließ: das erschien nicht mehr verträglich mit den Anforderungen des modernen Staates. Kastilien, Aragon und Navarra haben sich zu einem einigen Spanien, die normännischen, gallischen, provençalischen und britischen Glieder sind zu einer französischen Monarchie, die sächsischen, welschen, kaledonischen und normannischen Elemente zu einer englischen Monarchie zusammengeschmolzen, und aus diesem Stammesgemische sind Völker von hoher Begabung und unermeßlicher Bedeutung hervorgegangen. Aber diese Kraft der staatlichen und nationalen Zeugung ist im weiteren historischen Fortgange völlig versiecht; die

in die österreichische Monarchie seit drei Jahrhunderten einbegriffenen Deutschen, Magyaren, Tschechen und Südslaven sind ebensowenig zu einer österreichischen Nation zusammengewachsen, als in umgekehrter Weise die Florentiner, Lombarden, Römer und Neapolitaner in derselben Zeit aufgehört haben sich als Italiener, und nur als solche zu fühlen.

Seit dem westfälischen Frieden nahm das europäische Staatsleben ausschließlich die Gestalt an, die unter dem Namen Kabinettspolitik bekannt ist. Der Gedanke, der dabei vorangestellt wurde, war die Notwendigkeit, zwischen den Mächten des Weltteiles ein künstliches Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Die Verträge wechselten und die Allianzen, je nachdem es wünschenswert erschien, hier zuzulegen, dort abzunehmen. Für die heiligsten Bedürfnisse und kostbarsten Güter der Nationen war in diesem Völkerrechte kein Raum gelassen; nie ist der Gegensatz zwischen dem formalen und dem realen Recht auf eine gefährlichere Spitze getrieben worden.

Das 18. Jahrhundert hat auf seine Weise allerdings versucht, das Hindernis dadurch zu heben, daß es danach trachtete, den besonderen Geist jedes Volkes zu vertilgen und es von seiner Vergangenheit und seinen Überlieferungen abzulösen. An deren Stelle sollte ein gleichförmiger Gedanke, eine rationelle Anschauung alles Staatlichen treten, die abstrakte Gestalt der allgemeinen Menschheit den Platz einnehmen, den bisher die lebendigen konkreten Volkswesen behauptet hatten. So wie jedes Individuum in

dem Staate, so sollte jede Nation in der Menschheit auf- und untergehen.

Diese Lehre hat weit um sich gegriffen und ihren mächtigen Einfluß bis in unsere Zeit hinein erstreckt, aber sie hat nicht die Natur der Dinge, nicht den ewigen Zug in der Menschenbrust zu tilgen vermocht, der nach der Wiederbringung des nationalen Gemeinwesens zu ringen nie aufhören kann und wird.

Kein Volk aber ist tiefer getroffen worden von der Verdunkelung des nationalen Elementes in der europäischen Politik als das deutsche, keines von größerer Höhe herabgestiegen. Seine Mission war die erhabenste gewesen, seitdem die Wahrheit selbst Fleisch geworden; es war ihr glorreich nachgekommen. Die gesunkenen Nationen und Staaten zu verjüngen, eine neue christliche Weltordnung unter ihnen aufzurichten, das war das Werk der Germanen.

Damals, als Karl der Große zum wahren Schirmvogt der Kirche wurde, nicht wie die byzantinischen Kaiser zu deren aufgedrungenem Beherrscher, damals hat Europa vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis an die Südspitze Italiens einen Organismus dargestellt wie nie vorher und nie nachher.

Aber die Geschichte der Nation fand keinen Ruhepunkt der Vollendung, keinen Abschluß ihrer Staatsbildung. Obgleich sie davor behütet wurde, daß die Stammesverschiedenheiten zu Volksverschiedenheiten ausarteten, wie dieses mit den in Britannien und den Niederlanden angesiedelten deutschen Stämmen geschah, so konnte doch eine durchgreifende und dauernde

Gestaltung ihres politischen Daseins nicht erreicht werden. Vieles hat hierzu zusammengewirkt: die geographische Lage, allen Einflüssen von außen ausgesetzt, das wiederbelebte römische Kaisertum, von Haus aus auf einer idealen, von der Bildung einer eigenen Hausmacht ablenkenden Grundlage ruhend, und die hieraus naturgemäß erwachsende Form des Wahlreiches, der kaiserlichen Gewalt ebenso nachteilig als förderlich für das Sonderleben der Reichsstände. Zwar verkörperte sich letzteres, solange der karolingische Geist noch nachwirkte, geraume Zeit hindurch nur in den Stammesherzogtümern der Sachsen, Bayern, Schwaben und Franken, aber auch diese noch naturwüchsigen Gestalten mußten den bloßen Territorialherrschaften Platz machen, die aus den vielfältigsten und zufälligsten Anlässen hervorgegangen, bald das ganze Reich umfaßten. Nach innen wuchs der Zwiespalt, nach außen sank die Achtung; die Seemacht und mit ihr die Teilnahme am Welthandel, der in der großen Hansa sowie in den blühenden Binnenstädten seine Lebenspunkte gefunden, gingen schon in dieser Epoche für Deutschland auf immer verloren.

Daraus, daß das deutsche Volk keinen in sich geschlossenen Staat gegründet, sondern eine Vielheit von kleineren politischen Körpern aus sich heraus geboren hat, sind bekanntlich neben eigentümlichen Vorzügen auch seine tiefsten Leiden erwachsen. In den früheren Abschnitten unserer Geschichte traten diese Leiden noch nicht in ihrem ganzen Umfange hervor; noch durfte man die Sondergebiete doch als Glieder eines

sie alle umschließenden und zusammenhaltenden Leibes betrachten, noch schien es undenkbar, daß diese Glieder sich verschwören könnten mit den Feinden der Nation gegen das eigene Fleisch und Bein. Auch dieses heillose Schauspiel ist der Nation nicht erspart worden; sie hat in immer wiederkehrenden Vorgängen erleben müssen, was andere europäische Völker nie oder in sehr vereinzelten Fällen erduldet haben.

Wenn wir den Anfang wie den Anlaß der Hergänge, durch welche das Deutsche Reich der Tummel- und Beuteplatz des Auslandes geworden, in die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts setzen, so mag statt solcher Urteile, die von vornherein als befangen gelten könnten, das Zeugnis eines protestantischen Historikers hier stehen, der es durch alle Phasen seiner literarischen Tätigkeit hindurch wohl zuweilen an Maß und Billigkeit gegen Ansichten, die nicht die seinigen, aber nie an Scharfsinn und Redlichkeit hat mangeln lassen: „Als sich das Reich eben eine durchgreifendere Ordnung unter Maximilian geben „will, greift die Reformation ein und reißt die „Nation hinsichtlich des besten Teiles ihres Geisteslebens in zwei Teile; mit der Festsetzung „des Religionsfriedens, daß in Kirchen- und „Glaubenssachen keine Majorität im Reiche „mehr entscheiden soll, ist das Deutsche Reich „halb aufgelöst, halb mit seiner Politik an das „Ausland gewiesen — als mit der geistigen Erstarkung des Katholizismus in Deutschland „auch das Königtum den Versuch macht, sich wieder stark zu erheben, folgt nun der Dreißigjährige Krieg, aus welchem das Reich so her-

„vorgeht, daß seine mächtigeren Territorien „schon im wesentlichen nur im Verhältnis des „Staatenbundes stehen; daß sie, die vorher nur „in kirchlicher Hinsicht einer territorialen Ent„wickelung überwiesen waren, nun nach fast „allen bedeutenderen Richtungen des öffentlichen „Lebens der territorialen Entwickelung über„wiesen sind."

Wenn der hier angeführte Gewährsmann aber ferner fragt: „Das sind einfache historische Tatsachen, könnt ihr sie ungeschehen machen?" so ist sicher mit Nein, aber gleichzeitig auch zu antworten, daß eben darin die Notwendigkeit liege, für die kirchlich getrennten Volksgenossen jetzt, wo die Leidenschaften jenes Momentes ebenso ihre wildeste Kraft wie die dynastische Kabinettspolitik ihre Geltung und die bloß formalen Bande der Verträge ihre Haltbarkeit verloren haben, das einigende Moment mit verdoppelter Ausdauer da zu suchen, wo es allein noch zu finden: in dem unvertilgbaren Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft.

Der westfälische Frieden besiegelte, was die Kirchenspaltung begonnen, und erhob es zur rechtlichen wie geschichtlichen Tatsache, „daß hinfüro innerhalb der deutschen Lande drei Gestalten der christlichen Gottesverehrung" mit völlig gleichen Rechten und Ansprüchen nebeneinander bestehen sollten. Wenn hierin der ganz unabwendliche und insofern heilsame Abschluß der zerstörendsten inneren Kämpfe, die neue und für alle Teile heilig zu haltende Grundlage des deutschen Staatswesens erkannt werden muß, so erregt doch, selbst von den höchsten Fragen ab-

gesehen, auch dasjenige, was diesem inhaltsschweren Abschnitte vorbeiging und nachfolgte, schmerzliches Bedauern. Die halb deutschen lothringischen Lande waren verloren gegangen, der ganz deutsche Elsaß, unschätzbar als Grenzland, kam in die Hände des Erbfeindes, fast ohne Klagen derer, welchen dieses teure Glied von dem lebendigen Körper herabgerissen wurde.

Nie ist der Gegensatz zwischen der äußeren Form und dem inneren Wesen im Staatsleben sichtbarer hervorgetreten. Noch hatte Deutschland Kaiser und Reichstag, noch stellte es in den Kompendien des Staatsrechtes einen wirklichen Bundesstaat dar. Aber das Vaterland starb ab in sich selbst, die Lebenskraft zog sich in seine Glieder zurück. Nur diese konnten und wollten leben, um jeden Preis, durch jede Nahrung.

Hier ist es nun, wo die folgereiche Erscheinung entgegentritt, daß der historische Trieb zur Begründung eines unabhängigen politischen Lebens zwei deutsche Fürstengeschlechter weit über alle andern hinausgeführt hat. Die Habsburger und die Hohenzollern sind im Laufe der letzten drei Jahrhunderte über ihre Standesgenossen weit hinausgewachsen an Macht und Herrschaft, und ebensosehr dadurch, daß diese Herrschaft nicht bloß in dem deutschen Staatsrechte, sondern auch in dem europäischen Völkerrechte ihre Wurzeln befestigte. Der gleichzeitige Besitz unabhängiger, nicht dem Reiche unterworfener Lande, dieser ist es, der Österreich und Preußen schärfer von den übrigen Gliedern des Reiches unterschied, als der größere Umfang an Land und Leuten.

Die zweite hier entscheidende Tatsache ist es aber, daß dieser Anwachs in entgegengesetzter Richtung erfolgt ist und daher auch die beiden europäisch-deutschen Staaten in eine entgegengesetzte Stellung zu Deutschland gebracht hat. Es wird weiterhin die Stelle sein, um nachzuweisen, wie es nach dem mehrfach gebrauchten Ausdrucke zugegangen, daß Österreich aus Deutschland heraus, Preußen aber hinein gewachsen sei. Beides weniger bewußt als unbewußt, dem Zuge geschichtlicher Entwickelung nachgehend, darum aber nicht minder entschieden und folgereich. Das sind die großen historischen Geschicke, die nach äußerer Anerkennung ringend, dazu die Bahnen suchen und brechen, am wenigsten oft von denen erkannt, die von ganz anderen Motiven bewegt und getrieben, an ihrer Vollendung arbeiten. Was der große Kurfürst, was der große König gewollt und erstrebt, wird vielfacher Beurteilung unterliegen, was sie aber teils vollbracht teils angebahnt, ist desto unzweifelhafter!

Merkwürdig und beziehungsreich ist es, daß die Bildung der beiden neuen deutschen Großmächte die Stärke Deutschlands an die entgegengesetzte Seite verlegte, als wo sie das karolingische Reich gekannt. Vom Rheine wich sie, um in den östlichen Marken wieder zu erstehen; gegen Osten hin hatte Deutschland zwei starke Vormauern, gegen Westen keine.

Die nächste Wirkung aber davon, daß das heilige römische Reich deutscher Nation in sich zerfiel, war das tiefste Sinken des Volksgeistes. Der Anblick, welchen die Nation *als solche*

während des 17. und 18. Jahrhunderts darbietet, ist der Art, daß selbst diejenigen unter unseren Zeitgenossen, die wegen geringer geistiger Erregbarkeit oder doktrinärer Idiosynkrasien hinter der nationalen Erhebung zurückgeblieben sind, in tiefer Scham davon die Augen abwenden müßten.

Unter den Folgen wie unter den Veranlassungen dieses schmachvollen Sinkens nimmt der Verfall der Sprache und der Literatur eine wesentliche Stelle ein. Deutschland hat in jenen verkommenen Zeiten zwar seinen Platz in der europäischen Gelehrtenrepublik zu behaupten gewußt; die aus dem innersten Leben des Volkes, seinem selbeigenen Sinnen und Fühlen hervorquellende Nationalliteratur hingegen versiechte gänzlich. Die Höfe und die Katheder überboten sich in der Verunreinigung des Quelles, aus welchem sie entspringt. Wo hätte die durch lateinische Pedanterei und französische Frivolität bis zur äußersten Geschmacklosigkeit verzerrte Sprache noch die Mittel gelassen, für das Gedachte und Empfundene die angemessene Form zu finden! Von Logau bis Lessing und Klopstock hat der deutsche Boden Gelehrte und Forscher aller Art getragen; wo aber sind seine Schriftsteller und Dichter?

Eben deshalb kann die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnende Auferstehung des Geistes in der Sprache und Literatur des deutschen Volkes, auch für dessen politisches Gesamtleben nicht hoch genug angeschlagen werden. Nichts hat mehr dahin geführt, das nationale Bewußtsein zu wecken, als die lebensvollen

Taten des Gedankens, der Poesie und der Kunst; jeder fühlte, daß sie nicht diesem oder jenem Territorium, und ebensowenig diesem oder jenem Stamme angehörten, sondern ein Gemeingut der Nation seien. An seinen Dichtern und Denkern hat sich das deutsche Volk von der Eider bis zu den Alpen, von der Mosel bis zum Pregel zuerst wieder als ein einiges kennen gelernt; das sind die Vorboten gewesen des Wiedererwachens auch auf den anderen Gebieten des nationalen Lebens.

Zunächst freilich traten hiervon noch keine Symptome hervor. Die gewaltigen Erschütterungen und Rückwirkungen der großen französischen Staatsumwälzung übten keine belebende Wirkung auf das deutsche Nationalgefühl aus, eher eine entgegengesetzte; der Reichsdeputationsrezeß und der Rücktritt des letzten Kaisers erscheinen als Schlußpunkte der Erniedrigung des Reiches, als der Beginn auch der äußeren Zersetzung der Nation. Was in dem Bündnisse deutscher Staaten mit Franz I., in dem Herbeirufen schwedischer und französischer Hilfe zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in der Hingabe der bayerischen und kölnischen Regierung an Frankreich im spanischen Erbfolgekriege, in dem französisch-preußisch-bayerischen Bündnisse gegen Maria Theresia etwa als vorübergehende Verirrung beklagt werden konnte, das wurde nunmehr in der Gestalt des Rheinbundes als dauernde Institution aufgerichtet. Gegen diese schmachvolle Knechtschaft, die sich nicht begnügt, Unabwendliches hinzunehmen, sondern um die Gunst des fremden Eroberers buhlt, um den

Preis des Verrates an Deutschland feilscht und wirbt, konnte selbst der Boden, aus dem er entsprossen, die frühere innere Zerrissenheit noch als ein beneidenswerter Zustand gelten. Das Recht der Verträge wurde ebenso unter die Füße getreten wie früher das Recht der Nation; das neue Völkerrecht sollte auch auf einer neuen Grundlage, und zwar der schlechtesten von allen: der Lehre von den natürlichen Grenzen, aufgebaut werden. Selten ist wohl ein Schulbegriff verkehrter aufgefaßt und willkürlicher ausgebeutet worden als eben dieser. Die hydrographischen und orographischen Verhältnisse sind für die Geschicke der Völker einflußreich, aber nie entscheidend gewesen. Selbst das Meer bewirkt keine absolute Scheidung, wenn auch da, wo von Kolonialbeziehungen nicht die Rede ist, immerhin das weitgreifendste Trennungsmoment. Die großen Gebirgsketten geben dem Lande Gestalt und Richtung, unterbrechen die Verbindungen und bezeichnen gewöhnlich eine bedeutende Veränderung im Klima und Boden. Die Flüsse hingegen, die in jenem System eine so vorwaltende Rolle spielen müssen, haben nie die Gemeinschaft eines Kulturvolkes unterbrochen, sondern sie vielmehr als Zentrallinien der Tätigkeit vermittelt und gefördert. Das Flußtal, auch der größeren Ströme, ist stets von denselben Volksstämmen eingenommen und bewohnt worden. Und die entgegengesetzten Behauptungen waren es, die bei jenen Verhandlungen als Gründe galten, weshalb die in dem tausendjährigen Verbande der deutschen Nation stehenden Lande am linken Ufer des Rheines ihr ent-

fremdet und Frankreichs natürliche Grenze abgeben müßten!

Diese Zeit aber, in welcher alle sittlichen und historischen Elemente des europäischen Staatslebens unter der Faust des gewaltigsten Kriegers zu ersterben schienen, eben diese ist der Wendepunkt geworden für die bisherige Alleinherrschaft der Kabinettspolitik. Der Schrei der Natur hat die Volksgeister erweckt aus ihrem Scheintode, und dem erstaunten Zwingherrn ebensowohl als den eigenen Beherrschern gewiesen, welche Riesenkräfte seit Jahrhunderten geschlummert hatten.

Als in Spanien zwei Generationen von Regenten in die Botmäßigkeit des Allgewaltigen verstrickt, jede Wirkung der Dynastie auf das Land gänzlich durchschnitten war, da erhob sich das Volk in Kastilien, Aragon und Navarra, und kämpfte fünf Jahre hindurch gegen den Usurpator, bis sein letzter Soldat über die Pyrenäen getrieben war. Ohne die Hilfe des englischen Heeres wäre dieses Resultat nicht erreicht worden, aber ohne die Stütze, die dieses tapfere Herr in der spanischen Nation fand, hätte es nicht ein Jahr hindurch das Feld gegen den übermächtigen siegesgewohnten Gegner behauptet. — Ist es nicht bekannt, daß Napoleon nach seinen großen Siegen das russische Kabinett zum Frieden bereit genug gefunden hätte, wenn nicht auch dort, in diesem Volke, ein Geist sich erhob, der durch die Flammen Moskaus hindurch zu unverzagter Fortsetzung des Kampfes drängte?

Die deutsche Nation ist die dritte, die der korsische Eroberer wehrhaft gemacht hat. Er ist

es, der in weitesten Kreisen die Überzeugung hervorrief, daß mit den bisherigen Mitteln, in den bisherigen Wegen, wie die Sache Deutschlands verwaltet worden war, keine Ehre zu erreichen, keine Schmach abzuwenden sei, daß ein neues Leben die Fürsten und die Stämme durchströmen müsse, in dem sie sich als einig in sich, als Teile eines Ganzen zu fühlen hätten. Wer die Geschichte der todesmutigen Erhebung im Jahre 1813 nach ihrem inneren Zusammenhang und ihrem äußeren Verlaufe durchforscht hat, der weiß, welche riesenstarke Strömung aus dieser wieder eröffneten Quelle entsprungen ist, und wie hierin wesentlich der Anstoß zu jenem welterschütternden und umgestaltenden Kampfe, die Kraft der Ausdauer auf Leben und Tod gelegen hat, der den mächtigsten Kriegsfürsten stürzte und Deutschland aus seinen Trümmern wiederum zu neuem Glanze erhob.

Ist es zu verwundern, daß nunmehr alle Erwartungen und Hoffnungen der Nation sich zu dem Kongresse hinwendeten, der dieses neue Leben zu ordnen berufen wurde? Mußte man nicht großes erwarten von dem, was dort vollbracht werde für Deutschland, der Mitte und dem Schwerpunkte des europäischen Staatensystems, das dort nach zwanzigjährigen Riesenkämpfen auf dauernder Grundlage befestigt werden sollte?

Wie sich die regen Geister, die heißblütigen Patrioten den Neubau des großen Vaterlandes dachten, davon legten die beredtesten mächtigsten Stimmen Zeugnis ab. Der Baustein, den der Feind verworfen, eben dieser müsse wieder

zum Eckstein werden, das Deutsche Reich in verjüngter Gestalt und Kraft wieder in das Leben treten: Ein erblicher Kaiser an seiner Spitze, neben ihm, an seiner Wirksamkeit teilnehmend, ein deutscher König, dann die Fürsten des Reiches in abgestufter Bedeutung in einer mit hoher Macht bekleideten Pairskammer, dieser aber zur Seite die Gemeinen in einer zweiten Kammer des Reichsparlamentes. So sollte das Reich eintreten in die Gesamtheit der europäischen Staaten, mit dem vollen Gewicht seiner Macht und Würde, getragen von dem auferstandenen Geiste seines Volkes.

Selbst wenn der hohe Gedanke, der diesem Baurisse zugrunde lag, nicht von Haus aus an manchem inneren Widerspruche gekrankt hätte, selbst wenn er ein Verständnis gefunden hätte, das in den Beratungssälen des Kongresses für so ideale Beziehungen gänzlich mangelte, so würde er an den Hindernissen gescheitert sein, die bis zum heutigen Tage die Schöpfung des nationalen Bundesstaates hintertrieben haben. Immer aber blieb denen, welche dem Fluge der Idee nicht bis zur Herstellung des Reiches folgten, noch die Hoffnung, man werde sich in Wien vergegenwärtigen, daß, wenn auch das Deutsche Reich untergegangen sei, doch nicht die deutsche Nation. Als deren Vertreter aber durften und mußten die Fürsten angesehen werden, die dort zur Auffindung einer organischen Form für das nationale Gemeinwesen versammelt schienen.

Mehr als eine Regung in dieser Richtung ist wirklich zutage getreten. Eben die beiden größten Regierungen und einige andere waren es,

die auf eine volksgemäße Ausbildung des Bundes hinarbeiteten und Institutionen suchten, welche das Recht nach unten und oben zu sichern geeignet seien. Auch diese unsicheren Versuche scheiterten; die mittleren Höfe hatten keineswegs den Rausch der Völker für Einheit und Nationalität geteilt, sondern zu rechter Zeit ihre Sonderstellung durch Verträge gewahrt. Stütze und Hilfe mangelte ihnen nicht im Auslande, das mit der vollen Schwere seines Einflusses auf der deutschen Frage lastete; auch die beiden großen deutschen Regierungen wurden bald genug durch eigenen Zwist auf die Stützpunkte in Petersburg, London, ja Paris hingedrängt. Es bedurfte nur noch, daß die ersten Anwandlungen des beklemmenden Gefühles im Angesichte der harrenden und schauenden Nation überwunden waren, so entschlug man sich völlig des Gedankens einer wahrhaften Einigung Deutschlands, und alle kleinen und großen Interessen und Leidenschaften traten in ihr altes Recht wieder ein.

Welcher Art das Werk gewesen, das hieraus hervorging, hat eine dreißigjährige Erfahrung nur zu vollständig klargelegt. Rein negativ, in der abstrakten Parität der Bundesglieder die voraus bedungene Ohnmacht zu allem Gemeinsamen, das Recht und die Wohlfahrt der Deutschen außerhalb der Wirksamkeit des Bundes gestellt, für die Regierungen einiger Schutz nach innen und außen, für die Macht und Würde der Nation als solcher, nichts.

Neuerdings hat man wohl im Sinne bestimmter Parteiansichten sich bis zu der Behaup-

tung gesteigert, daß das Ereignis so widerstrebender und feindseliger Kräfte: die Bundesakte von 1815, wirklich das Maß von rechtlicher Freiheit und nationalen Lebens darstelle, dessen das deutsche Volk fähig sei. Ohne diese beleidigende Meinung näher zu zergliedern, mag es genügen, daran zu erinnern, daß das Entgegengesetzte hiervon die Überzeugung war, die sich gleich damals in allen Teilen Deutschlands aussprach, wo Liebe zum Vaterlande und edler Freimut zum Worte gelangte. Wir wissen, daß die tiefste Mißstimmung sich über Deutschland lagerte, daß die wahre Volksstimme den Stab brach über ein Werk, das die teuersten Hoffnungen, die entschiedensten Ansprüche der Nation unerfüllt ließ. Früher, in dem sinkenden Reiche, hatte doch noch der Schein der Einheit geblendet und den Gedanken an deutsche Macht und Ehre vorgespiegelt, jetzt rief das Gefühl der neubefestigten Zersplitterung überall die Sehnsucht nach Einheit hervor. Während diese Sehnsucht aber bei den Besten, bei denen, die im Rate, im Felde und in der Presse für Deutschlands Wiedergeburt gestritten, im Konflikte mit anderen gleich hohen Geboten zu tragischer Entsagung wurde, nahm es bei anderen minder Gereiften und sittlich Gefestigten oft Gestalten an, in denen das Ideal zum Zerrbilde, zum Genossen und Deckmantel trüberer, ja verbrecherischer Absichten wurde. Die Geschichte der „demagogischen Umtriebe" bietet für das eine und das andere Beispiele dar, die in demselben Maße schmerzlicher berühren als hierbei die Veranlassungen nach allen Seiten hin abgewogen werden.

Die nächste Wirkung dieser sündlichen Ausartung des patriotischen Gefühls war, daß der Bund immer weiter auf dem Wege der Negativität fortgestoßen, zum reinen Polizeiinstitute wurde.

Welches Gift hierdurch wiederum in die Adern der Nation ausgegossen wurde, davon mögen die Worte eines der beredtesten Wortführer der deutschen Sprache, desselben, den man im Kampfe gegen die napoleonische Zwingherrschaft als „fünfte Macht" gepriesen, hier Kunde geben: „Eins hat inmitten all dieser schrecklichen „Bewegungen verwundert, daß man über dem „Aufspüren geheimer, im Finstern gehender Ver„schwörungen, die eine große nicht erkennt, die „ihre weitläufigen Verzweigungen über ganz „Deutschland durch alle Stände, Alter und Ge„schlechter hin verbreitet; die murrend an jedem „Herde sitzt, auf Märkten und Straßen sich laut „ausspricht; die ohne Zeichen in allen ihren „Gliedern leicht erkennt, ohne geheime Obere „und ohne Antrieb aus einer Mitte heraus doch „im besten Einverständnis stets zusammenwirkt; „die mit viel tausend offenen Augen ins Verbor„gene hineinschaut, und der viel tausend Arme „stets zu Gebote stehen: jene Verschwörung „nämlich, in der das entrüstete Nationalgefühl, „die betrogene Hoffnung, der mißhandelte Stolz, „das gedrückte Leben, sich gegen die starre Will„kür, den Mechanismus erstorbener Formen, das „fressende Gift bewußtlos gewordener despoti„scher Regierungsmaximen, die das Verderben „der Zeiten ausgebrütet und die Verstocktheit „der Vorurteile verbunden haben, und die mäch-

„tig und fruchtbar wie nie eine andere wach-
„send mit jedem Tage in Macht und Tätigkeit
„ihr Ziel so sicher erlangen wird, daß die Ge-
„fahr nicht aufs Hinterbleiben, wohl aber aufs
„Überschnellen steht."

Grauenvolle Voraussicht dessen, was so viele Jahre später erst zu allgemeinem Verständnis gekommen ist!

Aber es ist zu allen Zeiten ein zu ernstem Nachdenken anregendes Zeichen gewesen, wenn es bei einem Volke dahin gedeihet, daß auch die Edlen und Guten so weit getrieben werden, die verwerflichsten und sträflichsten Feinde des Gegners zu den Ihrigen zu zählen, und ihre gute Sache mit der schlechten zu identifizieren. Dahin war es gekommen in Deutschland.

Wie schon gesagt, dieser Zustand innerer Erkrankung des nationalen Lebens rief bei den Regierungen keine ernstlichen Bedenken und noch weniger den Willen hervor, den eigentlichen Sieg des immer tiefer fressenden Übels zu erkennen und auszuheilen.

Alle Eingriffe des Bundes in die neue Souveränität der Einzelstaaten abzuwehren, dies blieb das Hauptaugenmerk ihrer Regierungen. Keine vergegenwärtigte sich wahrhaft, daß die Gefährdung dieser Machtvollkommenheit von zwei entgegengesetzten Seiten kommen könne, nicht bloß durch die Bundesgewalt, sondern auch durch die Auflehnung der Regierten selbst. Selbst von dem engen Standpunkte der gewöhnlichsten Staatsweisheit aus, hätte einleuchten müssen, daß die letzte Gefahr die bei weitem größere und daß ihr nur durch rechtzeitige Konzes-

sionen an die erstere zu begegnen sei. Ein festes Zusammenschließen, wenn auch nur der Regierungen, eine vollständige Solidarität gegenüber der Gefahr und deren Handhabung durch eine kräftige Zentralgewalt, dies mußte als notwendige Bedingungen der Sicherheit erscheinen. Auch von den dürrsten egoistischen Vordersätzen aus, hätte schon das eigene Interesse sämtliche deutsche Fürsten auffordern sollen, dem Bunde die größtmögliche Lebenskraft und Selbsttätigkeit zu geben.

Sie haben es nicht getan, und wohl mögen diejenigen unter ihren Gegnern diese Verdunkelung der Augen preisen, deren Absichten jederzeit weiter reichten als bis zu dem Gewinne eines wahren Gemeinwesens für die Nation! Dienlicheres für ihre Hoffnungen und Pläne konnte nicht geschehen als was jene späteren Kongresse der Bundesdiplomatie zutage brachten: das laute Geheimnis, daß der Bund nur eine beschwerliche Last für die Regenten und eine Zuchtrute für die Regierten sei. Eine sonderbare Art von Republik gleichberechtigter Herrscher, die ebenso ungleich an Macht als an Interessen, eine Zentralgewalt, die nicht über, sondern unter den einzelnen Gliedern stand, deren gesetzgebende Macht nie ihre eigene Kompetenz zu ergründen vermochte, deren Exekutive nie zur Ausführung gelangte, deren Richterspruch sich niemand unterwarf! Die Keime zu gemeinnützigen Anordnungen, die noch in der Bundesakte gelegen, wurde dadurch erstickt, daß spätere Auslegung ihre Verwirklichung an freiwillige Übereinkunft aller Beteiligten verwies. Die letzte

Lebensgemeinschaft, die noch zwischen der Nation und den Bundesorganen bestand, wurde durch Ausschluß der Veröffentlichung der Verhandlungen unterdrückt. So darf es nicht verwundern, daß nicht bloß alle Aufgaben innerer und äußerer Politik, die durch die braunschweigischen, hannoverischen, holsteinischen und luxemburgischen Fälle dem Bunde zur Lösung gestellt wurden, in den traurigsten Nihilismus zerrannen, sondern daß auch für die naheliegendsten materiellen Interessen nichts geschah; der Zollverein, die einzige Schöpfung auf diesem Gebiete, mußte gänzlich außerhalb der Bundeswirksamkeit entstehen und leben.

Dahin war es also gediehen, daß Deutschland nicht einmal das Maß von innerer Einheit erreichte, welches Nordamerika besitzt, das Land mit einer Geschichte von gestern und einer Literatur von heute, das Land, dessen Grenzen ins Nebelhafte auseinanderfließen, das Land, in welchem die schärfsten ausgeprägten Nationalitäten der alten Welt nebeneinander leben, die wichtigsten Interessen sich feindlich durchkreuzen, die wildesten Sekten gegeneinander eifern! Alle diese trennenden Momente werden von der politischen Einheit überwogen, die den „vereinigten" Staaten eine Gemeinschaft des Bewußtseins und der politischen Interessen, eine Kraft und Wirksamkeit nach außen verleihet, gegen deren allmählichen, aber unablässigen Anwachs die alte Welt in nicht ferner Zeit einen Kreuzzug auf Leben und Tod wird unternehmen müssen, um ihr nicht zu erliegen!

Hat der deutsche Bund wenigstens durch die Zeit seiner Dauer und durch die Erhaltung des europäischen Friedens den Beweis einer wenn auch beschränkten Lebensfähigkeit geliefert? Es ist dies mehrfach versichert, aber keineswegs erwiesen worden. Die Bundesverfassung hat sich nur dadurch dreißig Jahre hindurch behauptet, daß sie in wichtigen Fragen eigentlich nie zur Anwendung gekommen ist. Dasselbe galt nach außen; nicht der Bund erhielt den europäischen Frieden, sondern der Frieden erhielt ihn.

Das tiefe seit Jahrhunderten fast unerhörte Neutralisieren der feindseligen Kräfte des Weltteiles war allerdings geeignet, über den Grad der inneren Festigkeit des Bestehenden zu täuschen. Die konstitutionelle Opposition in einigen kleinen Ständekammern flößte wenig Besorgnis ein, auch das Getreibe der wirklichen Umsturzelemente und ihre Anregung vom Auslande mochte man nicht bloß mit vollem Rechte züchtigen, sondern auch als stets bezwingbar erachten. Stand ja hinter jedem möglichen Ausbruche in den einzelnen Staaten die große ungefesselte Macht des alten österreichischen Kaiserreiches, stets bereit, solche verbrecherische Versuche, auch wenn sie schon weiter um sich gegriffen, zu Boden zu werfen!

Nur in Preußen gab man sich dieser irrigen Sicherheit nicht durchweg hin, sondern ahnete, daß auch sie dem Wechsel unterworfen und daß die politische Voraussicht sowohl als auch ein höheres Pflichtgebot darauf hinweise, das deutsche Gemeinwesen aus seinem Schlummer zu erwecken.

Die Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. ist der Abschnitt, von welchem an Preußen der Lösung dieser Aufgabe seine Bestrebungen zuwendete. Der König wurde hierzu ebensosehr durch eine richtige Einsicht in die Gefahren der Zukunft, als durch alles bestimmt, was ihm von seinen Jugendjahren her heilig und teuer gewesen war. Er hatte die ganze Begeisterung der nationalen Erhebung des großen Jahres mitempfunden, ihre Wirkungen auf dem Schlachtfelde mit Augen geschaut und seine mit den Bildern deutscher Herrlichkeit genährte Seele konnte nur mit nagendem Kummer wahrnehmen, wie gleich nach der Besiegung des äußeren Feindes, der selbstsüchtige Trieb der einen, die stumpfe Gleichgültigkeit der anderen das reine Licht des nationalen Lebens zu ersticken trachtete, so daß es zur verheerenden Flamme zu werden drohte.

Was seinerseits seit 1840 geschah, um auf den rechtlich gewiesenen Wegen organischer Überleitung den Bund zum Leben zu rufen, kann hier übergangen werden, da es der Gegenstand einer besonderen Darstellung gewesen ist[1].

Auf den drei Hauptgebieten: der Wehrhaftigkeit, des Rechtschutzes und der materiellen Wohlfahrt, bedurfte der Bund tiefgreifender Reformen, umfassender und wirksamer Institutionen. Eine freie, nur durch das Gesetz überwachte Presse und die Veröffentlichung der Verhandlungen sollten diese Tätigkeiten in lebendiger Gemeinschaft mit der wirklichen Stimme des

[1] Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. Hamburg, Perthes, Besser & Mauke. Dritte Auflage, 1848.

Volkes setzen. So wollte es der hohe und edle Sinn des Königs, den Gott an die Spitze des Staates gestellt hatte, der dazu berufen war, in diesem Werke voranzutreten.

Daß die Wirksamkeit der preußischen Regierung zunächst nur in den vertragsmäßigen und vorgezeichneten Formen zur Erscheinung kam, wird niemand mit Tadel belegen, der die gegebenen Bedingungen mit einiger Unbefangenheit erwägt. Preußen suchte damals wie später nicht sich, nicht seinen Vorteil oder seinen Ruhm, sondern das Heil Deutschlands, es durfte nicht rechtswidrige Mittel in Anwendung bringen, nicht unbefugt niederreißen, um zu versuchen, was dann auf dieser Stätte etwa aufzubauen wäre.

Am Bundestage selbst konnte allerdings kaum auf irgend einen Erfolg gerechnet werden. Je weniger reelle Autorität im Bunde bestand, desto wichtiger war die formelle, die in den Händen des Präsidiums sich vereinigte. Der unermeßliche Vorteil, den die Negativität schon an und für sich gegen alle Versuche positiver Tätigkeit stets voraus hat, wurde durch den Geschäftsbetrieb der Bundesversammlung noch unverhältnismäßig gesteigert. Dort konnte Preußen nicht darauf rechnen, irgend etwas Durchgreifendes für die Regeneration des Bundes zu erwirken.

Was seit 1840 von dem König auf anderem Wege hierzu geschehen ist, liegt nunmehr vor aller Augen. Zuvörderst wollte und mußte man nach allen Kräften dahin streben, zu einer direkten Verständigung hierüber mit dem österreichischen Hofe zu gelangen. Erst wenn diese sich als ganz unausführbar erwies, sollte Preußen mit

seinen Anträgen unmittelbar in der Bundesversammlung auftreten. War dann auch hier voraussichtlich kein Resultat zu erzielen, so fand sich Preußen ebenso befugt als verpflichtet, die Institutionen, die man der Gesamtheit verweigerte, durch besondere Verträge mit denjenigen Staaten ins Leben zu rufen, die hierzu Bereitwilligkeit zeigten. Der Zollverein hatte an einem großen Beispiel erwiesen, wie wohltätig auch eine solche beschränkte Befriedigung wahrhafter Bedürfnisse werden kann. Immer aber mußte es stetes Augenmerk bleiben, diese Spezialvereine auf dem Wege freiwilligen Anschlusses allmählich zum Gesamtgute des Bundes zu machen; erst dadurch erhob sich ihr materieller Gewinn in die höhere Sphäre des nationalen, und wurde zum Bausteine in der Wiederaufrichtung des deutschen Staatsgebäudes.

Der historische Hergang ist nicht über das erste Stadium hinausgekommen; er ist anfänglich an begreiflichen, wenn auch schmerzlichen Hindernissen der traditionellen österreichischen Politik stehen geblieben, später und in seinem letzten Stadium durch die europäischen Ereignisse überholt worden. Aber das möge auch hier in strengster Gewissenhaftigkeit wiederholt werden: die Februarrevolution hat das Streben Preußens und seines Königs nach der Wiedererrichtung eines wahren Gemeinwesens im deutschen Vaterlande nicht hervorgerufen, sondern vorgefunden.

Der Zeitpunkt trat heran, wo die seit dreißig Jahren angehäuften Brennstoffe, aus natürlichen und erkünstelten, wahren und lügenhaften, be-

rechtigten und unberechtigten Bestandteilen in unkenntlicher Mischung zusammengeballt, ihre zerstörende Gewalt zeigen sollten.

Der zündende Funken fiel!

Zweiter Abschnitt.

Die Nationalversammlung.

Zusammentreffen des nationalen Elementes und des revolutionären in den Märzbewegungen. — Verschiedenheit beider Richtungen. — Der Zusammentritt und die Zusammensetzung der Nationalversammlung. — Die Grundfragen über Zentralisation und über Vereinbarung. — Die Periode der Allgewalt, die Zögerung. — Die Periode nach den Siegen in Wien und Berlin. — Die Oberhauptsfrage und ihre Formen. — Die Gegner des Erbkaisertums; das konfessionelle Element. — Der dienstliche Weg zum Ziele. — Das Verfahren der leitenden Partei; die Zugeständnisse. — Die Eröffnungen von Wien und Berlin. — Der Abschluß der Verfassung.

Wie in den Ausbrüchen des März 1848 überall das revolutionäre Element mit dem nationalen zusammenfloß, darüber kann auf das bereits früher Gesagte zurückgewiesen werden. Aber es ist stets hervorzuheben, daß innerhalb dieser Gemeinschaft des Anstürmens gegen die bestehenden Regierungssysteme beide Elemente dennoch ihren Gegensatz bewahrten.

Für die nationale Partei blieb das Ziel die deutsche Einheit, die Revolution war das Mittel. Die demokratische Partei hingegen bediente

sich der nationalen Strebungen nur als Mittel, um zu ihrem Ziele, der Republik, zu gelangen. Von dem sozialistisch-kommunistischen Bestandteile, der sich in dem Schoße dieser Partei verbarg, kann hier füglich abgesehen werden; er hat der Revolution die wilden Kräfte des Proletariats zugeführt und ist hierdurch bei dem offenen Aufruhre wirksam genug geworden, aber in der weiteren Entwickelung verstummte er gänzlich neben dem doktrinellen Gefährten. Seine Rolle für die politische Geschichte Deutschlands ist der Zukunft vorbehalten; kommende Geschlechter werden die rein politischen Systeme, die sich seit 60 Jahren in Europa bekämpfen, weit zurücktreten sehen vor der kolossalen Frage über die absolute Berechtigung des Sondereigentums! Auch hierin wird man vor den zukünftigen Gefahren die Augen schließen, bis sie unabwendlich geworden und den ganzen sozialen Zustand der europäischen Menschheit aus den tausendjährigen Angeln heben!

Die Art, wie die Ausbrüche im März 1848 sich vorbereiteten und äußerten, zeigt in den verschiedenen deutschen Territorien, bei aller scheinbaren Übereinstimmung, doch tief liegende Unterschiede, je nachdem es die kleineren oder größeren, älteren oder neueren Staaten waren, die den Schauplatz abgaben. In denjenigen Staaten zweiten und dritten Ranges, die zugleich in ihrer jetzigen Zusammensetzung überwiegend neuen Ursprunges sind, haben die nationalen und die politisch doktrinellen Strebungen ungefähr gleichen Anteil an der Auflehnung gegen die Regierungen gehabt; so Württemberg, Ba-

den, Hessen-Darmstadt und Nassau. Wo diese Mittel- und kleineren Staaten hingegen vorwiegend auf einem alten historischen Verbande beruhten, machte sich zwar ebenfalls die Sehnsucht nach deutscher Einigung fühlbar, den eigentlichen Charakter der Bewegung gaben aber dort die rein politischen Tendenzen. So Bayern, Hannover, Sachsen, die thüringischen Lande, Oldenburg, Mecklenburg, Kurhessen und Braunschweig. Dieses gilt nun auch in erhöhtem Maße für die beiden großen Bundesstaaten. In der österreichischen Monarchie hatten die von aller doktrinellen Politik abgewendeten deutschen Gefühle stets nur eine kärglichere Stätte gefunden; in Preußen, besonders in dessen alten Landen, durfte auch bei vielen, welche die Gebrechen der deutschen Zustände tief empfanden, doch die Aufrichtung an dem eigenen Staatsgeiste immer noch Entschädigung bieten. Die politische Neuerung hat daher an den Märzbewegungen in diesen beiden Monarchien von Haus aus einen weit größeren Teil als die nationale Mißstimmung, die dort erst im weiteren Verlaufe ihre volle Bedeutung zeigte.

Der äußere Hergang der Begebenheiten wird auch hier als bekannt vorausgesetzt. Sämtliche deutsche Regenten erlagen dem Andrange und bewilligten die Forderungen, die im wesentlichen allenthalben die gleichen waren, nur mehr oder minder die Farben tragend, die, wie oben angedeutet, den besonderen Verhältnissen der einzelnen Lande entsprachen. Staaten, welche keine Repräsentativverfassung besaßen, wurde diese verheißen, denen, die bisher als konstitutionell

galten, neue ausgedehnte Zugeständnisse auf Kosten der monarchischen Gewalt gemacht. Gleichzeitig wurde von allen Regierungen deutlich und unzweifelhaft zugesagt, daß der bisherige Staatenbund in einen nationalen Bundesstaat mit parlamentarischer Vertretung umgewandelt werden solle.

Fast in allen deutschen Staaten wurden Männer an die Spitze der Regierung berufen, die es übernahmen, die zugesicherten Umgestaltungen durchzuführen.

Hier nun, bei der Bildung der sogenannten Märzministerien, trat sofort die Erscheinung hervor, daß, mit geringer Ausnahme, der demokratische Bestandteil der Märzbewegung den Preis des Sieges nicht davontrug. Die Zügel der Regierung kamen fast überall in die Hände solcher Männer der bisherigen Opposition, die auf dem politischen Gebiete das konstitutionelle Element vertreten hatten, vor allem aber als oberste Pflicht erkannten, die Früchte der jetzigen Lage zugunsten einer nationalen Einigung zu nutzen. Wie auch über frühere Vorgänge, wie auch über spätere Wege mancher dieser Märzminister geurteilt werden mag: die Gerechtigkeit kann den meisten unter ihnen nicht versagt werden, daß sie den gesteckten Zielen treulich nachstrebten, oft mit Pein und Gefahr, selten zu eigener und anderer Befriedigung.

Dasselbe Verhältnis der Tendenz und Kräfte zeigte auch das in Frankfurt zusammengetretene sogenannte Vorparlament; die tiefe Spaltung unter den Siegern kam zu jedermanns Kenntnis, zugleich aber auch die Gewiß-

heit, daß die eigentliche Umsturzpartei im deutschen Volke zwar energische Führer und zahlreiche Anhänger habe, dennoch aber ihren letzten Zweck nicht erreichen werde. Die Versuche, die in einigen deutschen Ländern gemacht wurden, um durch erneute Aufstände die Gewalt in die Hände der Demokratie zu bringen, mißlangen; sie mußte sich begnügen, das Gefühl einer allgemeinen Unsicherheit wach zu erhalten und die neuen Regierungen auf dem Wege zur Wiederherstellung einer gesetzlichen Ordnung einzuschüchtern.

Unter diesen Umständen und Eindrücken trat im Mai 1848 die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zusammen. Zum ersten Male seit unvordenklichen Zeiten vereinigten sich unter Zustimmung und Anordnung sämtlicher Regierungen über 500 Männer aus allen Teilen Deutschlands; zum ersten Male saß der Holste und Ditmarse neben dem Tiroler und Algäuer, der Pfälzer und Rheinfranke neben dem Schlesier und Deutschböhmen, alle dazu berufen und gewillt, nicht bloß die augenblicklichen Wunden zu schließen, aus denen ihre besondere Heimat blutete, sondern die tiefen Gebrechen aufzusuchen und zu heilen, die den Leib des großen gemeinsamen Vaterlandes zu so schwerer Krankheit hingetrieben hatten. Was man auch denken und halten wollte von allem, was vorhergegangen, immer hätte jeder, der ein Herz für seine Nation in der Brust trug, welcher sonstigen politischen Partei er auch angehören mochte, das Werk dieser einzig dastehenden Versammlung mit seinen heißesten Segens-

wünschen begleiten, immer jeder an seiner Stelle alles dazu tun müssen, um es zu gedeihlicher Vollendung zu fördern. Es gibt Momente im Leben der Völker wie in denen der Individuen, wo auf lange hinaus ihre Geschicke entschieden werden; wer es wohl mit ihnen meint, wem Pflicht oder Liebe gebieten, daß er mit seinem Volke stehe und falle, der soll in solchen unermeßlichen Augenblicken von allem und jedem absehen, was er sonst an Antipathien und Vorwürfen mit sich herumgetragen, und alles versenken in die eine unteilbare Pflichterfüllung, die höchste unter den irdischen Leistungen, die ihm abgefordert werden kann.

Leider muß von vornherein zugestanden werden, daß unter denen, die nach Frankfurt zogen, um dort die Neugeburt der Nation zu beraten, manche nicht den Grad selbstloser Vaterlandsliebe und strenger Gewissenhaftigkeit zu dem Werke mitbrachten, das es mehr bedurfte als je vorher ein anderes. Gilt nicht bei denen, welchen zu Hause die gleiche Aufgabe gestellt war, dieselbe Betrachtung? Die Partei und ihre Lehre überwog bei nur zu vielen so die Erkenntnis wie das Gefühl, und rief oft auf entgegensetzten Seiten Erscheinungen hervor, von denen die Nachwelt gern in schmerzlicher Scham die Augen abwenden wird.

Wir haben es nicht mit den Individuen zu tun, und unternehmen nicht in den verschiedenen Parteien diejenigen zu ermitteln, die nicht wie andere in gutem Glauben an die Richtigkeit ihrer politischen Lehre, selbstlos und ehrlich nach deren Verwirklichung rangen. Wir wollen

weder diejenigen preisen, die in dem Scheitern des nationalen Werkes ihren eigenen Sieg feiern, noch selbst den Märtyrern sträflicher Verirrung Steine nachwerfen, seien es solche, die in fernen Landen „ihre deutschen Seufzer in fremde Wolken hauchen", oder andere, die in der Heimat ihre gescheiterten Hoffnungen betrauern! Unter denen, welche gegen den Wahrheitszeugen Stephanus wüteten, war auch mancher Saulus, dessen Herz, wenn auch mit Unverstand, doch um seinen Gott eiferte! Ja auch das Maß der Erkenntnis, das dem einzelnen beschieden ist, seine größere oder geringere Einsicht in das Werk, an dem er schafft, gibt keine genügende Unterscheidung; sowenig das Wissen als das Wollen tritt dem Beobachter deutlich genug entgegen, um darauf ein verdammtes Urteil über Menschen zu gründen. Die Parteien sind immer nur Verkörperungen der in einer Zeit vorwaltenden Gedanken; jeder in ihnen wird mehr getrieben als er treibt.

Die Scheidung der Parteien in der Nationalversammlung wurde dadurch eine verwickeltere, daß die nationale Frage sich mit der doktrinell-politischen sowohl in den Personen als in den Gegenständen durchkreuzte. Für den Zweck gegenwärtiger Betrachtung kann zwar nur die Gruppierung je nach der Stellung zu der Einheitsfrage die maßgebende sein; manche untrennbare Beziehung zu den rein politischen Parteiungen nötigt aber auch diese nicht außer acht zu lassen.

Daß eine reaktionäre Partei als solche in jener großen Versammlung gesessen, muß mit

Bestimmtheit verneint werden. Allerdings kommt es hierbei zunächst auf die Begriffsbestimmung eines so vieldeutigen und viel gemißbrauchten Wortes an. Nur derjenige konnte in Frankfurt und für die dortige Aufgabe als Reaktionär bezeichnet werden, der darauf hinausgegangen wäre, den deutschen Bund in den Zustand zurückzuführen, der vor den Märzumwälzungen bestand. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter denen, die dort versammelt waren, mancher den früheren Zustand, wenn nicht mit Liebe, doch mindestens mit pflichtmäßiger Anerkennung hingenommen hatte und dessen gewaltsamen Wechsel daher mit unverhohlener Mißbilligung betrachtete. Würde man ihnen aber zugemutet haben, Hand anzulegen, um das frühere Bundeswesen wieder aufzurichten, so hätte sich ihnen bei gewissenhafter Erwägung sofort die Einsicht aufgedrängt, daß das vorhergegangene politische Leben mit schweren Gebrechen behaftet gewesen war. Sie würden sich erinnert haben, daß selbst abgesehen von allen höheren nationalen Anforderungen, der Polizeimechanismus des Bundes ebensooft die eine Seite des Staatslebens: die rechtliche Freiheit, gefährdet habe, als seitdem die Anarchie dessen andere Seite: die gesetzliche Ordnung. Man kann und darf einen bestehenden Zustand, dessen wohltätigen Schutz man genießt, ungeachtet der an ihm haftenden Mängel, ehren und verteidigen, ihn aber nicht mit diesen Mängeln wieder herstellen. Darum sei es wiederholt: eine reaktionäre Partei im Sinne einer Rückkehr zu den früheren

Bundeszuständen bestand in der Nationalversammlung nicht; jeder, wie verschieden auch sonst seine Ausgangspunkte, seine danebenhergehenden politischen An- und Absichten sein mochten, war von der aufrichtigen Überzeugung erfaßt, daß das deutsche Gemeinwesen eine neue Gestaltung, ein engeres Zusammenschließen seiner Glieder unumgänglich bedürfe.

Hier aber, bei der näheren Formulierung und Gestaltung des Gedankens, schieden sich die Auffassungen. Die Differenz war eine doppelte: das Maß der gewollten Einheit Deutschlands, und die Mittel, um zu dieser Einheit zu gelangen.

Bei der ersten dieser Fragen ist die ganze Reihe möglicher Beantwortungen zur Sprache und zur Kontroverse gekommen.

Äußerste Zentralisation des Bundesstaates und größte Machtvollkommenheit seiner obersten Gewalt; die Einzelstaaten entweder ganz aufgelöst, oder die kleineren durch Zusammenlegung absorbiert, die größeren in ein durchaus abhängiges und untergeordnetes Verhältnis zu der Reichsgewalt gesetzt. Nicht bloß die demokratisch-republikanische Partei steigerte diese Forderung bis zum Extrem, sondern auch Männer von entschiedener monarchischer Gesinnung, erfüllt von wahrem Patriotismus und dem ernsten Willen, die Krisis der Umbildung zu einem dauernden Abschlusse zu bringen. Die kleinen Staaten erschienen ihnen als gänzlich unfähig, weder die materielle Wohlfahrt ihrer Angehörigen zu sichern, noch irgendwie die von der Zeit geforderten Formen genügend zu reali-

sieren. In den mittleren Staaten aber sahen sie das Haupthindernis zur einheitlichen Gestaltung der Nation, die steten Stützpunkte für den verderblichen Partikularismus und die immer bereite Anlehnung für die geheimen und offenen Eingriffe des Auslandes in die Geschicke Deutschlands. Diese Gebrechen auf das geringste Maß herabzubringen, erschien ihnen als erste Bedingung für die Wiedergeburt der Nation, als oberste Pflicht für alle, die hierzu mitzuwirken berufen seien.

Aber auch diejenigen, welche dem Bedürfnisse der Einheit und der Mannigfaltigkeit im Reiche die umgekehrte Reihenfolge anwiesen, den einzelnen Gliedern alle Selbständigkeit belassen wollten, die nicht unzweifelhaft notwendig für die Schöpfung eines Bundesstaates sei, hatten gute Gründe für ihre Forderung anzuführen. Nicht bloß das Recht der Einzelstaaten auf Fortdauer ihrer Existenz kam hierbei in Betracht, nicht bloß die augenfällige Tatsache, daß die Stammesverschiedenheit in Deutschland auf tiefbegründeter natürlicher und historischer Grundlage beruhe, sondern ebenso die Überzeugung, daß hierin auch der Quell hoher Vorzüge der Nation zu suchen sei. Mögen andere Völker durch die seit Jahrhunderten vollbrachte Verschmelzung ihrer Bestandteile zu größerer Einheitlichkeit und Machtfülle gelangt sein, so hat das deutsche Volk dadurch, daß sein politisches Dasein nie in *eine* ausschließliche Staatsform eingezwängt, seine intellektuelle Tätigkeit nicht durch *einen* Hof, *eine* Residenz bestimmt worden ist, einen Reichtum des

geistigen Lebens entfaltet, der ihm, gleichwie aus ähnlichem Anlasse einst den Griechen, eine unvergleichbare Stelle unter den Nationen der Neuzeit errungen hat. Diese wohlberechtigte, so reiche Frucht tragende Mannigfaltigkeit jetzt zugunsten einer abstrakten Einheit zu verwischen, ist völlig unausführbar und der Versuch dazu vernichtend für das eigentliche Werk, das der Nationalversammlung obliegt: eine Einigung zu schaffen, die auf Eintracht beruht. Am irrigsten ist insbesondere die Meinung, welche in der Existenz der kleinen und kleinsten Staaten das Hindernis für die Aufrichtung eines wahren Bundesstaates sieht; diese Staaten und ihre Regierungen sind es, die mehr als andere dessen Notwendigkeit für alle und seine Heilsamkeit für sich selbst erkennen. Nicht von ihnen würde je die Äußerung Württembergs ausgehen: „Es „könne nicht die Absicht sein, aus verschiedenen „Völkerschaften, z. B. Preußen und Bayern, so„zusagen eine Nation schaffen zu wollen“ (Klüber, Akten des Wiener Kongresses, II. 83 ff.). So lauteten die Gründe derer, welche das selbständige Dasein der Einzelstaaten verbürgt und nur soweit beschränkt wissen wollten, daß, über alle gestellt, eine wahre und starke Zentralgewalt die allgemeinen Interessen der Nation nach innen und außen vertrete. Ihr Programm hatte schon zweihundert Jahre früher ein großer französischer Denker hingestellt: Vielheit ohne Einheit ist Verwirrung, Einheit ohne Vielheit ist Tyrannei!

In der ersten Epoche der Nationalversammlung sind keine Bestrebungen zum Vorschein ge-

kommen, die über das eben angedeutete Maß hinaus die Bildung eines Bundesstaates durch selbstsüchtigen Partikularismus gefährdet hätten. Erst der späteren Zeit, wo die sogenannte Oberhauptsfrage in erste Linie trat, ist diese Erfahrung vorbehalten gewesen. Ebensowenig haben sich damals die konfessionellen Gegensätze in dem politischen Wirrsale geltend gemacht; sie äußerten ihre volle Wirksamkeit da, wo ihre gewiesene Stätte ist: auf dem Gebiete der großen Fragen über das Verhältnis von Kirche, Schule und Staat, und fanden hier einen übergroßen Schauplatz der ernstesten Tätigkeit.

Als die zweite der Hauptdifferenzen im Schoße der Nationalversammlung trat schon früh die verschiedene Ansicht über die Stellung und Berechtigung derselben zu dem Abschlusse des Verfassungswerkes hervor.

Die einen faßten diese Versammlung als eine solche, welche berufen und befugt sei, die zukünftige Reichsverfassung festzustellen und als endgültig mit voller rechtlicher Wirkung für alle deutsche Lande zu verkünden. Sie hielten sich sowohl durch die Art der Berufung, als durch die Natur der Sache verpflichtet, die Umgestaltung Deutschlands zu vollbringen, so daß den Einzelregierungen lediglich die Ausführung des in allen Teilen Festbeschlossenen anheimfalle. Da die demokratisch-republikanische Partei dieser Lehre bis zum äußersten hin beitrat, so mußte sie eine überaus große Mehrheit in der Nationalversammlung für sich vereinigen. Aber es darf nicht verkannt werden, daß auch für eine beträchtliche Zahl konservativer und gemäßigter

Abgeordneten die Erwägung entscheidend wurde, nur auf diesem Wege könne die große Aufgabe gelöst und dem Widerstreben der deutschen Dynastien vorgebeugt werden, deren gleichberechtigte Mitwirkung sonst den nationalen Bundesstaat entweder ganz vereiteln oder in seinen wesentlichsten Eigenschaften verstümmeln werde.

Wie schwer auch diese trübe Betrachtung wog, so konnte sie doch diejenigen nicht von ihrer gewissenhaften Überzeugung ablenken, die in einem solchen Verfahren einen offenen Rechtsbruch erkannten, und die noch trübere Voraussicht daran knüpften, daß eben das Betreten dieses Weges zu sicherer Vereitelung der Hoffnungen und Wünsche der Nation führen müsse. Der hier als alleiniges Rechtsfundament dienende Bundesbeschluß berief die Nationalversammlung, um „zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen". Sie wurde hierdurch als Organ des deutschen Gesamtvolkes eingesetzt, damit zwischen diesem und den Regierungen verhandelt werden könne. Auch der in späteren Bundesbeschlüssen gebrauchte Ausdruck: „Konstituierende Versammlung", verlieh keine neue Vollmacht; er konnte keinen anderen Gedanken ausdrücken, als daß der Frankfurter Versammlung im Gegensatz zu einer bloß legislativen die Eigenschaft beiwohne, die Verfassung selbst zu beraten. Die Nationalversammlung war der eine, die Regierungen der andere Kontrahent; erst aus der Vereinbarung beider konnte die neue Reichsverfassung mit rechtlicher Wirkung

hervorgehen. Freilich mangelte zu einer solchen Verhandlung die entsprechende Vorkehrung. Der Nationalversammlung, als Organ des Volkes, stand kein Organ der Regierungen zu fruchtbarer Gemeinschaft zur Seite. Die Bundesversammlung, frühere langjährige Sünden büßend, wurde hastig zertreten; ihre rechtskräftige Auflösung ist zwar später, aus begreiflichen Ursachen, mit mehr Erfolg als Wahrhaftigkeit bestritten worden, damals aber bestand weder in- noch außerhalb der „Paulskirche" darüber ein Zweifel. Daß man mit der Zusammensetzung eines Staatenhauses hätte vorgehen können, mag nach den gegebenen Umständen bedenklich erscheinen; immer aber wurde es unbefangenen Beobachtern bald klar genug, daß sowohl das Recht als die Vernunft erheischt hätten, die zukünftige Verfassung aus dem Zusammenwirken aller Beteiligten hervorgehen zu lassen. Daß diese Ansicht einer kleinen Minderheit in den Zeiten keinen Eingang fand, wo ihre konsequente Durchführung noch auf ein überwiegend aufrichtiges, ja unbeschränktes Entgegenkommen von seiten der Regierungen zählen durfte, daß sie später durch äußere Notwendigkeit aufgedrungen wurde, als jene Vorbedingung bereits darniederlag, dies ist eine der tiefliegendsten Ursachen zu dem gänzlichen Scheitern des höchsten und segensreichsten historischen Unternehmens des Jahrhunderts geworden!

Aus dem Zusammentreffen der eben geschilderten mannigfachen Gegensätze ging als unbezweifelte Siegerin eine große Partei hervor, die, wenn auch im einzelnen an inneren Diffe-

renzen leidend und an vielfache Hemmungen und Konvenienzen gebunden, doch während der ganzen Dauer der Nationalversammlung über deren wesentliche Beschlüsse verfügt hat. Ihr Programm läßt sich in einfache Sätze zusammendrängen: Keine Zerstörung der Einzelstaaten, keine republikanische Herrschaft, aber möglichste Steigerung der Reichsgewalt und gültiger Abschluß der Verfassung durch die Nationalversammlung.

Mit diesen Vorsätzen trat die leitende Mehrheit der Versammlung in die erste Periode ihrer Existenz.

Niemand, der den wirklichen Stand der Dinge im Frühjahr und Sommer 1848 richtig übersieht, wird verkennen, welche außerordentliche Macht in dem Parlamente ruhte. Die Regierungen der Einzelstaaten, ohnmächtig dahingegeben dem Treiben der Umsturzparteien im eigenen Lande, suchten damals in Frankfurt eine Stütze, welcher sie im hohen Grade bedürftig waren. Es unterliegt wenig Zweifel, daß während jener Epoche die Nationalversammlung jeden geordneten und folgerechten Plan zur Neubildung des deutschen Bundesstaates durchzuführen imstande gewesen wäre. Weshalb wurde diese unwiederbringliche Zeit nicht im Sinne der innerhalb der Versammlung vorwaltenden Absichten benutzt?

Ein rasches rücksichtsloses Vordringen zum Endziele, ein schroffes Überwältigen oder Ignorieren aller Zwischenfragen in den ersten Stadien der parlamentarischen Wirksamkeit erschien zu gewaltsam, zu sehr dem Geiste und Wesen der

extremen Demokratie entsprechend, als daß man nicht hätte besorgen sollen, daß bei solchem Verfahren die Gewalt in die Hände des gemeinschaftlichen Feindes der Regierungen sowohl als der konstitutionellen Majorität kommen müsse. Welche Gefahr von dieser Seite fortwährend drohe, mit welchem Hasse der gemäßigte Gang der Nationalversammlung betrachtet, welche Pläne zur weiteren Entwickelung der Revolution ohne Unterlaß betrieben wurden, darüber konnten freilich nur wenige in Zweifel sein. Der verbrecherische Ausbruch am 18. September mußte auch den letzten die Augen öffnen, die da gewähnt hatten, man stehe auf festem Boden und dürfe der Widerstandsfähigkeit der gesetzlichen Ordnung vertrauen. Was an jenem inhaltschweren Tage versucht und vereitelt wurde, ist noch bei weitem nicht nach seiner vollen Tragweite gewürdigt worden. Siegte damals der Aufruhr, gelang es ihm, aus der Nationalversammlung die konservativen Bestandteile zu vertreiben, so würde sich der verbleibende demokratische Rest aus den Reihen Gleichgesinnter rasch ergänzt und als Konvent mit vorausgesetzter Vollmacht des souveränen Volkes konstituiert haben. Die Verkündigung der einheitlichen Republik, die Bildung eines Freischarenheeres in größtem Maßstabe, die völlige Hingabe an ein französisches Bündnis mußten unmittelbar folgen. Wer die Kräfte des Widerstandes gegen ein solches, mit äußerster Energie verfolgtes Unternehmen abwägen will, der blicke auf den Zustand der Regierungen in den einzelnen Staaten. Der zündende Funke würde den

Westen, Süden und die Mitte von Deutschland fast ohne erhebliches Hindernis durchlaufen und überall die hierzu vorbereiteten Brennstoffe in lichte Flammen gesetzt haben. Österreichs Lage in diesem verhängnisvollen Augenblicke ist allgemein bekannt, und daher die Folgen eines solchen neuen Anstoßes auch dort leicht zu ermessen. Welche Mittel die preußische Regierung damals besaß um einer neuen Umwälzung im eigenen Lande Schranken zu setzen, bleibe dahingestellt; zur Löschung aber des Brandes in den Nachbarstaaten waren schwerlich genügende Kräfte verfügbar. Daß aus dem Umsturz alles Bestehenden keinerlei dauerndes Gebäude, auch nicht im Sinne der eigenen Urheber, hervorgegangen wäre, dieses kann allerdings zuversichtlich behauptet werden; für den Moment aber und auf längere Zeit hinaus wäre Deutschland aus allen Fugen gewichen.

Daher lag auch den leitenden Männern in Frankfurt der Wunsch nicht fern, daß es den durch die Märzministerien vertretenen Regierungen gelingen möchte, sich bis auf einen gewissen Punkt wieder zu befestigen und zu Kräften zu kommen; die Nationalversammlung konnte in ihnen die Stütze finden und ihnen wiederum den Rückhalt verleihen, der notwendig war, um den stets drohenden Gefahren neuer Umwälzungen zu begegnen.

Eine zweite Ursache der langen Zögerung in dem Verfassungswerk ist der nicht glückliche Gedanke gewesen, die Versammlung fast ein halbes Jahr hindurch mit den Verhandlungen über die „Grundrechte“ zu beschäftigen. Die charakteristi-

sche Neigung zur Aufstellung allgemeiner Doktrinen bei den einen, bei den anderen der Wunsch, jedenfalls einen bestimmten „Gewinn" für die einzelnen Landesgesetzgebungen davonzutragen, wie auch die deutsche Einigung ausfallen möge, diese Anreize sind es, die die besten und frischesten Kräfte der Versammlung in jener Danaidenarbeit abnutzten. Man übersah, daß dergleichen abstrakte Sätze, von ihrer inneren Richtigkeit und Dienlichkeit selbst abgesehen, immer nur als Ausfluß gesicherter staatlicher Zustände Bedeutung und Ausführung erlangen können, daß man daher erst Deutschlands neues Staatsrecht ordnen müsse, ehe es sich um Normen für die innere Gesetzgebung handeln könne.

Die provisorische Zentralgewalt blieb während dieser ganzen ersten Periode die einzige politische Tat der Nationalversammlung. In der Art ihrer Ausstattung und Einsetzung sind sowohl im guten als üblen die Grundzüge der Mehrheit erkennbar, die wir als die teilende bezeichnet haben. Jedenfalls war diese Institution, deren Befugnisse und Machtmittel weder gesichert noch begrenzt werden konnten, doch nur als eine solche anzusehen, die einem augenblicklichen vorübergehenden Bedürfnis abzuhelfen habe; daß sie für längere Zeit hinaus die einzige Verkörperung der deutschen Einheit geblieben, gehört nicht zu deren günstigen Geschicken.

Die zweite Periode der Nationalversammlung begann, als im Oktober und November 1848 die österreichische und preußische Regierung in Wien und Berlin gesiegt hatten und hierdurch wieder in den Vollbesitz ihrer Gewalt

eintraten. An die Sicherheit, in den beiden Großmächten eine bereite Stütze zu finden, erstarkten wiederum die deutschen Fürstengeschlechter; die einen früher, die andern später, kehrten zu dem Bewußtsein zurück, daß ihre Zukunft nicht mehr von den Beschlüssen der Frankfurter Versammlung abhänge, sondern in ihre eigene Hand gegeben sei. Die Zeit, wo das Parlament aus sich heraus eine Reichsverfassung zu erschaffen vermochte, war hiermit vorüber; eine neue trat heran, wo ganz andere Bedingungen sich geltend machten und die sorgsamste Abwägung und Beachtung erheischten, wenn das ganze Werk nicht rettungslos scheitern sollte. Noch drang diese Einsicht in der Versammlung nicht in vollem Maße durch; die äußere Erscheinung und die formellen Zustände hatten in den deutschen Ländern noch zu wenig gewechselt, um sich in Frankfurt allgemein fühlbar zu machen. Nur das dunkle Gefühl regte sich, daß man zu Ende kommen, daß man mit Hintansetzung alles anderen den Abschluß der Verfassung erstreben müsse, nicht aber, daß dieselben Gründe, welche zu unverzüglicher Vollendung der Verfassung mahnten, auch auf den Inhalt derselben und auf das Verhältnis der Nationalversammlung zu beiden, ihren Einfluß erstreckten. Noch behauptete in vielen, auch achtbaren und patriotischen Männern die Überzeugung ihre Stätte, daß nach wie vor beides die ausschließliche Aufgabe des Parlamentes sei.

Die eigentliche Peripetie des ganzen Verfassungswerkes, die Oberhauptsfrage, trat nunmehr in ihrer weiten Bedeutung hervor. Alles

Abwägen der Gewalten, alle sonstigen Einrichtungen in dem neuen Reiche erschienen dagegen als verhältnismäßig untergeordnet; es ist kaum zuviel gesagt, daß jeder Regierungsform Eingang zu verschaffen gewesen wäre, wenn auf die Frage, wer regieren solle, eine allgemein befriedigende Antwort erteilt werden konnte. Daß es dahin gekommen, daß alle jene tiefen und innerlichsten Bedürfnisse und Anliegen der Nation gegen eine nur teilweise damit verwandte Aufgabe in den Hintergrund traten, das eben ist der Beweis dafür, welcher Wechsel am Ende des Jahres 1848 getreten war. Noch war die Nationalversammlung ein wichtiges Element für diese Phase der deutschen Sache, noch vermochte sie ein großes Gewicht in die Wagschale zu werfen, aber der Schwerpunkt der Entscheidung lag nicht mehr in Frankfurt.

Dies machte sich sofort geltend, als die Arbeit bis zu dem vorgeschritten war, was man im laufenden Sprachgebrauche „die Spitze der Verfassung“ nannte. Schon seit geraumer Zeit, ja schon vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung war die Frage über die an die Spitze des Reiches zu stellende Zentralgewalt, vielfach theoretisch erörtert worden; jetzt wurde sie praktisch. Wir übergehen die Anträge, die, von der republikanischen Partei ausgehend, verantwortliche Präsidenten oder Statthalter als Exekutivbehörde einer Reichsversammlung forderten, welcher sie die Rolle eines Konventes zuzuweisen wünschten; für dergleichen Pläne war schon damals innerhalb der Nationalversammlung

gar keine und außerhalb nur eine äußerst geringe Aussicht zum Erfolge.

Die Ansicht hingegen, daß die oberste Reichsgewalt nur an ein aus mehreren deutschen Fürsten zusammengesetztes Kollegium gewiesen werden könne, hatte schon im Mai 1848, in einem Entwurfe der bayerischen Regierung, ihren öffentlichen Ausdruck gefunden. Man hob hervor, daß diese Form, indem sie den triftigen Ansprüchen der deutschen Regierungen gleiche Rechnung trage, die wesentlichste Schwierigkeit zur engeren Einigung beseitige, daß sie sich in aller Hinsicht am leichtesten den vorhandenen Elementen anpasse und auf natürlichem Wege eine Kontrolle der leitenden Mächte untereinander gewähre. Für die spezielle Gestaltung einer solchen Exekutive wurde anfänglich darauf hingedeutet, daß entweder die hierzu erkornen dirigierenden Mächte nebeneinander oder nacheinander an die Spitze des Bundesstaates treten könnten. In beiden Fällen müsse die Anordnung so getroffen werden, daß der Norden, der Osten und der Süden von Deutschland an der Reichsgewalt gleichmäßig beteiligt seien.

Später hingegen nahm diese Ansicht mehr die Gestalt eines permanenten Direktoriums, zusammengesetzt aus bestimmten größeren Regierungen, an; auch der Gedanke, daß wohl füglich die kleineren souveränen Staaten jenen größeren dirigierenden mehr oder minder untergeordnet werden könnten, wurde hierbei angedeutet. Es wird später der Ort sein, die sogenannten Gruppierungen zu beleuchten.

Gegen die Einsetzung jeder mehrgliedrigen Zentralgewalt mußten sich alle erheben, die es als oberste Bedingung der neuen Schöpfung ansahen, daß sie eine wirkliche Einheit darstelle. Die Zersplitterung derselben, nach welcher Form und Art es auch geschehe, erschien ihnen daher als ein Widerspruch im Begriff, als „ein Armutszeugnis", das die Nationalversammlung sich selbst, dem deutschen Volk und den deutschen Fürsten ausstellen würde. Man würde damit bezeugen, daß das gepriesene Streben nach deutscher Einheit nur bis dahin reiche, wo zu seiner Verwirklichung auch nur der Schein eines Opfers angemutet werde. „Mit welchem Rechte wolle man zugunsten weniger die vielen ausschließen? darauf antworte nicht das Prinzip, sondern die Herzenshärtigkeit, nicht das Wohl der Völker, sondern die Selbstsucht der Dynastien, nicht die geschichtliche Notwendigkeit, sondern die Begierde, für sich Geschichte zu machen". Die Vielköpfigkeit und Vielseitigkeit, die in gewissen Sphären natürlich und unbedenklich sein möge, auch im Oberhaupte darstellen, hieße den Partikularismus verewigen, das entschiedene Wollen und konsequente Handeln da von Haus aus verbannen, wo es entbehrlich sei. Nicht ohne Grund wurde darauf hingewiesen, daß das natürliche Gewicht der Dinge es dahin führen müsse, daß auch innerhalb eines mehrgliedrigen Direktoriums immer wieder das Recht des Stärkeren sich geltend machen, neben dem steten Zwiespalt auch eine innere Unwahrheit durch solche Institutionen begründet werden würde. Mehrere dieser Vorwürfe trafen aller-

dings nicht den Gedanken, die oberste Reichsgewalt immer nur einer der deutschen Regierungen zu übertragen, deren Besitz aber nach irgend einem festgesetzten Turnus von drei bis sechs Jahren unter voraus bestimmten Staaten wechseln zu lassen. Hier wäre demnach eine formale Einheit gegeben, und die Schweizer Vororte konnten sogar als erfahrungsmäßiges Beispiel angeführt werden. Eben hieraus aber leuchtete die Schwäche einer solchen Anordnung da ein, wo man auf nicht bloß formelle, sondern reelle Befugnisse der Zentralgewalt hinausstrebte. Um der Ausführung der für Deutschland gestellten Aufgabe zu genügen, müsse dessen Zentralgewalt zu einer gleichmäßigen, dauernden Tätigkeit befähigt sein; sie müsse eine große zusammenhängende Politik nach außen und innen entfalten und daher auf die Durchführung der eingeschlagenen Wege zählen können. Diese hohen Erfordernisse um gewünschter Zugeständnisse an dynastische Gelüste willen zu opfern, das oligarchische Element zur Grundlage der Reichsverfassung zu machen, erschien den Gegnern des Turnus als durchaus verwerflich.

Auch solche Stimmen erhoben sich, welche mit Absehen von Direktorien und Alternaten die Würde des Reichsoberhauptes einem einzigen unter den deutschen Fürsten übertragen und diesen entweder bloß aus der Wahl der Fürsten selbst, oder unter Mitwirkung der Volksvertretung hervorgehen lassen wollten. Man glaubte hierdurch ebensowohl den Gefahren vorzubeugen, welche die Hausinteressen einer zum Ober-

haupte dauernd berufenen Dynastie für die Volksfreiheiten bereiten könnten, als auch der Eifersucht und Abneigung der übrigen Fürstengeschlechter gegen das bevorzugte unter ihnen. Nach der Ansicht der bedeutendsten Vertreter dieser Form der Zentralgewalt, sollte die Wahl ihres Trägers eine lebenslängliche sein. Aber auch hiergegen konnten die erheblichsten Bedenken nicht verdeckt werden. Jeder Wechsel in der Person des Oberhauptes mußte der Intrigue im Inlande, der Einwirkung vom Auslande freies Feld geben, die alten Wahlkämpfe traurigen Andenkens erneuern, und einen kürzeren oder längeren Zustand allgemeiner Unsicherheit erzeugen. Das unvermeidliche Werben um Stimmen würde zu den Zugeständnissen gegen Einzelne und zu den allgemeinen Wahlkapitulationen zurückführen, deren jede nach alten Erfahrungen eine Niederlage der Reichsgewalt zugunsten der Einzelregierungen in sich schloß. Konnte in früheren Jahrhunderten der historische Glanz und die geistliche Weihe, die auch den gewählten Kaiser hoch über alle andern Fürsten erhoben, als Ersatz für unvermeidliche Mängel gelten, so war auf eine ähnliche Stärkung in der Neuzeit wenig zu zählen. Daß alle diese Gebrechen in weit erhöhtem Maße dann zutage kommen mußten, wenn statt der lebenslänglichen Wahl, die von manchen andern vorgeschlagene Wahl auf Zeitdauer beliebt wurde, leuchtet ein. Ein Mißbrauch, den der zeitweilige Besitzer der anvertrauten Macht im eigenen Interesse von dieser zu machen versucht sein konnte, mußte um so wahrscheinlicher werden, als der

Zeitraum dieses Besitzes klein und abgegrenzt wurde.

Von dem Gewichte der Gründe, die gegen alle vorerwähnte Formen der Zentralgewalt zu erheben sind, gingen endlich diejenigen aus, welche die Erblichkeit des Reichsoberhauptes verlangten, oder genauer ausgedrückt: die stete Verbindung dieses Amtes und dieser Würde mit der Krone eines bestimmten Landes. Nur „hierdurch seien die Gelüste des dynastischen Ehrgeizes, die sonderbündlerischen Bestrebungen, die kleinlichen Eifersüchteleien, die eigensüchtigen Umtriebe mit einem Schlage zu vernichten". Hierdurch werde der feste Punkt gewonnen über dem Getreibe der partikularen Leidenschaften und Interessen, hierdurch die deutsche Einheit wahrhaft verwirklicht, die deutsche Macht aufgerichtet, das Selbstgefühl der Nation befriedigt, die anerkennende Achtung des Auslandes erzwungen. Der Regent eines großen Staates, der durch Erbgang berufen an der Spitze des Deutschen Reiches stehe, habe kein Interesse, auf dessen Kosten seine Hausmacht zu vergrößern; seine Pflicht, die verfassungsmäßigen Rechte auch des kleinsten deutschen Landes zu schirmen, eine wahre Parität unter allen aufrecht zu halten, falle durchweg mit dem eigenen Vorteile zusammen. In ihm werde jeder Regent den natürlichen Schutz gegen die Auflehnung seiner Staatsangehörigen, jeder Untertan den rechtlichen Schutz gegen jede Überschreitung der Regierungsbefugnisse finden. So hatte schon der erste Verfassungsumriß der siebzehn Vertrauensmänner die Sachlage betrachtet, und es inmitten der Auflösung aller Bande der

Zucht und Ordnung gewagt, das kühne Wort eines mit großer Machtfülle zu bekleidenden Kaisers auszusprechen.

Desto heftiger erhoben sich dagegen die vielgestaltigen Gegenparteien. Zunächst führten dabei die Vertreter des dynastischen Interesses und der Stammeseifersucht das Wort, allerdings in sehr begreiflicher Weise; die tiefsten Gegensätze kamen jedoch erst dann zur Sprache, als es sich um die nähere Bezeichnung des Kaisergeschlechts handelte. Ein erbliches Kaisertum werde, was man auch dagegen vorbringen möge, stets geneigt sein, seine Autorität zugunsten des eigenen Staates und auf Kosten aller anderen zu verwenden, eine Benachteiligung, die zu ertragen niemand verpflichtet werden könne. In einem Lande, das wie Deutschland größere und kleinere Staaten einschließe, könne diesen nie zugemutet werden, plötzlich aus ihresgleichen ein Oberhaupt über sich hinaufzurücken. Eine solche Institution könne nicht aus den Verhandlungen einer Versammlung oder den Bestimmungen eines Vertrages hervorgehen; es werde nie gelingen, ihr ein wahres Leben im Sinne der gewollten Reichsverfassung einzuhauchen. Entweder werde sie den geschichtlichen und tiefberechtigten Staatsindividualitäten gegenüber ohnmächtig dastehen, oder sie werde trachten müssen, sich durch gewaltsame Vernichtung auch der verfassungsmäßigen Gegensätze erst einen realen Boden zu verschaffen. Eine so widerspruchsvolle Schöpfung zu versuchen, hieße Deutschland einem unabsehlichen Zwiespalt, einem Kampf aller gegen alle überliefern, aus welchem alles, nur

nicht die ohne Eintracht undenkbare nationale Einheit hervorgehen könne.

So lauteten, noch abgesehen von der speziellen Auswahl des erblichen Oberhauptes, aber freilich im Vorgefühle der daraus erwachsenden brennenden Fragen, die Stimmen seiner Gegner.

Wir haben schon früher die Partei charakterisiert, welche unter den vorhandenen über die größte Zahl der Stimmen in der Nationalversammlung verfügte. Welche Bedeutsamkeit sie aus dem Ansehen und den Talenten ihrer Führer sowie aus deren innigem Zusammenhange mit den Männern schöpfte, die in den meisten deutschen Regierungen die Zügel in den Händen hielten, hatten schon bisher die Wahlen zu den Präsidien der Versammlung stets dargetan; in der zweiten Periode trat ferner hinzu, daß auch die Glieder des Reichsministeriums aus ihrer Mitte hervorgingen. Was die Nationalversammlung zur Vollbringung ihres Werkes vermöge, war also in diesem Kreise verkörpert; aus ihm nur konnte Dienliches oder Schädliches kommen.

Von entscheidendem Einflusse mußte daher die Auffassung sein, welche die Oberhauptsfrage in eben diesem leitenden Kreise fand. Sie trat bald völlig deutlich hervor: Erbkaisertum und Übertragung desselben an Preußen.

Hiermit war nun die Fahne aufgesteckt, um welche und gegen welche sich innerhalb und außerhalb der Nationalversammlung alles scharte. Die Interessen Österreichs und die Stellung der mittleren Höfe erschienen zunächst als bedroht; die Stammesgegensätze, sowohl die

wahrhaften und berechtigten als die unberechtigten und künstlich erzeugten, erhoben mit Macht ihr Haupt. In natürlicher historischer Aufwallung und ehrlichster Besorgnis vor der Nation stemmten sich manche auch völlig Unbeteiligte gegen die Ausschließung Österreichs von der Krone des neuen Deutschen Reiches, die später, wenn auch mit Schmerz, ihre Ansicht aufgeben mußten, als die österreichische Zentralverfassung deutlich genug an den Tag legte, wie man dort das eigene Verhältnis zu Deutschland ansah. Diese weiter führende Betrachtung über die Stellung der österreichischen Monarchie zu dem Neubau Deutschlands wird später ihren angemessenen Platz finden.

Denen, welche sich „Großdeutsche" nannten, weil sie, wenn auch nicht mit bewußtem Willen, doch mit unausbleiblichem Erfolge es vorzogen, statt einer engeren staatlichen Einigung innerhalb des bisherigen Bundes, bei dem Beharren aller seiner Glieder in dem früheren politischen Zustande anzulangen, diesen erwuchsen mächtige Verbündete von sehr verschiedener Seite. Die Demokratie, die in der deutschen Bewegung stets nur ein Mittel für ihre Zwecke gesehen, täuschte sich darüber nicht, daß die Konstituierung eines monarchischen Gesamtdeutschlands auf den Grundlagen gesetzlicher Freiheit und nationaler Befriedigung der Schluß der Revolution und die Vernichtung ihrer Hoffnungen sein müsse. Mit richtigem Instinkte stellte sie sich, ohne Rücksicht auf früher Verheißenes, sowohl in Frankfurt als in den Ständekammern der einzelnen Staaten, auf die

Seite der Gegner. Wie mächtig dieser Zuwachs wirkte, wie er selbst die leitende Partei aus ihren Bahnen drängte, wurde bald offenbar.

Aber von ganz anderer Seite her fiel ein schweres Gewicht in die Schale der Feinde des deutschen Bundesstaates mit preußischer Spitze. Wir berühren hier die tiefste und schmerzensreichste Seite der großen Bewegung in unserem Vaterlande. Der Einfluß, welchen der Gegensatz der Konfessionen auf die politische Geschichte Deutschlands ausgeübt hat, ist seit dem siebzehnten Jahrhundert zum ersten Male wieder in volle Wirksamkeit getreten.

Von nichts sind wir ferner als davor die Augen zu schließen, daß diese unleugbare Tatsache eine Seite darbietet, die entschieden erfreulich genannt werden muß. In Zeiten, in welchen das christliche Leben in dumpfem Schlummer darniederlag, während alle anderen Triebfedern des Daseins sich auf dem politischen Gebiete mit voller Gewalt geltend machten, konnte allerdings von einem politischen Einflusse der Spaltung der christlichen Bekenntnisse nicht die Rede sein. Erst mußte dieses Leben wieder erwachen, ehe es sich auch in den Welthändeln kundgeben konnte, und daß es dieses in unserer Zeit in solchem Maße vermocht, soll immerhin als teures Zeichen kirchlicher Kräftigung anerkannt und mit Dank begrüßt werden.

Eine ganz hiervon gesonderte Frage ist aber die, ob die Art dieser Äußerung, ob deren nächste Ursachen und nächste Wirkungen in sich gerechtfertigt und für Kirche und Staat heilsam gewesen sind. Wer seine Mutter mit voller In-

brunst liebt, der wird jubeln, wenn er sie von langer krankhafter Schwäche genesen, wieder lebenskräftig und tätig sieht. Aber diese Tätigkeit kann eine irregeleitete und verderbliche sein; dann wird sie ebendenselben, der sie als Lebenszeichen erkannt und verehrt, zugleich doch mit ernster Besorgnis erfüllen müssen.

Die deutschen Katholiken faßten die Folgen der Märzbewegung zuvörderst unter dem Gesichtspunkte des Einflusses auf, welchen sie auf das Verhältnis ihrer Kirche zu den erwarteten Staatsveränderungen ausüben werde. Daß dieser ein günstiger sei, daß nicht bloß neuem Unheil abgewehret, sondern auch den alten wohlbegründeten Beschwerden der Kirche bei der Umgestaltung der politischen Institutionen abgeholfen werden möge, dies war ihr Wunsch und ihr Bestreben. Was hierin in Frankfurt, Berlin und Wien geleistet worden, liegt zutage; manches blieb zu wünschen, aber viel wurde erreicht. Niemand, der die betreffenden Artikel der Reichsverfassung vom 28. März 1849, der preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848, der österreichischen vom 4. März 1849, des Unionsverfassungsentwurfes vom 26. Mai 1849 überblickt, wird leugnen wollen, daß hierdurch, aller verbliebenen Mängel unerachtet, der katholischen Kirche in Deutschland ein selbständiges Leben aufgetan wurde, wie es in den vorhergegangenen zwei Jahrhunderten kaum noch erkennbar schien.

Die Frage über das Oberhaupt, das dem künftigen Reiche zu geben sei, führte die deutschen Katholiken auf ein neues Feld, auf das

rein politische, und spaltete dadurch leider ihre Reihen. Während die kleinere Zahl davon ausging, daß es überhaupt nicht eine Sache der Katholiken *als solcher* sei, welche hier verhandelt werde, schlug die größere Zahl den entgegengesetzten Weg ein. Wer kann hier hoffen eine tief eingreifende Verschiedenheit zu heben, die von beiden Seiten auf dem Bewußtsein gewissenhafter Prüfung und dem vollen treuen Glauben an die Richtigkeit der gewonnenen Erkenntnis ruht! Wer auch nur erwarten, daß sein hieraus erwachsenes Denken und Handeln die billige Rücksicht finde, die selbst der wirkliche, wenn aufrichtige Gegner in Anspruch nehmen dürfte!

Daß der Österreicher und Bayer mit Abneigung auf eine Neugestaltung Deutschlands hinblickte, welche den König von Preußen an dessen Spitze rufen sollte, ist sehr natürlich; daß diese Empfindung mehr oder weniger unbewußt zugleich mit dem Gedanken an eine konfessionelle Unterordnung zusammenfloß, bei vielen wenigstens begreiflich. Schmerzlicher mußte diese Erscheinung berühren, wo sie nicht in alten geschichtlichen Stammesgefühlen ruhte, oder selbst da hervortrat, wo die Oberherrschaft Friedrich Wilhelms IV. über deutsche Katholiken bereits in Pflicht und Gewohnheit ihre Begründung fand. Schwieriges Rätsel! da eben in solchen Landen diejenigen Katholiken, welche sich gegen den protestantischen Kaiser erhoben, in den schwersten Drangsalen durch Wort und Tat gezeigt hatten, daß sie eingedenk der ewigen Gebote ihrer Kirche dem protestantischen König die

volle Treue bewahrten! Solche, die nur durch Taufe und Namen der katholischen Kirche angehören, hatten in den neuen Landen vielfach gemeinsame Sache gemacht mit den Widersachern der Krone; in den wahren Bekennern des katholischen Glaubens hatte diese in Not und Trübsal dort ihre festesten Stützen gefunden. Viel ist seitdem über diese Hergänge gesprochen und geschrieben worden, ohne den Widerspruch genügend aufzuklären.

Kein unbefangener Beobachter der Vergangenheit und Gegenwart kann sich dem Wahne hingeben, daß der katholischen Kirche dadurch Gefahr drohe, wenn der König von Preußen an die Spitze des Reiches träte. Nicht ohne Grund ist bekanntlich von einer Seite, deren tiefe Liebe zur Kirche wohl niemand bezweifeln möchte, sogar das Entgegengesetzte darzutun versucht worden[1]. Die Voraussetzung aber, daß Preußen vor allem „ein protestantischer Staat" sei, wieviel sie auch von leidenschaftlichen oder unverständigen Freunden und Feinden wiederholt wird, ist rechtlich und faktisch ein Irrtum. Es handelt sich bei solchen Fragen in Deutschland weder um die tiefsten Wünsche für die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse noch um entgegengesetzte Velleitäten, sondern um einfache Anerkennung des Wirklichen. Das deutsche Staatsrecht, so wie es mit unbestrittener Wirkung gilt, kennt keine „katholischen" oder „protestantischen" Staaten, sondern sichert die Gleichberechtigung aller christlichen Bekennt-

[1] Beckedorff, Sendschreiben an seine Wähler. 32. — Corvinus, Radowitz. 1. Band.

nisse. Ein Staat, der unter seinen Bewohnern zwei Fünfteile Katholiken zählt, von dessen neun Provinzen nur vier vorwiegend protestantisch sind, drei zu gleichen Teilen beiden Konfessionen angehören und zwei überwiegend katholisch sind, ist auch tatsächlich kein protestantisches Land. Das Bekenntnis des Regentengeschlechtes entscheidet hierin ebensowenig, als Sachsen dadurch zu einem katholischen, oder Baden zu einem protestantischen Staate wird.

Aber die Räte der Krone, die Beamten, die vielseitigen Einflüsse sind es, welche das katholische Deutschland unter einem protestantischen Oberhaupte gefährden würden! Allerdings tritt man mit solchen Einwürfen der Wirklichkeit näher. Versteht man nämlich unter diesen vereinzelten Bedenken überhaupt den modernen Staat, den Staat, wie er sich in den letzten beiden Jahrhunderten herausgebildet, so ist hiermit der eigentliche Gegner der kirchlichen Selbstständigkeit genannt. Die Grundansicht, daß die Staatsidee das Gesamtleben seiner Angehörigen darstelle und umfasse, daß es ihm also auch allein obliege, hierfür nach allen Seiten hin die Normen aufzustellen und deren Geltung unbeschränkt durchzuführen, diese Lehre ist es, neben welcher eine unabhängige Kirche nicht bestehen kann. Dieser Staat ist ein absoluter, welche Form auch seine Regierung annehme, er muß und wird nicht bloß die katholische Kirche sondern jede sichtbare Gestaltung eines religiösen Bekenntnisses nur als einen Ausfluß seiner Machtvollkommenheit betrachten und sie nur mit allen Institutionen gleichstellen können,

welche unter seiner oberen Leitung zur Förderung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der Staatsbürger eingesetzt sind. So wie sich aber diese Staatstheorie gegen jede Konfession in gleichem Maße wendet, so tritt sie auch ganz gleichermaßen in katholischen wie in protestantischen Landen auf. Ja es läßt sich unwiderleglich nachweisen, daß ihre Wirkung minder fühlbar gewesen ist, wo die natürliche und ehrenhafte Scheu protestantischer Regierungen jene Lehren gegen die katholische Kirche zur Ausübung brachte, als da, wo diese Rücksichten wegfielen. Mit dem Namen des Josephinismus ist die schmachvollste Epoche kirchlicher Zustände gezeichnet; was auch nachher noch in den österreichischen Landen geschah, darüber möge als neuester Beleg auf die betreffenden Stellen der Hirtenschreiben des österreichischen Episkopats vom 17. Juni 1849 hingedeutet werden. Die

---

Hirtenschreiben des österreichischen Episkopates.

Am 30. April 1849 waren die Bischöfe Österreichs zu einer Konferenz nach Wien geladen worden. Kardinal Fürst Schwarzenberg präsidierte. Der Staat erbat sich die Mithilfe des Klerus zur Festigung der absoluten Gewalt. Der Episkopat war hierzu bereit, genehmigte dankend die gewährte Autonomie der Kirche, legte Verwahrung ein gegen die Gleichstellung des Protestantismus mit der katholischen Staatsreligion und verlangte die Beseitigung der josephinischen Ehegesetzgebung, die das Sakrament der Ehe zu einem bürgerlichen Vertragsakt erniedrige. Die Konferenzen der Bischöfe zogen sich in die Länge. Am 6. Juni erhob die Bischofskonferenz Einspruch gegen die durch die josephinische Schöpfung des Religionsfonds erfolgte Schmälerung der kirchlichen Einkünfte, am 15. Juni stellte sie fest, daß der Kirche

Geschichte des bayerischen Staatskirchenrechtes und dessen praktische Ausführung hat eine lange Reihe von Jahren hindurch den treuen Katholiken mehr Kummer bereitet als irgend ein anderes deutsches Land. Wenn in letzten Zeiten der Anblick, welchen jene beiden Glieder der katholischen Welt gewähren, ein befriedigenderer geworden ist, so möge man dieses mit wärmstem Dank erkennen, immer aber aus solchen politischen Phasen nicht Folgerungen ableiten, die über die Dauer der Systeme und Interessen des Augenblicks hinausreichen. Deutschland ist das Land der rechtlichen Parität und Selbständigkeit für alle christlichen Konfessionen; dahin wird es durch seine Geschichte gewiesen. Preußen wiederum hat den Beruf, diese rechtliche Gleichstellung und Unabhängigkeit der Kirchen zunächst in seinen eigenen Landen zu verwirklichen, dann in Deutschland. Wenn beide Teile erst dastehen, jeder in völlig freiem Gebrauche seiner geistigen Waffen, ohne staatliche Hilfe, wie ohne staatliches Hemmnis, dann möge Gott walten!

An diesem Punkt angelangt, gehen die Vertreter der sogenannten großdeutschen Ansicht

---

allein die Aufsicht über die Schule zustehe, da sie mit dem Religionsunterricht die ganze Erziehung der Jugend zu leiten habe. Das Konkordat wurde so vorbereitet. Vgl. Gustav Colmar, Parlament und Verfassung in Österreich 1. Bd. 1902. S. 12 f. Ferner: Aktenstücke, die bischöfliche Versammlung zu Wien betreffend 1850. Zu einer wesentlich anderen Auffassung des josephinischen Zeitalters als Radowitz kommt neuerdings Sebastian Merkle (Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters, 1909).

unter den deutschen Katholiken auf die Behauptung zurück: nicht die Berufung des protestantischen Königs zum Oberhaupte sei der Grund ihres Widerstrebens, sondern dessen notwendige Folge: die Trennung Österreichs von Deutschland, ja wohl auch Bayerns und anderer süddeutschen Staaten. Wer wollte nicht den Schmerz teilen, den eine solche Scheidung von einem der ältesten Stämme unseres Volkes hervorruft, selbst wenn er davon ausgeht, daß die politische Gemeinschaft nicht gelöst, sondern nur in einer beiden Teilen gleich dienlichen Weise umgewandelt werden solle! Wer würde nicht auch eine bloß vorübergehende Sonderung einzelner süddeutschen Staaten als einen Schmerz empfunden haben, auch wenn er noch so fest überzeugt war, daß die dynastischen Abneigungen nicht hingereicht hätten, um vor den höheren Pflichten und Interessen dauernd die Augen zu schließen! Ist aber durch alle diese sonst natürlichen Empfindungen wirklich eine Besorgnis gerechtfertigt, daß die katholische Sache *als solche* Schaden erlitten hätte bei einer Umwandlung des deutschen Staatenbundes, die eine mehr oder minder dauernde Ausscheidung größerer katholischer Landesteile zur Folge haben konnte? Daß diese Besorgnis nicht aus dem Ausscheiden katholischer Regierungen an und für sich fließen kann, wurde eben erörtert. Oder etwa daraus, daß eine mindere Zahl katholischer Regierungen in dem neuen *Bundesstaat* aufgetreten wäre als in dem früheren *Staatenbunde*? Was hat der deutsche Bund unter Österreichs einflußreichem Vorsitz

und Bayerns steter Mitwirkung in einem Zeitraum von 33 Jahren getan im Interesse der kirchlichen Freiheit und Unabhängigkeit, was zur Abwehr der nach allen Seiten hin vorgekommenen Unbilden? Nicht die geringste Regung irgend einer Art, wie nah auch oft genug der Anlaß lag, ist verspürt worden.

Mit mehr Anschein wird man sich darauf beziehen können, daß in dem gewollten Bundesstaate auch der Volksvertretung selbst eine sehr gewichtige Stimme eingeräumt wurde, und daß also die Zusammensetzung des Parlaments nach Ausscheiden zweier großen vorwiegend katholischen Lande die Zahl der katholischen Vertreter jedenfalls verringert hätte. Daß diese Annahme alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, leuchtet ein. Und dennoch widersprechen die Folgerungen, welche man hieraus zu ziehen unternommen, allen Erfahrungen, an denen unsere Zeit leider so überreich gewesen ist.

Die katholische Kirche hat an jede Verfassung, welche sich das neue Deutschland zu geben unternähme, drei Forderungen zu stellen: Unabhängigkeit und Selbständigkeit, Gewähr für ihr Eigentum, Erhaltung ihrer Verbindung mit der Schule. In diesen Punkten ist alles begriffen, was die Kirche vom Staate zu fordern hat, und alles, was sie bedarf. Daß diese gerechten und notwendigen Forderungen aber in irgend einer Gesetzgebung erreicht werden, dafür gibt die größere oder geringere Zahl der Katholiken, welche durch die Wahlen in die legislativen Körper gelangen, durchaus keine Bürgschaft. Wem dieser Satz als Paradoxie erscheint, der prüfe die Ver-

handlungen, welche in Frankfurt, Berlin und Wien und in anderen Ständekammern über die kirchlichen Lebensfragen geführt worden sind. Er verteile die Stimmen, welche die Interessen der Kirche vertraten oder bekämpften nach den Konfessionen, und vergleiche die Resultate [1].

Einem ernsten Studium aller Erscheinungen auf diesem Gebiet, einem tieferen Eindringen in die Natur der dabei tätigen Triebfedern kann es nicht entgehen, daß es nicht die äußeren Gegensätze der Konfessionen in unserer Zeit, sondern die innerhalb derselben tätig gewordenen Kräfte sind, welche über das Verhältnis der Kirche zum Staate die entscheidende Stimme abgeben.

Aber von allen diesen Betrachtungen abgesehen, sollten schon die allgemeinen Bedenken gegen jede Vermischung politischer und kirchlicher Standpunkte und Interessen mehr als je da durchdringen, wo man dem Wohl und Weh der katholischen Sache nicht bloß ein warmes Herz, sondern auch ein offenes Auge zuwendet. Zu allen Zeiten ist die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen die Quelle großen Schadens für die Kirche auf Erden gewesen; in der jetzigen Lage der Welt wäre sie geradezu verderblich. Die Kirche kann nicht auf der einen Seite Freiheit und Selbständigkeit vom Staate fordern, und auf der andern wieder mit den Tendenzen und Phasen irgend einer Politik gemeinsame Sache machen. Es wäre dies offenbares Unrecht und leicht ersichtliche Unvernunft.

---

[1] Rintel, die katholischen Interessen und die deutsche Frage. 1849.

Nie hat es einen Moment gegeben, wo die Stellung der Kirche eine großartigere und fruchtbringendere sein könnte als eben jetzt. Sie pflanze ihre Fahne auf, hoch über allem politischen Getreibe, über allem Zank und Kampfe der Parteiungen der Zeit. Sie fordere alle auf, die angeekelt von dem Unfuge, blutend an den empfangenen Wunden, verzweifelnd an einer gerechten und heilsamen Lösung der Tagesfragen, sich nach wahrer Ruhe und heiligem Frieden sehnen, daß sie sich sammeln unter dem Paniere des Kreuzes und hier eine Einheit und Stille finden, die der Welt versagt ist! Jeder der Ihrigen soll dabei der Obrigkeit gehorchen, „die Gewalt hat", dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber Gott vorbehalten, was Gottes ist.

Dies ist der Beruf, den nichts erfüllen kann als eben die Kirche, die an keine Territorialgrenze, an kein Sonderinteresse, an keine Botmäßigkeit der Regierungen, an kein Evangelium politischer Doktrinen gebunden ist. Von allem diesem ist sie frei, nur auf sich angewiesen, auf die große Gemeinschaft der Gläubigen diesseits, auf ihre ewige Gemeinschaft jenseits. Sie ist es, die mit dem hl. Franz Borgia von der ganzen Erdkugel sagen kann: todo es poco.

Was sehen wir statt dessen? Wie oft schon die beklagenswerte Erscheinung, daß gläubige Katholiken, und zwar nicht als „Staatsbürger", sondern in ihrer katholischen Eigenschaft, in dem

Strudel der Tagespolitik untertauchen! Dort identifizieren sie nur zu häufig die Sache der Kirche mit den vergänglichsten, ja mit den verwerflichsten Formen der weltlichen Partikularinteressen, und drücken auf diese den Stempel der katholischen Kirche. In Frankreich, wo von jeher die union du trone et de l'autel nur bittere Früchte für beide getragen, müssen wir erleben, daß eine recht eigentlich als Vertreterin des Katholizismus sich gerierende Partei das Feldzeichen einer mehr als anrüchigen politischen Sache ansteckt und die Zustimmung zu diesem Unternehmen als Gewissenspflicht fordert; so daß jetzt schon die Katholiken unter dem Rufe: hie Louis Napoleon! hie Henri V.! gegeneinander stehen! In Italien, wo durch Verschmelzung der Regenteninteressen mit der österreichischen Politik das Gift des Hasses gegen die Kirche durch die ganze Nation ausgegossen und ein unerhörter Rückschlag gegen die heiligste Sache hervorgerufen wird. Wenn dort die nicht zu umgehende Tatsache, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche zugleich das vielgetäuschte und vielbedrohte Oberhaupt eines weltlichen Staates ist, so vieles erklärt, wie aber dann in Deutschland, wo es nah daran gekommen ist, daß die katholische Sache durch ihre Verkettung mit bestimmten politischen Strebungen in direkte

---

union du trône et de l'autel = Verbindung von Thron und Altar.

Louis Napoleon, später Napoleon III., Kaiser der Franzosen (1808—1873.)

Henri V., legitimistische Bezeichnung für den Grafen von Chambood (1820—1883), Enkel Karls X.

Feindschaft gegen die berechtigte Strömung des nationalen Geistes gesetzt worden? Das sind wahrlich nicht die Wege, auf welchen die Wohlfahrt der katholischen Kirche und ihrer treuen Bekenner gefördert wird.

Wir kehren aus dieser an Schmerzen und Sorgen reichen Betrachtung zu der Tatsache zurück, daß beim Schlusse des Jahres 1848 die vielgestaltigen Gegner des in der Nationalversammlung vorangestellten Verfassungsgedankens sich fester zusammenscharten. Wie verschieden auch ihre Ausgangspunkte und ihre Endziele waren, in dem, was sie zu hindern gedachten, bestand genügende Übereinstimmung. Was hätte nun der Partei des erblichen Reichsoberhauptes obgelegen, um solchem Widerstande gegenüber ihre Aufgabe durchzusetzen? Welche Linie hätte sie bei richtiger Würdigung der Sachlage von i h r e m Standpunkt aus sich vorzeichnen sollen? Schlichtes Eingeständnis, daß in der Nationalversammlung zwar noch immer der Rechtstitel zur Vereinbarung der Reichsverfassung ruhe, daß ihr aber zu deren Durchführung durchaus die materielle Macht mangele. Fernere Erwägung, daß sie diese fehlende Macht weder von einer neuen Revolution fordern dürfe noch erwarten könne. Daher volle aufrichtige Verständigung mit der preußischen Regierung als derjenigen, welche sie an die Spitze des nationalen Bundesstaates stellen, und von deren eigener Macht sie dessen Realisierung erwarten durfte. Auf diese Gemeinschaft gestützt und durch dieselbe vermittelt, dann Abschluß mit den

anderen deutschen Regierungen und schließlich Übereinkunft mit Österreich.

Erkannten die leitenden Männer der Nationalversammlung diese Bedingungen und Folgerungen als die richtigen, so ergab sich von selbst, daß man von Haus aus zwei Anstöße überwinden müsse: die Endgültigkeitstheorie und den Oberhauptszwist. In ersterer Hinsicht kam es darauf an, die Verlangen der preußischen Regierung in der Verfassung selbst zu befriedigen; trat als Resultat die beendete Verfassungsurkunde so auf, daß sie keinen irgend erheblichen Differenzpunkt mehr in sich schloß, so war der Frage, ob sie durch die Verkündigung der Nationalversammlung oder erst durch die formelle Zustimmung der Regierungen endgültig werde, von vornherein die praktische Bedeutung entzogen. Um die zweite Hauptschwierigkeit zu überwinden, mußte die eigentliche Oberhauptsfrage von der allgemeinen Verfassungssache getrennt werden. Erst wenn durch Annahme oder Ablehnung der Verfassung klar vor Augen lag, welche unter den früheren deutschen Bundesstaaten das neue Reich bilden würden, konnte und durfte die Frage über die Übertragung der erblichen Oberhauptswürde entschieden werden. Nur in dieser Weise war der gefährlichen Verwechselung vorzubeugen, als werde Österreich aus dem deutschen Bundesstaat ausgeschlossen, weil Preußen an dessen Spitze trete, während in der Wirklichkeit Preußen an die Spitze treten sollte, weil Österreich in einen wahren Bundesstaat weder eingehen wollte noch konnte.

Als Reihenfolge der Handlungen hätte sich dann folgendes herausgestellt:

1. Die Verständigung mit Preußen. Hierzu bot die Note vom 23. Januar 1849, in welcher die preußische Regierung über alle wesentliche Punkte ihre Ansichten und Bedingungen aussprach, jede nur irgend zu wünschende Basis. Ihre Gedanken liegen in folgendem:

Hinsichtlich der Stellung zu Österreich: Österreich steht auf der Grundlage der Bundesverträge von 1815, erklärt sich aber bereit zu deren weiterer Entwickelung. Diese Entwickelung muß eine solche sein, daß Deutschland zu einem festen politischen Körper werde. Wenn Österreich an den hierzu erforderlichen Bedingungen nicht durchweg teilnehmen kann, so werden die übrigen deutschen Staaten innerhalb des bisherigen deutschen Bundes einen engeren staatlichen Verein bilden. Wenn Österreich die aus letzterem erwachsenden Pflichten nicht übernehmen kann, so wird es auch die denselben korrespondierenden Rechte nicht ausüben; voraussichtlich beziehen sich diese auf die Gesamtvertretung, die eigentliche Regierung, die auswärtige allgemeine und kommerzielle Politik, die innere Gesetzgebung und den Finanzhaushalt.

Hinsichtlich der Oberhaupts-frage: Deutschland bedarf einer kräftigen Zentralgewalt. Die Wiederaufrichtung der Kaiserwürde ist hiezu nicht allein nicht erforderlich, sondern für die Einigung hinderlich. Preußen wird die obere Leitung nur mit Einwilligung

der Regierungen übernehmen, die sich dem Bundesstaat anschließen.

Hinsichtlich der Vereinbarung: Preußen verzichtet nicht auf seine freie Zustimmung zu der Verfassung. Es ist ratsam, diesen Gegensatz nicht auf die Spitze zu treiben; daher zunächst Verständigung über den Inhalt. Hierzu ist die Erklärung der Regierungen über den Verfassungsentwurf vor dessen Abschluß notwendig.

Diese dargebotene Hand mußte die leitende Partei, wenn sie die ungeheure Bedeutung des Augenblicks und die Wahrheit einigermaßen erkannte, daß die preußische Regierung in keinem Falle über diese Linie hinaus zu drängen sei, sofort und uneingeschränkt ergreifen und festhalten. Dann hatte sie für das Fernere einen sicheren Boden unter den Füßen.

2. Die Beendigung der Verfassungsarbeit, aber ausschließlich der speziellen Bestimmungen über das Reichsoberhaupt. Hierbei vollständige Berücksichtigung der von den Regierungen hervorgehobenen Punkte, also eines konservativen Wahlgesetzes, des absoluten Veto, der auf das Wesentliche beschränkten Zentralisation, und mit Aufnahme eines Vorbehaltes für die deutsch-österreichischen Lande, so daß beim Nichtzutritt zum engeren Bundesstaat ihre Rechte aus den Bundesverträgen von 1815 unangetastet blieben. Die von Preußen mit 28 anderen Regierungen am 23. Februar vorgelegten Einwendungen gegen den Verfassungsentwurf gaben das vollständigste Material für dessen Revision,

wenn irgend guter Wille und Verständnis der Situation in Frankfurt entgegenkam.

3. Vorlage der Verfassung an die Regierungen zur einfachen Erklärung der Annahme oder Ablehnung, am geeignetsten durch Vereinigung ihrer ersten Minister in Frankfurt a. M.

4. Wenn Österreich voraussichtlich diese Verfassung, abgesehen von jeder Form des Oberhauptes, um ihres entschieden bundesstaatlichen Charakters willen ablehnen mußte, so begannen sofort doppelte Verhandlungen.

5. Ohne die Beteiligung der österreichischen Abgeordneten: über den Abschluß der Verfassung durch Erledigung der Oberhauptsfrage im Sinne einer preußischen Reichsvorstandschaft und eines Fürstenkollegiums.

6. Mit den österreichischen Abgeordneten: über den völkerrechtlichen Bund auf Grund der Verträge von 1815, mit oder ohne Ausdehnung derselben auf sämtliche Lande der österreichischen Monarchie. Die Grundlage zu diesem Teile der Verhandlungen mußte der Nationalversammlung durch eine vorgängige Übereinkunft der beiden großen Höfe über Form und Inhalt des neuen Staatenbundes gegeben werden.

7. Formelle Zustimmung sämtlicher Regierungen und hiernächst gleichzeitige Verkündigung beider Resultate.

8. Unverzügliche Einsetzung der Zentralgewalten für den engeren und für den weiteren Bund.

9. Einberufung eines legislativen Reichstags für den Bundesstaat, um einstweilen suspendierte Einzelbestimmungen und Ergänzun-

gen zu beraten, insbesondere aber die abstrakten und mehrdeutigen Angaben der Grundrechte durch wirkliche Gesetze zu ersetzen.

Welche Hindernisse und Hemmungen der glücklichen Durchführung der deutschen Neugestaltung auch auf diesem Wege begegnet wären, wird jedermann fühlen. Ist derselbe aber mit den innerlichsten Triebfedern der damaligen Dinge, mit der Art, Richtung und Macht aller einwirkenden Elemente innerhalb und außerhalb der Nationalversammlung, innerhalb und außerhalb des deutschen Bodens wirklich bekannt, so wird er zweierlei zugestehen: daß auf der angedeuteten Linie das ersehnte Ziel zu erreichen war, auf der eingeschlagenen aber unausbleiblich verfehlt werden mußte. Für letzteres hat leider die Erfahrung den Beweis geliefert, für ersteres würde freilich auch eine noch näher tretende Beleuchtung des Für und Wider nicht über einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hinausführen.

Weshalb wurde dieser Weg nicht betreten? Es stand entgegen: die ganze Gewalt der herrschenden Doktrinen über die Omnipotenz der Versammlung, und über die unentbehrlichen Eigenschaften der Reichsverfassung, ein sehr begreifliches Mißtrauen gegen die äußeren Genossen am Werk und ein schwer begreifliches Vertrauen auf die inneren parlamentarischen Kräfte. Jede große Versammlung hat ihre eigenen Bedingungen und Konvenienzen; von dem Standpunkte des Unbeteiligten betrachtet, fällt das Urteil über Geschehenes und Unterlassenes hart aus; derjenige aber, der solche Zustände,

wenn auch mit ganz anderen Empfindungen, selbst durchgelebt, wird jederzeit Anstand nehmen, den Stab zu brechen über Begebenheiten und Personen.

Die leitende Partei der Nationalversammlung blieb also unerachtet der veränderten Umstände in der Richtung, die sie eingeschlagen hatte. In demselben Maße, als man die außerhalb stehenden Potenzen übersah oder unterschätzte, mußte nun eine ganz unverhältnismäßige und ausschließliche Wichtigkeit auf die Ereignisse innerhalb der Versammlung gelegt werden. Stimmen um jeden Preis, eine Majorität, sei sie auch noch so gering! Das traurigste Schauspiel, das diese denkwürdige Versammlung gesehen, bot sich nun dar. Die vielfarbige, aber starkgegliederte Opposition der „Großdeutschen“ stand in fast gleicher Zahl gegenüber; die Entscheidung lag daher in den Reihen der Linken. Ein kleiner Teil derselben, seinen patriotischen Gefühlen folgend, hatte sich zwar aus edleren Motiven bereits der Einheitspartei angeschlossen; die größere Zahl aber verlangte Lohn für ihre Stimmen, und dieser konnte nur in Zugeständnissen an die demokratischen Prinzipien und Folgerungen gezahlt werden. Von entgegengesetzter Seite aus begann hier jenes Werben um die Stimmen, dort jene Abstimmungen, die das eigene politische Bekenntnis ins Angesicht schlugen, jene Gruppierung von Namen, die sich einander „anheulen“, alle jene Verzerrungen des Parteiwesens, die man in der Erinnerung an eine an großen Intentionen und edlen Bemühungen so reiche Zeit nur zu gerne verlöschen

möchte. Die Folgen blieben nicht aus. Gegen die deutschen Erklärungen der Regierungen wurden die Einzelstaaten in einer maßlosen Zentralisation begraben. Und nicht dem Kaiser wuchs die Kraft zu, die den Fürsten entzogen wurde. Auf eine im extremsten demokratischen Sinne geschaffene Volksvertretung wurde eine Fülle von Befugnissen gehäuft, der gegenüber der Kaiser nicht als eine monarchische Wahrheit, sondern als eine machtlose Fiktion dastand. Ein Regent, der einem dreimaligen Beschlusse des Repräsentanten unweigerlich zu gehorchen hat, ist keiner der Faktoren der Gesetzgebung, sondern lediglich ein ausführender Diener des souveränen Parlamentes. Die monarchische Stellung, die dem Kaiser im Reiche vorenthalten wurde, hätte auch der König in Preußen eingebüßt, da auch dieser Großstaat fast ohne Schranke der Reichsgewalt unterworfen worden wäre. Eine solche Verfassung anzunehmen konnte jeder deutsche Fürst entschieden Bedenken tragen, doppelt aber derjenige, der sich der Verpflichtung unterziehen sollte, ihr mit allen Mitteln allgemeinen Eingang zu erzwingen.

Wohl hätte es in früherer und in jetziger Zeit vielleicht Herrscher gegeben, die sich hierzu bereitgefunden, in der Zuversicht, daß einmal in der neuen Macht befestigt, das ihnen Auferlegte abzuwerfen, das Zugesagte und Verkündete durch eine andere politische Ordnung zu ersetzen sein werde. Konnte aber eine solche Auffassung bei einem Fürsten erwartet werden, der *vor allem* an sein christliches Gewissen gebunden, durch keinen Gewinn in der Gegenwart, durch

keinen Glanz in der Zukunft zu einer Handlungsweise zu bestimmen ist, die mit jenem Maße gemessen als sündlich erscheint?

Es gehörte nur ein mäßiger Grad von Einsicht dazu, um sich zu sagen, daß die Aufstellung einer mit so wenigen Stimmen errungenen, dergestalt gearteten Verfassung in Berlin keine Zustimmung finden, und daß in dieser Voraussicht alle Feinde des deutschen Bundesstaates ihre Anstrengungen verdoppeln würden. So geschah es. Zwar hatten mit Ausnahme der vier Königshöfe alle anderen Regierungen von der Überzeugung sich durchdringen lassen, daß der Abschluß auf dem einmal eingeschlagenen Wege gesucht werden müsse, und ihre Einwilligung zu der Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Preußen erklärt. Aber Österreich konnte mit gutem Grunde seinen Widerstand fortführen und ihn durch die königlichen Mittelstaaten verstärken. Die Ansichten, welche das österreichische Kabinett den in Frankfurt vorwaltenden entgegenstellte, hatten im Laufe der letzten Monate mannigfach gewechselt, mindestens im Ausdrucke. Das Programm des neuen kaiserlichen Ministeriums sprach am 27. November 1848 unumwunden aus, daß es der natürlichen Entwickelung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprozesses entgegensehe. „Erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuen festen Formen gelangt seien, werde es möglich, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu ordnen.“ Hierauf gestützt, hatte die Nationalversammlung ihre Tätigkeit als eine solche betrachtet, welche als beschränkt auf die Verjün-

gung Deutschlands, mit Österreich und seiner Umgestaltung zunächst nichts gemein habe, weder über die österreichisch-deutschen Bundeslande zu verfügen, noch auf deren spezielles Verhältnis zur österreichischen Gesamtmonarchie besonders zu rücksichtigen habe. Die verschiedenen Erklärungen der österreichischen Regierung im Januar und Februar 1849 gingen steigend zu einer wesentlich anderen Auffassung über. Wenn auch vorderhand mehr negierend, drückte das kaiserliche Kabinett doch den deutlichen Willen aus, die deutsche Verfassung nicht ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen und keiner Gestaltung derselben zuzustimmen, die das bisherige Verhältnis Österreichs zum Bunde verändere. Eine mitgeteilte Instruktion vom 27. Februar heftet sich näher an die Oberhauptsfrage, und knüpft an die bereits früher abgegebene Erklärung, daß Österreich keinem anderen deutschen Fürsten sich unterordne, den Vorschlag eines Direktoriums von neun Stimmen, in welchem Österreich und Preußen je zwei führen, Bayern eine, und die anderen vier den übrigen deutschen Fürsten, mit Andeutung der Gruppierung unter die größeren, anheimfallen sollten.

Neben diesen amtlichen Äußerungen gingen vielfache Privatversuche her, um einen angemessenen Ausdruck für die Vereinigung der Wünsche mit den vorliegenden Tatsachen zu finden. Man konnte es in gewissen Augenblicken möglich erachten, daß Deutsch-Österreich ein verbindendes Glied zwischen dem deutschen Reiche und der österreichischen Monarchie abgebe, indem es zugleich Glied des einen und des anderen Staats-

verbandes bliebe. Es wären dann gewissermaßen drei Kreise entstanden, deren erster das deutsche Reich einschließlich Deutsch-Österreichs, der zweite die österreichische Monarchie ebenfalls Deutsch-Österreich umschließend, der dritte aber das deutsche und das österreichische Reich in einem engvereinten völkerrechtlichen Bund eingeschlossen hätte. Sollte dieser Gedanke, der ungeachtet seiner augenfälligen Verwickelung doch große Vorteile für eine wahre Einigung darbot, aber irgend eine Ausführbarkeit erlangen, so mußte die deutsche Bundesstaatsverfassung sich auf ein bescheidenes Maß von Zentralisation beschränken, die österreichische Staatsbildung aber auf dem freiesten Föderationsprinzipe fußen.

Allen diesen Wünschen und Plänen, um zwischen den entgegenstehenden Absichten eine mittlere, ausgleichende Linie aufzufinden, machte die österreichische Reichsverfassung vom 4. März

Die österreichische Reichsverfassung vom 4. März 1849 sollte die staatsrechtlichen Verhältnisse der ganzen Monarchie ordnen im Sinne der Zusammenfassung zu einer „freien, selbständigen, unteilbaren und unauflösbaren konstitutionellen Erbmonarchie". Den einzelnen Kronländern blieb ihre Selbständigkeit innerhalb der von der Reichsverfassung bedingten Beschränkungen gewährleistet. Alle Volksstämme wurden für gleichberechtigt erklärt. Jeder Volksstamm hatte ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Das ganze Reich sollte ein Zoll- und Handelsgebiet bilden. Alle Binnenzölle wurden aufgehoben. In der Reihe der verfassungsgemäßen Bestimmungen über die Rechte des Kaisers hieß es: Der Kaiser wird als Kaiser von Österreich gekrönt und beschwört bei der Krönung die Verfassung. Vgl. Gustav Colmer, Parlament und Verfassung in Österreich 1. Bd. 1902 S. 9.

1849 ein Ende. Wohl mochten Zweifel übrigbleiben, ob der konstitutionelle und parlamentarische Bestandteil jener Verfassung von Haus aus ernstlich gemeint, oder wenn dieses, ob er dennoch je zur Ausführung gelangen werde. Darüber aber, daß die Hauptfrage entschieden sei, daß die österreichische Monarchie hinfüro nicht mehr ein aus selbständigen und freigeordneten Gliedern bestehender Körper, sondern ein gleichförmiger zentralisierter Staat im modernen Sinne sein sollte, darüber konnte füglich niemand die Augen schließen. Wenn zu irgend einer Zeit die an die Stelle der verschiedenen politischen Institutionen der ehemaligen Sonderlande tretende Reichskonstitution wieder verschwände, so würden doch stets die gesamten anderen Folgerungen aus der neuen Staatstheorie in dem „verjüngten" Österreich ihre volle Gültigkeit bewahren. Dieses neue Österreich aber war, als unzertrennlicher Körper, aus jedem organischen Zusammenhange mit Deutschland gelöst, das Verhältnis der bisherigen Bundeslande zu Deutschland nirgend vorbehalten, ja mit keinem Worte erwähnt. Keiner, auch der glühendste Totalist, insofern er sehen konnte und wollte, durfte sich darüber Illusionen machen, daß alle aufrichtig „großdeutschen" Pläne zerronnen, und nur zwei Wege überhaupt eröffnet blieben. *Entweder* die Rückkehr in die Verfassung des alten Bundes, mit oder ohne Aufnahme der österreichischen Gesamtmonarchie; in beiden Fällen ein deutscher Verein, der auf den materiellen und polizeilichen Gebieten noch manche Steigerung zuließ, auf dem politischen

und nationalen aber noch tief unter die Zustände vor 1848 zurückgehen mußte. Oder der Abschluß eines nationalen Bundesstaates ohne Österreich, mit stetem Anerbieten eines weiteren Bundes mit diesem Reiche. Für das eine oder das andere mußte die Entscheidung erfolgen.

Nach dem, was vorhergegangen war, fand sich die Majorität der Nationalversammlung bereits auf den letzteren Weg, aber unter Umständen hingetrieben, die die Erreichung ihres Zieles unmöglich machten. Selbst der in der zwölften Stunde noch gemachte Versuch, diesem Wege auch nur einige Aussicht des Gelingens zu eröffnen, wurde zurückgewiesen!

Sie schloß die Verfassung am 28. März ab, und legte sie am 3. April zugleich mit der Kaiserkrone dem König Friedrich Wilhelm IV. vor.

Inhaltsverzeichnis.

Joseph Maria von Radowitz.

Seite

Einleitung 5

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche.

Vorwort 43
Erstes Gespräch 49
Zweites Gespräch 63
Drittes Gespräch 86
Viertes Gespräch 111
Fünftes Gespräch 131
Sechstes Gespräch 148
Siebentes Gespräch 163
Achtes Gespräch 182
Neuntes Gespräch 220
Zehntes Gespräch 241
Elftes Gespräch 273
Zwölftes Gespräch 285
Dreizehntes Gespräch 302
Vierzehntes Gespräch 329
Fünfzehntes Gespräch 347
Sechzehntes Gespräch 398

Frankfurt am Main.

Einleitung 437
Vor 1848 440
Die Nationalversammlung 466

University of
Connecticut
Libraries